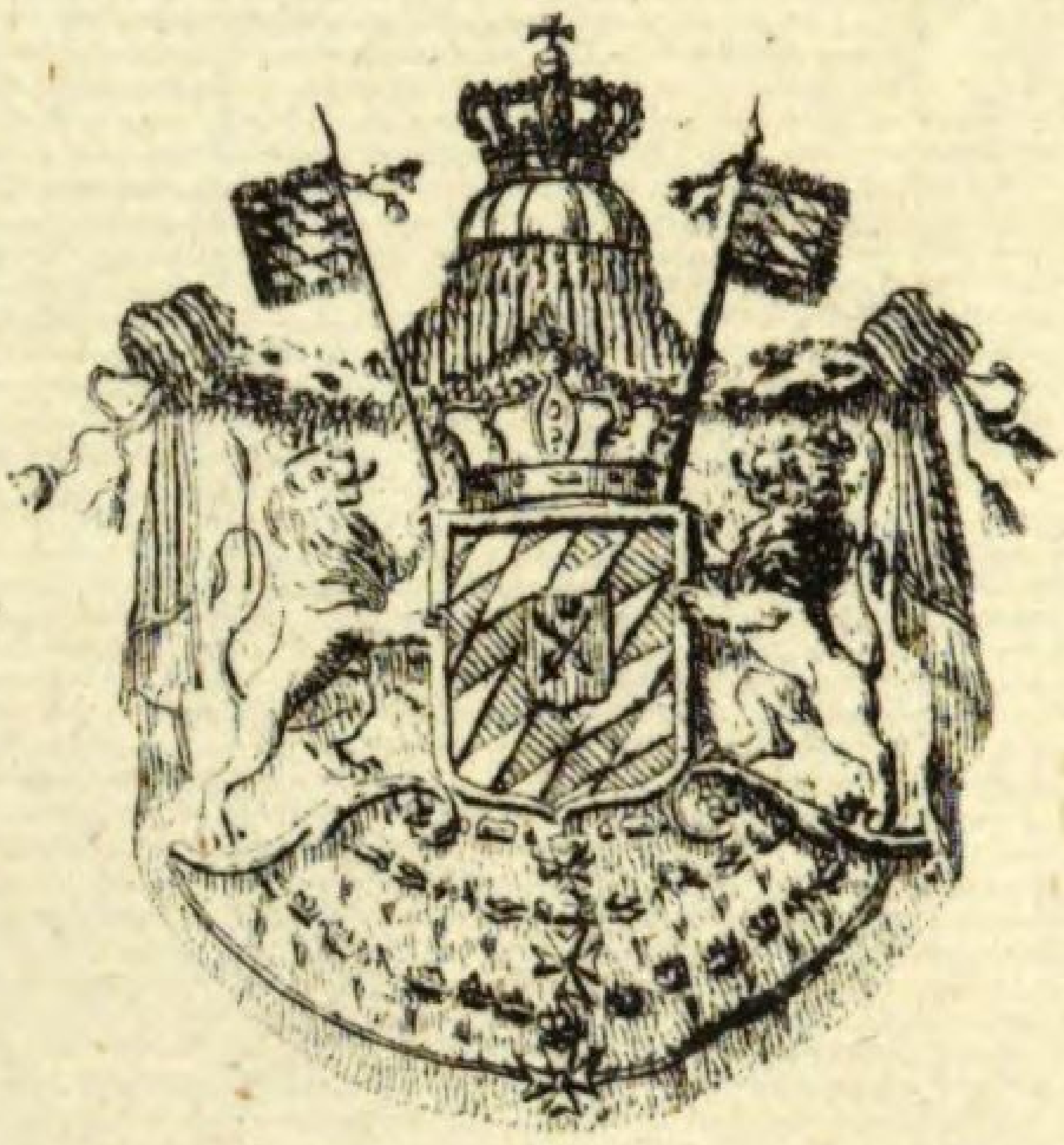
Germ. g.
353 h

Pfizer



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36604526390011

<36604526390011

Bayer. Staatsbibliothek

Pfizer R

Briefwechsel

zweier Deutschen,

herausgegeben

von

P. A. Pfizer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.

242. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Die vorliegende Schrift hat zur Aufgabe, den unausgeglichenen Gegensatz des Theoretischen und Praktischen, von dessen glücklicher Auflösung das künftige Schicksal von Deutschland abzuhängen scheint, mit möglichster Bestimmtheit auszusprechen.

Der Herausgeber weiß daher diese Blätter mit nichts Weiterem zu begleiten, als mit dem Wunsch und mit der Hoffnung, nicht mißverstanden zu werden, wenn er bemüht gewesen ist, jenen noch nicht gehörig entwickelten Ge-

gensatz, ohne Milderung und ohne Scheu vor Uebertreibung, in aller Schroffheit und Schärfe, welche seiner Ausgleichung vorangehen muß, hervortreten zu lassen.

Tübingen im Februar 1831.

Inhaltsübersicht.

Erster Abschnitt.

Erster und zweiter Brief. Werth und Bedeutung der deutschen Philosophie.

Dritter und vierter Brief. Das Absolute und die Welt, als Probe deutscher Realphilosophie.

Fünfter und sechster Brief. Freiheit und Nothwendigkeit.

Siebenter und achter Brief. Religion und Unsterblichkeit.

Neunter und zehnter Brief. Offenbarung und Christenthum.

Eilfter und zwölfter Brief. Verhältniß der Philosophie zur Poesie und Bedeutung der Kunst im Allgemeinen, so wie der Dichtkunst insbesondere.

Zweiter Abschnitt.

Dreizehnter und vierzehnter Brief. Gegenwärtiger Zustand Deutschlands in Beziehung auf Literatur, Kirche, Staat und Leben.

Funfzehnter und sechszehnter Brief. Kosmopolitismus und Nationalität.

Siebenzehnter und achtzehnter Brief. Stellung von Oestreich und Preußen gegen das übrige Deutschland.

Neunzehnter bis einundzwanzigster Brief. Blicke in Deutschlands Zukunft, mit Gründen für und wider die Hoffnung einer festeren Vereinigung der deutschen Staaten.

Erster Abschnitt,

enthaltend

den theoretischen Theil.

Erster Brief.

Friederich an Wilhelm.

Die fünf Jahre, welche du seit deinem Abgange von der Universität damit zugebracht hast, fremde Länder und Menschen kennen zu lernen, haben mich deine Nähe oft um so schmerzlicher vermissen lassen, je lebhafter ich, von trockenen Berufspflichten festgehalten, das Bedürfniß empfinden mußte, in der Welt der Gedanken Ersatz für eine beschränkte Wirklichkeit zu suchen, und je mehr mir in dem frühern täglichen Verkehr mit dir der Austausch unserer Gedanken zur Gewohnheit geworden war. Ich gedenke daher jetzt, wo du dein Zugvogelleben aufgegeben hast und selbst auch einer festen Bestimmung entgegensiehst, zu dieser löblichen Gewohnheit zurückzukehren, überzeugt, daß ich bei dir noch immer eben so freundliches Gehör und eben so aufrichtige Erwiderung wie vormals finden werde.

Da die schöne und immer schöne Zeit, die wir zusammen auf der Hochschule verlebt haben, in die letzte Blüthe der deutschen Burschenschaft fiel, so war es nicht mehr als billig, daß die Sache des gemeinsamen deutschen Vaterlands, zu dessen Wiederherstellung wir uns berufen fühlten, unsere höchste und heiligste Angelegenheit, und die Idee der „christlich-deutschen" Ausbildung der leitende Stern unseres Lebens wurde. Ich wage dir nun zu gestehen daß diese, den meisten Deutschen lächerlich gewordene, Deutschthümelei noch immer alle meine Gedanken beherrscht, wiewohl der Weg, auf dem ich für die gemeinsame Sache mein Schärflein beizutragen hoffe, jetzt ein anderer ist.

Du wirst mit mir darüber einig seyn, daß seit der Reformation Deutschland aufgehört hat, in den äußerlichen Welthändeln eine entscheidende Rolle zu spielen, und daß seine vorherrschende Richtung und Bestimmung eine geistige geworden ist, daß mithin seine künftigen Eroberungen nur im Reiche der Gedanken liegen können. Wie das ewige Rom alle Völker zuerst durch die Gewalt der weltlichen Waffen unterjocht, dann aber auf den Trümmern seiner weltlichen Größe ein noch größeres geistliches Reich mit Hülfe der geistlichen Waffen errichtet hat, so sind auch die Deutschen, welche Roms gedoppelte Weltherrschaft erst mit den Waffen der Gewalt und dann mit denen des Geistes zertrümmert haben, berufen, das gealterte Europa, welches sie in der Völker-

wanderung physisch umgestaltet und erneuert, nun auch geistig zum zweiten Male zu beherrschen und zu regeneriren. Der Anfang dieser großen geistigen Wiedergeburt aber, an deren Spitze Deutschland steht, ist die Reformation. Diese größte Weltbegebenheit der neuern Zeit, welche Deutschlands höchster Ruhm seyn und bleiben wird, ist zwar von Vielen für eine Geißel Deutschlands und für einen Fluch gehalten worden; aber an allem Unheil, was in ihrem Gefolge über Deutschland gekommen, ist nicht die Reformation, sondern allein der verstockte Widerstand, den sie bis jetzt gefunden, Schuld. Mit der Reformation hat für Deutschland, das seit dem Mittelalter Europa physisch beherrschte, eine neue Zeitrechnung begonnen, die seiner geistigen Oberherrschaft; und alle Bemühungen derjenigen, denen die Sache des Vaterlands am Herzen liegt, müssen darauf gerichtet seyn, das Werk der Reformation weiter zu führen, und durch sie den Sieg des Geistes über die Form zu vollenden.

Dieß geschieht aber nicht allein und nicht hauptsächlich durch Haß und leidenschaftliche Anfeindung des Katholicismus, durch Jesuitenriecherei und plebejisches Schimpfen über Mönchs- und Pfaffenthum, sondern durch Stärkung der Intelligenz und Verbreitung des Lichts der Gedanken, mit Einem Worte: durch die Philosophie. Denn die deutsche Philosophie ist neben der französischen Revolution, welche jedoch ihren wahren Ursprung kaum zu kennen scheint, die ächte und vollbür-

tige Tochter der Reformation, und in ihrem Umkreis liegt der Schauplatz unserer künftigen Erfolge. Nicht durch Nachahmung fremder Verfassungsformen, nicht durch eine gewaltsame Umkehrung unserer vielen Monarchien in eine Republik, wie Manche geträumt haben, kann uns geholfen werden. Unser Heil ist zu suchen in der Sicherung und Vermehrung unseres geistigen Eigenthums; nicht die rohe Gewalt, nur die Idee darf uns zur Freiheit leiten; aber in ihr ist auch noch Jugend und Lebenskraft für lange Jahrhunderte enthalten.

Die Philosophie ist der erste Titel unseres Stolzes, und keine Nation der Welt besitzt ein solch organisches, gegliedertes Ganzes philosophischer Heroen, die alle Richtungen der höchsten Wissenschaft umfassen, in dem engen Umkreis weniger Jahrzehente zusammengedrängt. Kant hat die Grundpfeiler alles Denkens und Erkennens für uns aufgerichtet, Fichte den Idealismus, Oken den Realismus in seiner reinsten und erhabensten Gestalt gezeigt, der göttliche Schelling aber die schwebende Identität in einer Fülle und Vollendung aufgefaßt, von der man vor ihm keine Ahnung hatte, und in Hegel ist nun die Wissenschaft sich selbst zum Object geworden, er repräsentirt das Selbstbewußtseyn der Philosophie. Sie ist ohne Widerrede jetzt der geistige Lebenspuls der deutschen Nation, in ihr liegt der Punkt, von dem wir ausgehen müssen, um uns die Welt zum zweiten Male zu unterwerfen, sie kann gedeihen unabhängig von politi-

schen Verhältnissen, ja unsere Zerstückelung begünstigt sie, indem nicht alles Licht auf Einen Punkt gesammelt oder zum Bedarf des Lebens und politischen Treibens absorbirt wird; sie durchdringt allmählich jede Wissenschaft, das ganze Leben und die Politik, sie wird der deutschen Nation zuletzt auch das verlorene Vaterland wieder schenken.

Wem es aber als Träumerei erscheint, solche Wirkungen von ihr zu erwarten, der erinnere sich der Schöpfungen, welche im Alterthum der Philosophie durch Pythagoras, Solon, Plato u. s. w. gelungen sind. Jetzt freilich scheint die Philosophie mehr auflösend und zersetzend als bildend und belebend ihre Kraft zu äußern; aber es kann auch bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge nicht von einem Weiterbauen auf bereits vorhandenen Grundlagen, nicht von Schonung und Wiederbelebung des Bestehenden die Rede seyn. Denn wie sollen mehr als 30 souveräne Fürsten ein festverbundenes, durch Einigkeit starkes Reich bilden können, oder welchen Anknüpfungspunkt zu künftiger Einheit der tausendfach gespaltenen und zerrissenen Interessen so verschiedener und einander fremd gewordener Provinzen darbieten? Nein, die alten, stockenden und verdorbenen Säfte müssen durch reinigende und abführende Mittel ganz hinausgeschafft werden, um ein völlig neues Blut in dem deutschen Staatskörper zu erzeugen, und diese Blut-Reinigung und Erneuerung kann nur die Philosophie, die zwar

langsam, aber desto sicherer fortschreitet, zu Stande bringen. Nur aus einer gänzlichen, durch die leis und stetig wirkende Macht der Ueberzeugung vermittelten Auflösung aller gegenwärtigen Zustände kann eine neue, vernunftgemäße Schöpfung hervorgehen, und ich bin überzeugt, daß, wie sich überhaupt die Rettung Deutschlands, welches seit der Reformation an schweren Wunden krankt, nur von der Vollendung eben dieser Reformation, deren Beginn sein Unglück war, erwarten läßt, so insbesondre deren philosophisches Princip, welches jetzt bei der allgemeinen Verworrenheit und Unnatur meist verneinend und zerstörend sich erweist, nach vollendeter Desorganisation des gesellschaftlichen Zustands wieder organisirend und gestaltend (wie zum Theil jetzt schon in der Theologie, der Jurisprudenz, der Medizin) sich bethätigen wird.

Denn die Philosophie ist es, welche Freiheit hat und Freiheit gibt; Freiheit ist der Angelpunkt, um den sich bei ihr Alles dreht, der Hebel, womit sie das Universum erbaut und in Bewegung setzt, und schon darum wird sie in deinen Augen keiner Rechtfertigung bedürfen, ob ihr gleich, selbst wenn sie von alle dem nichts leisten könnte, die Geltung und Würde einer nothwendigen Wissenschaft schon deßwegen zugestanden werden müßte, weil sie ein wesentliches Bedürfniß des menschlichen Geistes befriedigt.

Zweiter Brief.

Wihm an Friederich.

Ich kann es mir recht wohl gefallen lassen, wenn du die Philosophie, die während meines Wanderlebens mir so ziemlich fremd geworden ist, mir wieder näher bringen willst, besonders wenn du ihr eine so vielversprechende Beziehung auf das deutsche Vaterland zu geben weißt, das auch meines Herzens erste und höchste Liebe geblieben ist.

Nur dieß lass' mich gleich von Anfang an aufrichtig gestehen, daß ich die Wunder, womit du dir schmeichelst, von ihr nicht erwarte. Seit vielen Jahrzehenten treiben wir nun immer Philosophie und nichts als Philosophie, und was ist dabei aus der Nation, welche die Ketten, in die Roms Herrschsucht den Erdkreis geschlagen hatte, zweimal gebrochen hat, geworden? Ich finde es ganz in der Ordnung, daß bei dem Volke, wel-

ches durch ein Uebergewicht physischer Kräfte Jahrhunderte lang alle andern beherrscht hat, bei vorgeschrittener Entwickelung auch der Geist in seiner höchsten Klarheit aufgehe, und daß hiebei dann auch die Philosophie eine Rolle spiele. Aber sie ist nicht das Eine, was Noth thut, was uns zur Nation erheben kann. Die schöpferische Kraft, welche im Alterthum die Philosophie für Staats- und Völkerleben entwickelt hat, verdankte sie dem in sich aufgenommenen poetischen und religiösen Element — wie ja auch das Christenthum unstreitig die höchsten philosophischen Resultate aufstellt, aber seine Wunderkraft nicht einer räsonirenden Deduction seiner ewigen Wahrheiten, sondern der Glaubensmacht seines Stifters verdankt, für den diese Wahrheiten Anschauungen waren, die er als Offenbarung mittheilte und nicht mühselig zu beweisen nöthig hatte.

Jetzt hingegen hat die Philosophie, welche im Alterthum eine wahre Lehrerin der Weisheit war, und überall Staat und Volksleben in den Kreis ihrer Constructionen zog, sich vom Leben abgesondert; und wenn gleich für das größere Publicum noch jetzt der Name Philosoph eine mehr praktische als theoretische Bedeutung hat, und unter Philosophie häufig noch die ächte Welt- oder Lebensweisheit verstanden wird, so wollen doch von dieser Bedeutung unsre heutigen Philosophen nichts mehr wissen. Die einflußreiche Beziehung auf das Leben, die besonders bei den Griechen der Philosophie eigen war,

scheint jetzt vielmehr auf die Poesie übergegangen zu seyn, und der von der Philosophie verlassenen, würdigern und höhern Aufgaben hat sich bei uns die Dichtung angenommen. Soll daher Deutschland noch einmal literarisch verherrlicht werden, so erwarte dieß ja nicht von der Philosophie, sondern von einer neuen, ethischen Poesie, welche höher als jene, für uns jedoch ein Zaubergarten ist, in welchen wir nur lüsterne, verstohlene Blicke aus der Ferne werfen dürfen, und dessen Zugang uns verschlossen bleibt, bis wir durch freie Thatkraft die Fesseln unseres geistigen Lebens wieder gesprengt haben.

Nicht der reflectirende Verstand, sondern das Gemüth ist die auszeichnende Eigenschaft der Deutschen; und was bei uns noch Großes geleistet werden mag, das wird und muß aus dieser Quelle strömen. Die Deutschen sind noch immer das gemüth-, wie das geistvollste Volk der Erde, dem nur für sein tiefes Gemüth und seinen reichen Geist der rechte Gegenstand, ein Vaterland und eine Heimath, fehlt. Wir brauchen gemeinschaftliche Interessen für unsre Zukunft, gemeinschaftliche Institutionen für die Gegenwart, gemeinschaftliche Erinnerungen für die Vergangenheit, mit Einem Wort: statt unseres bisherigen Particularismus, einen Platz in der Weltgeschichte. Die Beziehung auf das Ganze der Weltgeschichte ist ein vorherrschender Zug der neuen Zeit, und wir befinden uns auf einer Stufe der Entwickelung, wo nur der weltgeschichtliche

Gehalt einer Begebenheit Bedeutung verleiht; in unsern zersplitterten Viertels- und Achtelsstaaten, als solchen, aber kann nichts welthistorisches geschehen.

Auch ich erkenne übrigens in der Reformation den Wendepunct der neuen Zeit, die glorreichste Epoche unserer neuern Geschichte, wie in der Teutoburger Schlacht die glorreichste unserer Vorzeit. Aber die Reformation war keine müßig grübelnde Betrachtung, keine Ausgeburt abstracter Reflexion, sondern wesentlich That, nicht der physischen Gewalt, aber des lebendigen Geistes, eine That des Glaubens und der Frömmigkeit sowohl, als der Lebenslust und Freiheit; und in der Gestalt, welche sie als trockene Reflexion und Wissenschaft jetzt bei uns angenommen hat, macht mich dieselbe für das geistige Heil Deutschlands eben so besorgt, als ich die materielle Zersplitterung seiner physischen Kräfte bei ihrem Beginn beklage.

Von der dürren Abstraction und den unfruchtbaren Theorien unserer Zeit gibt es keinen Uebergang zur Wirklichkeit. Zwar schien es neuerlich, als ob die Philosophie selbst eine Sehnsucht nach Realität und das Bedürfniß der Rückkehr zur Wirklichkeit empfunden hätte. Ein Philosoph, der seine Methode der Speculation als die mit dem Schöpfungsprocesse selbst identische angekündigt, versprach uns statt der bisherigen Abstractionen concrete Begriffe und ein System, das höchste Form und höchster Inhalt aller Wirklichkeit zugleich seyn sollte. Auch

will ich gerne glauben, daß dieser tiefsinnige Denker Alles geleistet habe, was für das Leben und die Wirklichkeit von der reinen Speculation aus geschehen kann. Aber so gewiß ich seine Methode, welche das materielle und geistige Universum in, mit und durch den Begriff vor unsern Augen entstehen und die Schöpfung in der Idee vollenden läßt, für die allein philosophische und wissenschaftliche halte, so sehr ich seinen Scharfsinn und seine Dialektik ohne Gleichen auch da bewundere, wo ich ihm nicht folgen kann, — mir wenigstens ist er zum Mittler und Heiland der lebendigen Wirklichkeit nicht geworden. Vielmehr fühlte ich mich durch ihn noch höher hinauf in jene starren Regionen des ewigen Schnees geführt, aus welchen der Rückweg zum Leben nicht mehr zu finden ist. Dort aber fließt uns keine Quelle der Erquickung, und alle Philosophie ist am Ende doch nichts Anderes als eine trockene Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens, die statt der Welt und des Lebens das bloße Denken zu ihrem Gegenstand, und, um die Wirklichkeit des Seyns so ziemlich unbekümmert, die Deduction ihrer Begriffe, heißen diese nun abstracte oder concrete, zur Hauptsache macht.

Ueberdieß vermag ja die Philosophie, mit Ausnahme ganz weniger Fundamentalsätze oder Axiome, welche aber keineswegs ursprüngliches und ausschließliches Eigenthum der Philosophie, sondern ein Gemeingut der ganzen Menschheit sind, nie etwas Allgemeingültiges

hervorzubringen, was doch manche andere Wissenschaften (wie die mathematischen und physikalischen) zu leisten im Stande sind, sondern in jedem philosophischen System lassen sich bedeutende, vielleicht nothwendige Widersprüche nachweisen, jedes ist widerlegbar, wenn nicht direct, doch durch das bekannte Manövre einer Veränderung oder Verwechslung des speculativen Standpunktes. Auch hast du, wenn ich dich recht verstehe, selbst die Ueberzeugung, daß die Philosophie bereits alle Richtungen durchlaufen und alle möglichen Formen bei uns angenommen habe, so daß ich in der That nicht sehe, was dir übrig bleibt, als aus der Masse des Vorhandenen nach deinem Bedürfniß ein System zusammenzusetzen, was freilich eine nicht sehr schwere, aber auch ziemlich undankbare Arbeit seyn mag.

Dritter Brief.

Friederich an Wilhelm.

Bei der Frage, ob die bis jetzt aufgehäuften Schätze an philosophischem Material die Mühe einer neuen Bearbeitung verlohnen, möchte es vor allen Dingen auf einen Versuch ankommen, den ich, wenn du es gestattest, nun auch sogleich wagen will. Es darf dir jedoch nicht bange seyn, mit einer Kritik der Vernunft gequält zu werden, denn dieser unverglichene und ungemessene Maßstab, der sich selber messen und zum Maßstab machen soll, ist ein Unding, ein Widerspruch und eine so hoffnungslose Aufgabe, daß es mir unbegreiflich ist, wie ein Philosoph von Kants durchdringendem Verstande den Gehalt eines Menschenlebens daran setzen konnte. Die ursprünglichen Denkformen, die Kategorien u. s. w. lassen sich nur aufzeigen, allenfalls entwickeln und ableiten, niemals aber kann ausgemittelt werden, ob dieselben mit den Gesetzen des Seyns übereinstimmen oder densel-

ben widersprechen, weil, um die Vergleichung zwischen beiden anzustellen, ein vom Denken verschiedenes und von seinen Gesetzen unabhängiges, aber derselben ebenso, wie der Gesetze des Seyns, bewußtes Organ erforderlich wäre. Denn verkehrt und widersinnig ist es doch gewiß, wenn Kant, um nachzuweisen, daß die Kategorien bloße Formen des Verstandes ohne objective Gültigkeit seyen, zur Aufführung seines Systems eben dieser Kategorien sich bedient, und um die Unfehlbarkeit des Causalitätbegriffs verdächtig zu machen, mit „weil" und „so" argumentirt, mithin die Gültigkeit jenes Begriffs stillschweigend voraussetzt und anerkennt. Kants Lehre von den Formen der Anschauung und den Kategorien könnte allerdings richtig seyn; aber wenn sie wahr und richtig ist, so ist noch viel wahrer und gewisser, daß ihre Wahrheit sich niemals beweisen, sondern bloß glauben läßt; und so ist es mit aller Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens: am Ende hat sie, wie das anspruchloseste und kritisch unbefangenste Nachdenken des natürlichen Menschen über die Verhältnisse der Welt und des Lebens, doch keinen andern Halt und Stützpunkt, als den Glauben an die Möglichkeit eines Erkennens.

Richtig ist es allerdings, daß von Kant bis auf Hegel die Frage:

„in wie weit das Erkennen der Wahrheit möglich,
„und welche Vorstellungsweise und Weltauffassung
„die richtige und gültige sey"?

die

die deutsche Philosophie beinahe ausschließend beschäftigt hat. Die Erörterung der Ansprüche des Geistes auf Wahrheit, ob es ein absolutes Wissen gebe, oder ein bloß menschliches und subjectives, das Aufsuchen der letzten Gründe und Principien einer gültigen Erkenntniß war bisher so sehr die Hauptsache bei unsern philosophischen Bestrebungen, daß das ganze System (auch wo es die subjective Sphäre überschritt) gleichsam nur als die Probe für die Richtigkeit der Methode behandelt wurde.

Was nun die Methode des Philosophirens betrifft, so glaube ich allerdings, daß in der Idee einer mit dem Inhalt identischen, mithin absoluten Methode die formale Philosophie ihren Höhepunkt erreicht hat, und daß alle weitern Fortschritte auf diesem Gebiete bloß in Läuterung, Entwicklung und Durchbildung des bereits Vorhandenen bestehen können. Neben jenen formellen Bestrebungen ist aber auch in Oken ein Genius hervorgetreten, der, die Erkennbarkeit des Wahren als ein Axiom voraussetzend, das reale Schaffen der Gottheit in der Natur, nicht die Gedankenwerkstätte des menschlichen Geistes, belauscht hat.

Dieser, von den Philosophen bisher fast ignorirt, weil die sonst überall einheitslosen Deutschen nur in der Philosophie, als ihrem geistigen Lebenselement, organisch fortschreiten und zusammenhängen, hat das erste System der Natur aufgestellt, das diesen Namen wirk-

ich verdient, weil es das System der Natur, nicht das eines Menschen ist; und in gleichem realem Sinne auch ein System des Absoluten und des Geistes aufzuführen, ist eine Aufgabe, die den Ehrgeiz eines deutschen Philosophen wohl in Versuchung führen kann.

Wie Oken, und wie mit ihm überhaupt der gesunde und unverkünstelte Menschensinn, halte ich nun ganz unbefangen an dem natürlichen Glauben fest: da der menschliche Geist unläugbar das Bedürfniß hat, zu philosophiren oder die Thatsachen der innern und äußern Erfahrung durch denkende Betrachtung nach ihren letzten Gründen und in ihrem innern Zusammenhange zu begreifen, so besitze er auch die Mittel hiezu in einer gesetzmäßigen Anwendung aller seiner Kräfte und Vermögen, deren Grundformen der Realität entsprechen und deren Gesetze zur Wahrheit, nicht zur Täuschung führen werden. Statt also das leere Spiel der Begriffe mit sich selbst, das mit der Wirklichkeit nichts gemein, sondern bloß mit deren hohler Abstraction zu schaffen hat, indem es einen künstlichen Standpunkt annimmt, auf welchem es über das alltägliche Bewußtseyn sich erhaben dünkt, fortzusetzen, werde ich die Thatsachen der äußern Welt und des Bewußtseyns nehmen, wie sie sich jedem Menschen darbieten, und die Philosophie zur Betrachtung des Wirklichen zurückführen.

Was aber deinen der Philosophie gemachten Vorwurf betrifft, daß sie es nie zu einem allgemein gültigen

System gebracht habe, noch jemals bringen werde, mithin der Mathematik und den Naturwissenschaften nachstehe, so ist dieß theilweise ganz unrichtig; denn auch die Philosophie hat ihre Mathematik d. h. ihre rein formelle Wissenschaft, in der reinen Logik, und ihre Naturwissenschaft, d. h. ihre Wissenschaft geistiger Thatsachen, in der Psychologie, und beide haben in ihrer Reinheit so gegründeten Anspruch auf allgemeine Gültigkeit und Anerkennung, als irgend eine mathematische oder Erfahrungswissenschaft. Dagegen ist freilich in den übrigen philosophischen Disciplinen eine durchgängige Uebereinstimmung der Philosophen nie zu hoffen; denn es gibt nur zwei Arten allgemeingültiger Wahrheit: das rein formale Denken (Mathematik und Logik) und die reine Thatsache ohne daran geknüpfte Folgerungen (Empirie, positive Wissenschaft). Die Realphilosophie aber besteht in der Subsumtion der Thatsachen unter die Denkformen, die logischen Gesetze und die Kategorien, und hier beginnt das Reich des Irrthums und der Meinungsverschiedenheiten, welche nie ganz ausgeglichen werden können, weil die Menschen sich nicht zwingen lassen, die mannichfaltigen Gegenstände der innern und äußern Erfahrung auf die gleiche Weise in die allgemeinen Denkbestimmungen aufzunehmen. Handelt es sich nämlich z. B. von Anwendung der Kategorie von Ursache und Wirkung, so wird der Eine behaupten: der Vogel muß fliegen, weil er Flügel hat! — Der Andere:

der Vogel hat Flügel, weil er fliegen muß! — Der Eine wird glauben: der Fisch lebe im Wasser, weil er auf dem Lande weder gehen noch athmen könnte; der Andre: er schwimme und athme durch Kiemen, weil er im Wasser leben soll. Deßgleichen, wenn zur Erklärung des Verhältnisses von Geist und Materie der Begriff von + und — gebraucht wird, so wird der Eine das + im Geist, der Andere in der Materie finden; oder sollen die drei irdischen Elemente: Luft, Erde und Wasser, als +, o und — gedeutet werden, so wird der Eine das Zero im Wasser, der Zweite in der Luft, der Dritte in der Erde wieder erkennen u. s. w. Eine tiefere und reichere Naturkenntniß kann hier zwar auch mehr Uebereinstimmung, nie aber durchgängige und nothwendige Harmonie herbeiführen. Sollte es daher auch Hegel'n und seiner Schule gelingen, die von ihm begonnene Umarbeitung und Revision der Logik zu vollenden, ihre Darstellung zu völliger Klarheit und allgemeiner Verständlichkeit durchzubilden, und so die absolute und allein gültige Methode des Philosophirens festzustellen, so würde damit doch der Streit der Systeme noch kein Ende haben; denn nie wird es ihm und seinen Schülern gelingen, der Welt das Anerkenntniß abzudringen, daß mit dem rechten Denken zugleich auch dessen Inhalt gegeben, und der Begriff, als solcher, etwas Concretes sey. Hierin gerade zeigt sich jedoch die Philosophie concreter, lebendiger und höher als die Mathematik, daß ihre Idee sich in den ver-

schiedenartigsten Systemen verwirklicht und individualisirt, während die inhaltslose Mathematik immer nur eine bleibt und nie zu einem realen Daseyn gelangt. Nur in allen Philosophien zusammen ist die absolute Philosophie enthalten; ein allgemein gültiges absolutes System wird dagegen eben so wenig jemals erscheinen, als ein absolutes höchstes Kunstwerk, das für sich allein die ganze Idee und jede mögliche Richtung der Kunst erschöpft und darstellt.

Eben so gewiß, als der ewige Streit der Systeme, ist aber auch, daß kein philosophisches System, das diesen Namen verdient, der Wahrheit ganz ermangelt; jedes ist auf einem gewissen Standpunkte wahr und gültig, jedes hat seine unsterbliche, aber freilich auch seine sterbliche Seite. Je mehr Systeme der Philosophie, um so mehr vollendet sich die Philosophie selbst nach allen ihren Richtungen, Beziehungen und Betrachtungsweisen. Ueberdieß bereichert jedes System, wenn es auch im Ganzen sich nicht hält, die Nation doch immer mit einigen Wahrheiten und Begriffen, die allgemeinen Eingang finden.

Lass' mich also immerhin, so lang es noch kein System gibt, das Allen gerecht wäre, für mich und meines Gleichen einen Versuch wagen. Wenigstens sollen mich die angeblichen unvermeidlichen Widersprüche, in welche die Speculation sich verwickeln soll, nicht zurückschrecken. Führt die Consequenz des Denkens dergleichen Wider-

sprüche herbei, so wird auch ein zureichender Grund und eine Erklärung derselben sich ergeben, und ich hoffe, der neuerlich von Mystikern und Denkern gleich sehr verunglimpfte Verstand, der als die Quelle solcher Widersprüche verschrien ist, wird sein Geschäft dennoch ehrlich abschließen, indem er es ist, der, nach einem nothwendigen und obersten Gesetz des Denkens, für jeden Widerspruch einen zureichenden Grund fordert und eben dadurch seine Lösung herbeiführt, sollte er hiezu auch eines höherstehenden Vermögens (der Vernunft, der intellectuellen Anschauung, des Glaubens, oder was sonst unter diese Kategorie begriffen werden mag) bedürfen. Denn ich sehe nicht ein, warum man eine theilnehmende Unterstützung dieser Vermögen bei Aufsuchung der Wahrheit verschmähen sollte oder dürfte; vielmehr glaube ich, daß der Geist nur in seiner Totalität die Wahrheit erfaßt, und daß außer dem Vermögen der Begriffe, obgleich dieses, als das Organ der Philosophie, die vornehmste Rolle spielt, auch die andern Seelenvermögen Quellen der Erkenntniß sind.

Um dich nun zu überzeugen, daß der Uebergang vom Denken zum Seyn nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, sondern daß die rechte Betrachtung des Denkens gleich mitten in die lebendigste Wirklichkeit einführt, beginne ich meine Construction mit dem bekannten: cogito, ergo sum. Es ist die höchste und unmittelbar gewisse Thatsache der innern Erfahrung, daß ich denke, und

daß dieses Denken in nothwendiger Beziehung und Verbindung mit einem Seyn steht, ein Object hat und voraussetzt, mithin ein Wissen ist, und zwar ein Wissen von einem Seyn, mit Einem Worte: ein Bewußtseyn. Das Bewußtseyn, oder das gewußte und wissende Seyn, das Seyn und das Wissen um dieses Seyn, ist daher Anfang und Ausgangspunkt der Philosophie, und ihre erste Aufgabe besteht darin, für das Denken und das Seyn und deren nothwendigen unmittelbaren Zusammenhang in Gemäßheit des obersten Denkgesetzes einen zureichenden Grund aufzufinden. Das Seyn muß einen zureichenden Grund haben, das Wissen muß einen zureichenden Grund haben, und das Wissen um das Seyn oder die nothwendige Verknüpfung des Denkens mit dem Seyn muß einen zureichenden Grund haben. Der zureichende Grund des Seyns überhaupt aber ist ein Seyn, das seinen Grund in sich selbst hat, das Unbedingte, Absolute. Wenn irgend etwas existiren soll — und daß etwas existire, ist Thatsache des Bewußtseyns — so muß auch das Absolute, als Grund alles möglichen Seyns, existiren.

Wie nun alles und jedes Seyn ein absolutes Seyn, oder das Seyn an sich, als seinen zureichenden und nothwendigen Grund voraussetzt, eben so setzt auch alles Denken und Wissen ein absolutes Wissen oder ein Wissen voraus, das seinen Grund und Ursprung in sich selbst hat.

Der zureichende Grund endlich der nothwendigen Beziehung des Denkens auf das Seyn oder der zureichende Grund alles Wissens (welches seinem Begriffe nach schon das Seyn voraussetzt) ist der: daß das Wissen das Seyn des Seyns (nicht bloß an sich, sondern) für sich (und mittelbar auch für Andere) ist.

Der zureichende Grund alles Seyns ist also das Seyn an sich, das Urseyn, das absolute Seyn; der zureichende Grund alles Wissens ist das absolute Wissen; und der zureichende Grund der nothwendigen Beziehung des Wissens auf das Seyn ist der: daß das Wissen ein Seyn des Seyns für sich ist. Wie nun alles und jedes Seyn ein absolutes Seyn, das Seyn an sich, und alles Denken und Wissen ein absolutes Wissen als seinen zureichenden und nothwendigen Grund voraussetzt, das Wissen aber ein Seyn des Seyns für sich ist: so kann auch das absolute Wissen nur in einem Seyn des Absoluten für sich bestehen, und die Möglichkeit alles und jedes Wissens setzt ein Seyn des Absoluten für sich eben so gewiß voraus, als alles und jedes Seyn ein absolutes Seyn, und alles und jedes Wissen ein absolutes Wissen voraussetzt.

Das Seyn des Absoluten nicht bloß an sich, sondern auch für sich, oder das Selbstbewußtseyn, die Selbsterscheinung und Offenbarung des Absoluten, ist also der zureichende höchste und letzte Grund alles Seyns und Denkens, so wie ihres nothwendigen Zusammen=

hangs, und der Abdruck des absoluten Selbstbewußtseyns oder der Selbstanschauung des Absoluten ist die bekannte Formel

$$A = A$$

Um aber nicht bloß an sich, sondern auch für sich zu seyn, oder um sich selbst zu erscheinen und anzuschauen, muß sich das Absolute von sich selbst unterscheiden und sich als ein von sich Unterschiedenes sich selbst gegenüberstellen und entgegensetzen, es muß sich selbst zu einem Andern werden und nach dem logischen Gesetze, daß Alles unterscheidbar sey, sich setzen als

$$A = - A.$$

Weil jedoch dieses — A (oder dieses Andere) kein von dem A dem Wesen nach Verschiedenes, vielmehr dieses selbst ist, und es sich darum handelt, daß das A sich in seiner Selbstidentität erkenne, so darf in dem Andersseyn und über der Entgegensetzung die Identität des A mit sich selbst nicht verloren gehen, indem, wenn es bei der bloßen Unterscheidung und dem Andersseßen bliebe, wenn bloß ein — A und nicht zugleich auch ein + A gesetzt würde, kein Seyn für sich, kein Bewußtseyn der Identität des gesetzten A mit dem setzenden, zu Stande käme. Oder logisch ausgedrückt: weil der Satz A = — A (nicht A), wenn es schlechthin dabei bleiben sollte, dem Gesetz der Identität oder A = A widerspräche, so muß A, indem es sich als ein Anderes

setzt, sich zugleich auch als ein sich selbst Gleiches, und im Gegensatze des — A, als + A setzen.

So hätten wir also neben der Formel:

$$A = -A$$

die Formel

$$A = +A$$

und das Absolute hätte sich in der Erscheinung in einen Gegensatz gespalten, in dem es nicht verharren darf, wenn es zu wahrem Selbstbewußtseyn kommen soll. Dieser Gegensatz und Widerspruch muß also (nach dem Gesetze des zureichenden Grundes, welches auch für den Widerspruch einen Grund d. h. eine Erklärung und Lösung fordert) zur Einheit zurückgebracht, die Entzweiung muß aufgehoben und ausgeglichen werden, und dieß geschieht, indem das A sein + und sein — einander wieder gleichsetzt, zum o indifferenzirt und sich selbst als o, als Indifferenz setzt.

Dabei darf jedoch wiederum die Zweiheit des Gegensatzes nicht ganz vernichtet werden, sondern dieselbe muß auch in der Zurückführung zur Einheit und Identität fortbestehen und erhalten werden, indem, wenn der Gegensatz (das + und —) ganz aufhörte, nur die reine Indifferenz A = o übrig bliebe, womit alle Selbsterscheinung des A wiederum ein Ende hätte. Zugleich mit dem — A ist also auch sein nothwendiger Gegensatz, das + A, gesetzt, und zwar dem — A gleichgesetzt, und beide im o indifferenzirt, aber nicht unter-

gegangen, sondern als versöhnter und zur Einheit gebrachter Gegensatz fortbestehend.

Als Ausdruck der Selbsterscheinung des Absoluten oder des Schöpfungsacts hätten wir also die Formel:

$$A = \overset{+}{\underset{-}{o}} A$$

das Absolute setzt sich als das von sich Unterscheidbare (als —), aber doch wieder nicht Verschiedene, sondern sich selbst Gleiche (als +) und in der wieder ausgeglichenen Entgegensetzung (in der Totalität von + — o) mit sich Identische. Dieses $A = \overset{+}{\underset{-}{o}} A$ ist mithin das schaffende Wort Gottes, in ihm liegt das Geheimniß seiner anfangs- und endlosen, ewigen Schöpfung; denn was Gott denkt oder spricht, das ist, und seine Gedanken sind Realitäten, seine Worte Schöpfungen.

In der Formel A = A bedeutet nun das eine A das Absolute, das Seyn an sich, das andere A die Schöpfung oder das Seyn in der Erscheinung; die Copula = hingegen ist der Geist, welcher die Welt Gott gleichsetzt, wodurch Gott sich der Welt als seiner Schöpfung und Offenbarung bewußt ist. Insofern daher der Geist dasjenige ist, was absolutes Seyn und absolutes Wissen in sich vereinigt und effectuirt, ist er die Totalität des Absoluten, und Gott als höchstes, allumfassendes Bewußtseyn ist ein Geist.

Das A, welches die Schöpfung bedeutet, bietet jedoch nach der bisherigen Ausführung als +, o und — drei verschiedene Seiten dar. Die nächste Aufgabe

des Systems ist daher, diese drei Schöpfungselemente oder Weltseiten in der Wirklichkeit aufzuzeigen und ihre Bedeutung klar zu machen.

Die Erscheinung des Absoluten oder die Schöpfung kann, als der Reflex des Absoluten, natürlicher Weise nichts Anderes darstellen, als was in dem Absoluten selbst enthalten ist. In ihr gibt sich explicite und realiter dasjenige kund, was im Absoluten implicite und virtualiter (oder nach Platonischer Weise zu reden: urbildlich, als schöpferische Idee) enthalten ist. Das Wesen des Absoluten (welches als das reine Seyn bloß negativ prädicirt werden kann) ist nun die Unendlichkeit. Diese ist es also, was, wenn das Absolute erscheinen soll, in die Erscheinung treten, d. h. Bestimmungen, bestimmte Richtungen und Dimensionen, oder Formen annehmen muß.

Solcher Formen sind aber nur drei denkbar, nämlich eine Form der intensiven Unendlichkeit, eine Form der extensiven Unendlichkeit, und eine Form der protensiven Unendlichkeit. Die intensive Form, das + in der Schöpfung, ist die Einheit, und in dieser Form wird das Unendliche zum Geist, zur Selbstbestimmung, zur Freiheit; die extensive Form, das — in der Schöpfung ist der Raum, und in dieser Form wird das Unendliche zur Materie; die protensive Form, das o in der Schöpfung, ist die Zeit, und in dieser Form wird das Unendliche oder das Absolute zur Seele, zur Kraft,

zum Leben. Die Zeit ist nämlich die Vereinigung und Ausgleichung des Absolutintensiven, Centralen (der Einheit, des Punkts) und des Absolutextensiven, Peripherischen (der Allheit, des Raums); und wie in ihr + und — sich berühren und zur endlosen Bewegung zusammenschmelzen, so ist auch der Inhalt der Zeit, das psychische Weltelement oder die Seele, nichts Anderes als die Vereinigung und Durchdringung des Geistes und der Materie, des Höchstlebendigen und des Todten; ihr Wesen ist ein beständiges Werden, Entstehen und Vergehen, sie ist der unaufhörliche Wechsel von Bejahen und Verneinen, der ununterbrochene Uebergang von Seyn und Nichtseyn in einander. Geist und Materie aber müssen sich nothwendiger Weise beständig suchen, um sich in einem dritten, neutralen und hermaphroditischen Elemente, bald hassend zu vernichten, bald liebend zu vereinigen (denn Haß und Liebe sind, wie Wollust und Grausamkeit, in ihrer Wurzel identisch, und Liebe ist nur ein veredelter Haß, wie Haß nur eine gemeine, unsittliche Liebe ist), weil sie nichts Anderes als entwickelter Ausdruck und Darstellung der Identität des Andern (des Gesetztseyns) mit dem Ansich (dem Urseyn) sind und ihr Wesen darin besteht, sich gegenseitig zu negiren.

In der Formel

$$A = A \text{ und}$$

$$A = \overset{+}{\underset{-}{0}} A$$

habe ich also das Geheimniß der Schöpfung und die drei Grundelemente derselben, den Geist, die Seele und die Materie; in ihr laufen die Endpunkte alles Existirenden zusammen, sie erklärt das Räthsel, warum denn außer dem Absoluten sonst noch etwas existiren müsse, und mit Hülfe dieses höchsten und allgemeinsten Schema's muß es gelingen, die Entwickelung des Absoluten von Stufe zu Stufe bis zu seiner Rückkehr in sich selbst zu verfolgen, in der Metamorphose und Anamorphose des Unendlichen den ganzen Kreis der Schöpfung zu durchlaufen, und alle Erscheinungen der Welt durch Anweisung ihrer gehörigen Stelle im System zu deuten und zu begreifen, oder das Universum zu construiren.

Vierter Brief.

Wilhelm an Friederich.

Du hast mir mit deinem letzten Brief in die Geheimnisse der Schöpfung einen Blick eröffnet, für welchen ich dir dankbar bin, und den ich auf meine Weise zu benutzen nicht verfehlen werde. Besonders freut es mich, daß du den Muth hast, statt des abstracten und vermeintlichen Absoluten, das die intellectuelle Anschauung in uns selbst finden und ergreifen soll, das wirkliche und wahre Absolute außer uns, in dem wir aber leben, weben und sind, an die Spitze der Philosophie zu stellen.

Dagegen vermisse ich bei dir eine originelle Grundanschauung oder Grundidee, wie bei Schelling die absolute Identität, bei Kant die Unerkennbarkeit des Dings an sich, bei Fichte die selbstgenugsame Allmacht des Ich, bei Hegel die Hypostasirung der Begriffe, und du mußt

sowohl um dieses Mangels als um jenes Vorzugs willen dich darauf gefaßt machen, deine Betrachtungsweise als eine platte, flache und unphilosophische, von verwöhnteren und minder genügsamen Geistern verworfen und verdammt zu sehen.

Was nun aber meine individuellen Wünsche und Bedürfnisse betrifft, so gestehe ich dir offenherzig, daß ich keine große Befriedigung darin finde, zu wissen, daß die Schöpfung die nothwendige Selbsterscheinung Gottes ist. Eine frühere Aeußerung von dir ließ mich hoffen, daß neben der Denkkraft auch den übrigen Kräften und Vermögen der menschlichen Seele in deinem System ihr Recht widerfahren, daß auch ihre Stimme gehört, und diejenige Wahrheit, die in ihnen und jenseits des Begriffs liegt, gleichfalls anerkannt und respectirt werden sollte. Allein auch deine Lehre gibt doch nur die dürre Mathematik des Begriffs, das Gesetz der Nothwendigkeit: Gott muß die Welt erschaffen, weil er sie zu seinem Selbstbewußtseyn nicht entbehren kann; sie ist also sein Fatum, seine Schranke, die er nicht aufheben kann, ohne sich selbst zu vernichten. Ich hingegen glaube, nicht also hat Gott die Welt erschaffen, daß nur er wäre, und die Welt nicht auch für sich etwas seyn sollte. Der Act des Selbstbewußtwerdens ist überhaupt so wenig der höchste in Gott und enthält an und für sich so wenig Göttliches, daß er eben so gut auch als ein diabolischer gedacht werden kann; denn der Teufel will auch sich selbst,

selbst, und nur allein sich selbst. Als ein wahrhaft göttlicher Act erscheint mir die Schöpfung bloß dann, wenn Gott der Schöpfung die Fülle seines eigenen Lebens mittheilt, nicht damit sie, wenn er seinen Proceß in ihr vollendet hat, wieder von ihm verschlungen, sondern damit sie durch die Kraft ihres eigenen Wesens verherrlicht und Gott ähnlich werde. Deine Vorstellung eines Gottes, der die Welt bloß erschafft, weil er sie nöthig hat, ersetzt mir nicht den einfachen Glauben, der die Weltschöpfung als eine freie That der göttlichen Liebe betrachtet, und stillschweigend von der Voraussetzung ausgeht, daß ohne Liebe keine Freiheit und ohne Freiheit keine Liebe sey, beide aber, der Philosophie zum Trotz, in der Welt eben so zur Einheit werden und sich durchdringen sollen, wie sie in Gott von Anbeginn Eins waren, sind und seyn werden. Denn Liebe und Freiheit sind, um mich eurer Sprache zu bedienen, die beiden Pole der Seligkeit, diese der innerliche, centrale, jene der nach Außen gehende, peripherische. Ohne Liebe keine Freiheit, weil ohne Liebe Alles, was außer uns existirt, als eine Beschränkung (unsers Wesens) empfunden wird, und nur durch die Liebe andere Wesen als eine Erweiterung des eigenen Daseyns erscheinen; ohne Freiheit aber auch keine Liebe, sondern bloße Pflichterfüllung, Tugendübung, despotischer Zwang des Sittengesetzes.

Uebrigens hat mir jene höchste Formel, welche du

für alle philosophische Construction gefunden hast, von dem ganzen künftigen System schon ein hinreichend lebendiges Bild erweckt. Ich kann mir jetzt schon ungefähr denken, wie du, um das psychologische Gegenstück zu Okens Naturphilosophie zu gewinnen, das Wollen dem sich ausbreitenden Licht der Sonne oder der Luft, das Denken der nach dem Centrum strebenden Schwere oder der Erde, das Gefühl der indifferenzirenden Wärme oder dem Wasser parallelisirst, die sinnlichen Anschauungen aber, die Empfindungen, die Triebe und Begierden den drei Reichen der Natur entsprechend findest, und in der Vernunft, die sich in eine theoretische, praktische (Gewissen) und mystische (Glauben) eintheilen ließe, das kosmische Element der Weltschöpfung wieder erkennst. Du wirst dir also um meinetwillen die Bemühung, dein System auf eine mir anschauliche Weise bis ins Einzelne zu vollenden und durchzuführen, um so mehr ersparen können, als meines Bedünkens ein solcher Versuch fast nothwendig mißlingen muß.

Du selbst gestehst nämlich, daß das sogenannte Construiren oder Deduciren kein Produciren, sondern nur ein Erkennen und Begreifen des Gegebenen nach seiner Bedeutung und nach seiner Stellung im Systeme ist. Nun wäre es ja gar wohl möglich, und ist sogar höchst wahrscheinlich, daß manche Ringe in der großen Schöpfungskette, manche Sphären der unermeßlichen Weltentwicklung, völlig außer unserm Bereiche lägen; we-

nigstens kann nie bewiesen werden, daß der Planet, den wir bewohnen, und der endliche Geist, der in uns denkt, alle Formen und Stufen des Erschaffenen umfasse; und da mithin die, in unserer lückenhaften Erfahrung gewiß hie und da fehlenden, Mittelglieder dem Schließen der Kette ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg legen müssen, so dürfte es gerathen seyn, dem stolzen Gedanken eines dem All adäquaten und identischen Systems zu entsagen.

Dagegen wird jeder sinnige Forscher die Ueberzeugung haben, daß Ein Grundgesetz durch alle Schöpfung gehe und die Welt nichts Anderes als ein in Mikrokosmen auseinandergegangener, gegliederter Makrokosmus sey. Somit, glaube ich, könntest du nun ohne Bedenken dich der Betrachtung desjenigen, was die Schöpfung uns im Einzelnen von dergleichen besonders anziehenden Mikrokosmen darbietet, freier überlassen. Denn du darfst ja überzeugt seyn, daß die Anwendung derselben grundgesetzlichen Formel, welche du in der Mathematik des Absoluten gefunden hast, dir, wenn sie richtig ist, auch die nothwendige Natur alles Erschaffenen aufschließen werde, ohne daß du nöthig hast, alle Kreise des unermeßlichen Weltganzen in ununterbrochenem Zusammenhang und in ihrer Aufeinanderfolge methodisch zu erfassen.

Ich fordere dich daher auf, mir deine Gedanken über das Wesen des Geistes, seine Freiheit und Unsterb-

lichkeit, deine Entdeckungen über Natur, Kunst, Religion und Offenbarung, deine Ansicht von der Bestimmung des Menschen und der Menschheit, mitzutheilen, sey es nun, indem du des von dir entdeckten Schöpfungsschlüssels dich bedienst, oder indem du, was mir lieber wäre, ohne das leidige Schematisiren, das der Tod der Productivität und unbefangenen Betrachtung ist, die höhern, der Begriffsphilosophie unzugänglichen, Anschauungen geltend machst.

Fünfter Brief.

Friederich an Wilhelm.

Durch deinen Vorwurf, daß es mir an einem originellen Grundgedanken fehle, finde ich mich eher geschmeichelt als gedemüthigt, indem das, was du an Kant, Fichte, Schelling und Hegel als das Originelle heraushebst, mir gerade als die sterbliche Seite ihres Systems erscheint. Dagegen kann ich mir den weitern Vorwurf, daß mein System nur starre Mathematik und Begriffsphilosophie sey, von Freiheit und Liebe aber nichts wisse nicht ebenso ruhig gefallen lassen. Daß Liebe und Freiheit, wie du sagst, identisch seyen, ist auch der Philosophie bekannt; denn nur die Liebe, indem sie Alles umfaßt und in sich aufnimmt, weiß von keiner Schranke, und ist eben deßwegen die wahre und höchste Freiheit. Ich sehe aber nicht ein, was du damit gegen mich gewinnst. Denn auf dem Punkte, wo Liebe und Freiheit zusammen=

fallen, ist mit beiden auch die Nothwendigkeit (oder die Wahrheit) Eins geworden, und es wird sich späterhin zeigen, daß die Philosophie neben dem mathematischen Standpunkte einen ethischen und religiösen Standpunkt kennt, und daß an die Vorstellung: Gott hat die Welt erschaffen, um seiner bewußt zu werden -- auch noch andere Betrachtungsweisen sich anschließen, deren Resultat ist: Gott hat die Welt um der Freiheit willen erschaffen; — und: Gott hat die Welt um der Liebe willen erschaffen. Wie du nun aber vollends dazu kommen mochtest, zu behaupten, die Welt oder die Nothwendigkeit einer Weltschöpfung in meinem Sinne sey eine Schranke des Absoluten, ein Fatum für die freie Gottheit, ist mir unerklärlich. Gott kann freilich, um ganz Gott zu seyn, der Welt nicht entbehren, aber er ist darum nicht abhängiger von ihr, als der Geist des Menschen von seinem Selbstbewußtseyn oder von seinen Gedanken. Die Welt gehört von Ewigkeit her zum Wesen Gottes, und wenn du eine Schranke darin findest, daß Gott der Welt bedarf, um seiner bewußt zu seyn, so mußt du es auch für eine Beschränkung der göttlichen Vollkommenheit erklären, daß Gott eines realen Daseyns bedarf, um wirklich und lebendig zu existiren.

Du würdest übrigens irren, wenn du glaubtest, daß die bisher gefundenen Resultate reines Product des abstracten Denkens seyen, und wenn du mir bloß mit dem Gedanken gefolgt bist, so hast du mich sicherlich nicht

verstehen können. Schon um die bisherigen Sätze über das Wesen und die Selbsterscheinung des Absoluten zu verstehen, ist nothwendig, daß man sich ihren Inhalt vorstellen, d. h. anschauend denken könne; dieß gilt namentlich von dem Satze, daß das Wissen ein Seyn des Seyns für sich ist, und der Satz: Ich denke, also bin ich; oder: Was denkt, das ist, — ist vollends bloß eine reine innere Anschauung, kein Schluß.

Von den Gegenständen nun, über welche du von mir Aufschlüsse verlangst, ohne den Gebrauch meines Schema's, das natürlich bloß in einer streng systematischen Durchführung sich erwahren kann, gestatten zu wollen, ist die Freiheit, und was mit ihr zusammenhängt, für die Philosophie von ganz besonderer Wichtigkeit, daher ich eile, dein Verlangen in diesem Punkte zu befriedigen.

Was die materielle Seite der Schöpfung betrifft, so wäre es zwar ein angenehmes Geschäft, das Werden und Schaffen der Natur nach Okens meisterhaftem System in der Kürze zu durchgehen und ihre Wege von der ersten Offenbarung im kosmischen Element (als Licht, Schwere, Wärme oder Feuer) durch die Metamorphose der irdischen Elemente, der Luft, der Erde und des Wassers, bis zu ihrer Anamorphose in Mineralien, Pflanzen und Thiere zu verfolgen. Da jedoch dieß für deine Geduld eine zu harte Probe scheint, so will ich gleich mit derjenigen Seite der Schöpfung den Anfang machen, wo die für dich so anstößige Mathematik des

Begriffs nicht mehr ausreicht, wenn du mir nur erlauben willst, einige wenige, an das Bisherige sich anschließende, Betrachtungen übergangsweise noch vorauszuschicken.

Es gibt realistische Philosophen, welche dem Absoluten das Bewußtseyn absprechen, weil dieses ihnen als eine Schranke erscheint, indem sie es mit der durch den Gegensatz eines Nichtich beschränkten und bedingten Ichheit des empirischen Bewußtseyns verwechseln. Es gibt ästhetisirende Philosophen, welche ein Selbstbewußtseyn des Absoluten läugnen, weil die ächte Schöpferkraft unbewußt wirken, und wie beim Genie, so auch in Gott, das Bewußtlose das wahrhaft Göttliche seyn soll. Uns dgegen hat sich ergeben, daß Seyn und Wissen nothwendig zusammengehören und nur das bewußte Seyn wahres Seyn ist, wogegen ein Seyn, das weder (von Andern) gewußt, noch (sich selbst) bewußt wäre, so gut wie nichts, ja in der That gar nichts ist.

Eben aber, weil Seyn und Wissen nothwendig verbunden und die Welt nichts Anderes als die Selbsterscheinung Gottes ist, kann auch die Schöpfung nicht etwa jünger als Gott, sondern sie muß, weil Gott von Ewigkeit her seiner Realität sich bewußt ist, gleich ewig und von Ewigkeit her ihm coexistent seyn. Die Schöpfung darf ferner nicht gedacht werden als etwas in der Vergangenheit Liegendes und Abgeschlossenes; der Schöpfungsact dauert vielmehr ununterbrochen fort, er wie-

derholt sich in jedem Moment der Zeit, wie in jedem Punkt des Raums, und eben deßwegen ist es unmöglich, in der Reihe der empirischen Ursachen auf eine absolut letzte zu stoßen oder irgendwo und irgendwann in der Erfahrung den Punkt zu finden und aufzuzeigen, wo das Absolute in das Bestimmte, das Unendliche ins Endliche, das Unbedingte ins Bedingte übergeht oder die Ewigkeit in die Zeit getreten ist. Denn dieser Uebergang ist von Ewigkeit und dauert in Ewigkeit als Substrat aller endlichen Schöpfungen und Geburten, als allen endlichen, bedingten Ursachen und Wirkungen immanent und coexistirend. Grund und Zweck der Schöpfung ist daher die Selbsterscheinung des Absoluten, und in ihrer Bestimmung liegt es, nie so gänzlich in das Absolute zurückzugehen, daß sie völlig darin ausgelöscht würde und verschwände, weil eben damit das Bewußtseyn Gottes aufhören würde.

Daraus erklärt sich denn die nothwendige Mangelhaftigkeit alles Endlichen und Erschaffenen. Das Unvollkommene und das Böse ist der nothwendige Grund (die Basis) des Vollkommenen und des Guten in der Schöpfung; wäre das Erschaffene ganz vollkommen, so hörte es auch auf endlich zu seyn, und wäre selbst zum Absoluten geworden. Das Gute und Vollkommene existirt freilich auch in jedem Augenblick der Schöpfung, aber es existirt nicht allein, sondern neben und mit dem dunkeln Princip, als seinem Gegensatz, und durch die-

sen, als den nothwendigen Grund seines Existentwerdens. Ohne das Böse wäre auch das Gute nicht wirklich, ohne Finsterniß gäbe es kein Licht, das Uebel ist der Grund der Seligkeit, die Nothwendigkeit der Grund der Freiheit, die Welt der Grund Gottes als eines Geistes.

Dabei muß man sich aber, weil jedem Werden in der Welt ein Vergehen entspricht, vor der irrigen, heutiges Tages so beliebt gewordenen Vorstellung hüten, als ob die Entwicklung des Guten aus dem Bösen, des Vollkommenen aus dem Unvollkommenen, in einer endlos fortschreitenden Annäherung bestände. Denn es gibt keine armseligere und Gottes unwürdigere Vorstellung, als wenn man annimmt, daß das Werk seiner Schöpfung sich nie vollende, Gott also mit dem, was er eigentlich wolle, niemals ganz fertig werden könne. Die Wahrheit liegt darin, daß Gott in jedem Moment zur vollständigen Erscheinung kommt, aber auch immer nur momentan die vollendete Einheit erscheint; daß er zugleich ewig wird und ewig ist, daß die Gegensätze der Welt ewig aus einander treten, und ewig wieder sich vereinigen.

Von diesen nothwendigen Gegensätzen der Schöpfung ist nun der bedeutendste und höchste der der Freiheit und der Nothwendigkeit. Die Freiheit oder das Vermögen, sich selbst Zwecke zu setzen und zwischen Gutem und Bösem (nothwendigen und allgemeinen, oder willkürlichen und selbstsüchtigen Zwecken) zu wählen, erscheint als das ausschließliche Eigenthum des Geistes, dessen We-

sen in der freien Einheit besteht, und ist ein der reinen Speculation unbequemer und lästiger Begriff, den sie, weil ihr die Nothwendigkeit homogener und befreundeter ist als die Freiheit, wo nicht ganz läugnen, doch höchstens in der abstracten Form des Unbedingten, als causa sui oder als Selbstbestimmung zur Thätigkeit, anerkennen und gelten lassen würde, wenn nicht ein unabweisbares Gefühl darauf bestände, die Freiheit für etwas Wirkliches, und zwar für etwas Höheres und Besseres als die Nothwendigkeit zu erklären. Aber durch Gefühl und Gewissen zu ihrer Anerkennung gezwungen, erhebt der denkende Geist sich auf den ethischen Standpunkt, und wenn ihm auf dem natürlichen Standpunkte die Schöpfung bloß als die zum Selbstbewußtseyn Gottes nothwendige Offenbarung des Absoluten erschien, so erkennt er nun die Schöpfung als das freie und um der Freiheit willen erschaffene Werk der göttlichen Allmacht, dessen Endzweck in die Realisirung der Freiheit und der Sittlichkeit zu setzen ist.

Der unterscheidende Charakter der Freiheit und ihr innerstes Wesen besteht nun in der Negation der Nothwendigkeit, und die Betrachtung ihres Verhältnisses zur Nothwendigkeit muß uns die wahre Natur der Freiheit offenbaren. Schon aus dem Begriff der Freiheit als Gegensatzes der Nothwendigkeit, ergibt sich zuvörderst die Unmöglichkeit, das freie Handeln bestimmten Gesetzen und Regeln, d. h. einer Nothwendigkeit zu unter=

werfen, und zugleich die Verkehrtheit philosophischer Pedanten, welche uns in ihren Moralcompendien mit einer systematischen Sittenlehre und vollständigen Gesetzbüchern sämmtlicher Tugendpflichten beschenken wollen. Jede ächte That ist eine Aufgabe, die aus Freiheit gelöst werden muß. Was unter gewissen Voraussetzungen sittlich ist, stellt sich unter andern als unsittlich dar, und die Tugend, welche nur den Buchstaben des Gesetzes kennt und nach diesem lebt, ist keine Freiheit, sondern Sclaverei, zwar der Weg, die Grundlage und der Uebergang vom Zwange der Nothwendigkeit zur Sittlichkeit, aber nicht diese selbst. – Freiheit und Nothwendigkeit stehen sich nämlich als absolute Gegensätze gegenüber; aber da alle Gegensätze der Welt von selbst und nothwendig zur Ausgleichung und Vereinigung zusammenstreben, ja die ganze Schöpfung, ihr Leben und ihre Bewegung, nichts Anderes ist, als die unendliche Vermittlung aller Gegensätze, so muß auch der Gegensatz der Freiheit und der Nothwendigkeit in der Welt zur Einheit gebracht werden, und diese Vereinigung und Ausgleichung erfolgt auf gedoppelte, auf eine äußerliche und auf eine innerliche Weise.

Die Freiheit, absolut genommen, ist nämlich sowohl Negation der Nothwendigkeit, d. h. der äußern Naturnothwendigkeit als auch fremder Freiheit. Die Collision der Freiheit mit anderer Freiheit wird nun äußerlich gelöst durch das Recht, dessen Erscheinung der Staat ist,

und der die ihre Gränzen überschreitende Willkür durch Zwang in ihre Schranken zurückweist, innerlich durch die Tugend, welche sich zum Besten freier Mitgeschöpfe freiwillig beschränkt. Die Collision der Freiheit mit der Nothwendigkeit aber wird äußerlich gelöst durch Weltordnung und Schicksal, innerlich durch Sittlichkeit und Heiligung des Willens.

Die Weltordnung oder das Schicksal ist die göttliche Nothwendigkeit, wodurch der Gang aller Entwicklungen, der Natur sowohl als der Menschheit, unwandelbar bestimmt ist. In diesen Gang hemmend oder abändernd einzugreifen, ist der menschlichen Willkür nimmermehr gestattet, und eigentlich frei ist daher nur die innere Absicht, niemals die That selbst, insofern sie zu einem Aeußern wird. Alle Störungen und Abweichungen von der Regel der göttlichen Weltordnung, welche durch die Willkür des Menschen und den Eigenwillen des Geschöpfs entstehen sollen, sind bloß Schein und Täuschung des Verstandes; die Sünde aber ist die ewige Lüge, welche den von Gott abtrünnigen Menschen mit dem schmeichelnden Trugbild einer höhern Freiheit verrätherisch an sich lockt, um ihn der schonungslosen, unausweichlichen Nothwendigkeit nur desto sicherer zu überliefern. Das Gesetz der Nothwendigkeit ist der rothe Faden, der sich durch das ganze Gewebe der Geschichte, durch alle Ereignisse der Welt und des Völkerlebens, durch ganze Geschlechter, wie durch das Schicksal jedes

Einzelnen, unzerstörbar hindurchzieht, und was in der Welt einmal geschehen soll, das muß geschehen, wenn nicht auf die eine, doch auf die andere Weise. Denn die Welt ist so unendlich reich an Mitteln und an Wegen, daß, wenn auch der Freiheit und der Willkür neben der Nothwendigkeit ein Spielraum offen bleibt, das Nothwendige, was auf dem einen Wege hätte vollbracht werden können, aber auf diesem nicht vollbracht worden ist, auf einem andern Wege nun um so gewisser eintritt. Hätte Armin die Herrschaft der Römer über Deutschland nicht gebrochen, so hätte es Civilis gethan. Weil Huß den Versuch einer Kirchenverbesserung mit dem Leben bezahlt, so mußte Luther sie zu Stande bringen. Wären Napoleons Heere nicht in Rußland erfroren, so hätte das Verhängniß, das nun einmal aufhören sollte, ihm günstig zu seyn, ihm einen andern unvermeidlichen Untergang bereitet.

Der Wille Gottes ist der Bildungstrieb des Universums, und wie die, in der natürlichen, geraden Richtung ihres Wachsthums durch ein äußeres Hemmniß gestörte Pflanze bewußtlos sich zur Seite wendet und nun in anderer Richtung sich ausbreitend das Gesetz ihres Lebens erfüllt, so weiß auch das Verhängniß, unaufgehalten durch den Widerstand der Freiheit, überall seinen sichern Weg zu finden, alles entwickelt sich aus nothwendigen Gesetzen, und diese Gesetze sind für die Natur und für die Menschheit gleich unwandelbar,

Ihre wesentliche Einheit bleibt auch keinem zweifelhaft, dessen Blick sich nicht, am Einzelnen haftend, durch den Schein der Willkür irren läßt, sondern auf das große Ganze der Erscheinungen gerichtet ist. Es ist ein grober Irrthum, wenn man oft behauptet, nur an der Menschheit sey eine fortschreitende Entwicklung wahrzunehmen, nur die Menschheit sey der Vervollkommnung, und zwar einer endlosen, immer wachsenden Vervollkommnung fähig, die Natur aber bleibe sich, im Gegensatze mit dem rastlosen Prometheischen Geschlecht der Menschen, immer gleich. Durch die großen Erdrevolutionen und Erdbildungsperioden, mit welchen uns die Geognosie bekannt gemacht hat, durch die im Schoß der Erde aufgefundenen Ueberbleibsel von ausgestorbenen Thiergattungen, welche einer frühern Schöpfung angehören, ist unwidersprechlich dargethan, daß auch die Natur ihre Geschichte hat. Es läßt sich gar nicht anders denken, als daß Jahrtausende verflossen sind, bis die Erde sich allmählich zu ihrer jetzigen Gestalt und Beschaffenheit entwickelte, daß die verschiedenen Organisationen von Pflanzen und von Thieren nicht auf Einmal, sondern in langen Zwischenräumen entstanden sind, und daß die ursprüngliche Hervorbringung derselben, an deren Stelle jetzt die Fortpflanzung durch Samen oder durch die Zeugung getreten ist, für jede Gattung besondere Bedingungen, Verhältnisse und von dem gegenwärtigen Zustande ganz verschiedene Entwicklungsperioden des

Planetenlebens voraussetzt. Wenn dagegen jetzt die Natur im Ganzen ruhend und stabil erscheint, so ist nicht zu vergessen, daß die Menschheit selbst ein Theil der Natur und deren höchstes und vollendetstes Erzeugniß ist. Die Menschheit ist der Sinn, das geistige Organ des Planeten, die Entwicklung der Menschheit ist daher zugleich Entwicklung der Natur, und auf den unteren Schöpfungsstufen, bei den niedrigern Organisationen und Gebilden, herrscht nur darum gegenwärtig Ruhe, weil die Bewegung sich in die höchste Sphäre hinaufgezogen und darin concentrirt hat, weil die schaffende Naturkraft gegenwärtig mit dem Proceß der Weltgeschichte durch die Entwicklung des Menschengeschlechts ausschließlich oder doch vorzugsweise beschäftigt ist. Ist aber einmal auch auf dieser höchsten Stufe die vollendete Entwicklung eingetreten und die Lebenskraft erschöpft, so beginnt die zurücklaufende Zerstörung, welche jeder Schöpfung in der Welt entspricht, wieder vom Menschen an durch alle Kreise der Natur hinab, bis aus der vollendeten Auflösung eine neue Welt hervorkeimt. Diejenigen aber, welche von einer wandellosen Gleichförmigkeit des Naturlebens und von einer endlosen Fortbewegung und Annäherung der Menschheit zur Vollkommenheit reden, scheinen über dem Gesetze der Entwicklung das entsprechende Gesetz des Zerfalls, kurz, den ewigen Kreislauf zu übersehen, den schon eine oberflächliche Kenntniß der Geschichte uns doch

sonnenklar vor Augen stellt. Alle die gepriesenen, mächtigen Völker des Alterthums sind untergegangen und werden nie wieder in der früheren Gestalt erstehen; die frühzeitige Cultur Asiens und Nordafrica's ist verschwunden, und unsere heutige europäische Bildung ist nichts weniger als eine Fortsetzung und Vollendung der antiken, sondern eine auf eigenthümlichem Grund und Boden aus ganz verschiedenartigen Elementen erwachsene. Oder möchte irgend Jemand noch im Ernst behaupten, daß wir das, was Griechen oder Römer unvollendet hinterlassen, weitergeführt, und daß wir jetzt besser und vollkommener geworden seyen, als vor uns die Alten einst gewesen sind? Müssen wir nicht eingestehen, daß wir in vielen Beziehungen immer hinter dem Alterthum zurückbleiben werden? Findet der Geschichtforscher nicht im Orient noch Spuren einer uralten Weisheit, welche die Philosophie der Modernen in mancher Rücksicht beschämen kann?

Die Welt wird neu, aber das Alte wird nicht wieder jung, und in ihren eigenthümlichen Vorzügen werden wir die untergegangenen Geschlechter nie erreichen; aber durch die vollständige Entwicklung der in uns liegenden individuellen Lebenskeime können wir uns auf anderem Wege zum Gipfel der Menschheit ebenso wie sie erheben, bis auch uns das unerbittliche Schicksal wieder abruft, bis auch unser Leben verglimmt, um einer neuen Schöpfung Platz zu machen. In der

Welt ist nichts beharrlich, als die ewig kreisende Bewegung, der unendliche Wechsel:

„Nach ewigen ehernen,
Großen Gesetzen
Müssen wir Alle
Unseres Daseyns
Kreise vollenden,"

und die einzige Weisheit und Sittlichkeit zugleich besteht in dem freien Entschluß, sich dem Weltgesetz zu unterwerfen und den Willen und die Zwecke Gottes zu den seinigen zu machen. Das Nothwendige mit Freiheit wollen und vollbringen, statt ihm fruchtlos und unmächtig zu widerstreben, ist die ächte und einzige Sittlichkeit, ist die wahre Versöhnung der Nothwendigkeit mit der Freiheit. Zweck und Wille Gottes in der Weltschöpfung ist aber das intensivste Seyn, die erfüllteste Gegenwart, die reichste Ausbreitung und harmonische Entfaltung aller Keime des Lebendigen, indem, je reicher und voller die Welt, um so entwickelter und vollendeter auch die Offenbarung und Selbsterscheinung Gottes ist, so daß sich als höchste Aufgabe und Bestimmung des sittlichen Menschen aussprechen läßt: zu seyn und thätig zu seyn, nicht auf eine feindselige, verneinende Art, durch Beschränkung und Unterdrückung fremder Freiheit, sondern in Harmonie mit derselben, wie mit allem wahrhaft Existirenden, durch Anerkennung, Förderung und Belebung.

Sechster Brief.

Wilhelm an Friederich.

Auch die weitern Aufschlüsse, welche du mir bis jetzt über Gott, Welt und Geist gegeben hast, sind nicht von der Art, wie ich sie von demjenigen erwartet hätte, der die bloße Speculation und Abstraction für unzureichend hält, die höchsten Anforderungen und Bedürfnisse des forschenden Geistes zu befriedigen, und der es anzuerkennen schien, daß Begriffe nur das dürre Skelett der Wahrheit, nur die mathematische Formel der Lebensgesetze, nur die starre Nothwendigkeit der Erscheinungen erfassen. „Die Welt ist unvollkommen, weil sie sonst Gott, und ohne die Welt kein Selbstbewußtseyn Gottes wäre, ihre Entwicklung muß gehemmt und aufgehalten, ihre Seligkeit muß gestört und in jedem Momente wieder vernichtet werden, bloß damit Gott um so seliger ist!“ Dieß also wäre das trostlose Resultat, über welches keine philosophische Kosmogenie hinausreicht.

4 *

Mag jedoch immerhin die Lehre vom endlosen Kreislauf, den du an die Stelle des unendlichen Progresses setzest, die höchste und richtigste Verstandesansicht der Natur und Weltgeschichte seyn, — auch jenseits ist noch unentdecktes Land, jenseits dieser endlosen Kette ahne und schaue ich ein Anderes, eine ewige schwebende Seligkeit, unverkümmert durch den Einwurf des Verstandes, daß, so wie die höchste Stufe erreicht sey, die Welt ihr eigenes Seyn verlieren und in den Abgrund der Gottheit zurücksinken müsse. Aber selbst die wirkliche Annahme einer ins Endlose fortschreitenden Annäherung der Welt zu Gott und zur Vollkommenheit verliert wohl das Armselige und Unwürdige, was du darin findest, sobald man sich von der Vorstellung, daß Gott die Welt um seiner selbst willen erschaffen habe und daß die Welt bloß das Denken Gottes, die Selbstschöpfung des Absoluten ohne selbstständiges Daseyn und eigenes Leben sey, befreit, und von der tödtenden Starrheit dieses Gedankens sich in das heilige Leben rettet. Religion und Liebe werden vernichtet, wenn wir immer nur darauf ausgehen, gleichsam den göttlichen Proceß in der Welt wahrzunehmen; einem kalten, götterlosen Schicksal fällt dann Alles anheim, worin dieser Proceß nicht zur Vollendung kommt, also die ganze Menge der Beschränkten auf Erden; die aber, in welchen der Proceß sich vollendet, müssen es mit dem Tode bezahlen, denn zu was sind sie jetzt noch nütze? Das Leben der Welt, wir selbst, sind Gottes Werk;

aber halten wir es für noch größer, es zu Gottes Dienst zu machen! Begnügen wir uns nicht mit dem Gedanken, daß Gott die Welt belebt, sondern leben wir selbst, in dem Bewußtseyn, daß Gott Götter will, daß wir Menschen sind, um einst etwas Höheres zu werden, und daß uns selbst die Fortsetzung des Schöpfungsactes anvertraut ist. Nicht im rettenden Triumphe hebt die Gottheit die verlornen Kinder zum Himmel empor: dadurch würde nur Gott, nicht der Verlorene, verherrlicht. Wir, wir selbst sollen durch die Kraft unseres eigenen Wesens verherrlicht werden, damit die Herrlichkeit Gottes in seinen Erschaffenen widerstrahle.

Wie arm ist Gott, wie arm seine Schöpfung, wenn er die Welt nur schuf, um in ihr seiner selbst bewußt zu seyn, ein Act, der gar nichts individuell Göttliches, gar nichts, was Gott als Gott zukommt, enthält, sondern etwas ganz Allgemeines und insofern freilich auch Gott Zukommendes ist. In einem höhern, edlern Sinn ist zwar allerdings das Ganze der Erscheinungen nur göttlicher Proceß, denn die Welt an sich, der Mensch an sich, sind nichts, und wir existiren bloß als Gottes Werk; aber darin liegt dann auch eine unendliche Erhabenheit, etwas, das mir eine lebendige, göttliche Vorstellung von Gott gibt, daß er fordert, die Welt, der Mensch, sollen selbst sich zu Gott machen, statt daß Er sie dazu macht. Welch ein Leben wird dadurch in die Schöpfung gebracht, wie wird sie dadurch zum ewigen Gottesdienst,

zum steigenden Triumph! — Und nun will die Philosophie behaupten, es wäre Gottes unwürdig, wenn diese immer wachsende Verklärung und Verherrlichung, dieser unermeßliche schwellende Hymnus, kein Ende nähme, wenn die Schöpfung nicht von Zeit zu Zeit das Ziel erreichte, wo Gott seine Welt wie eine reife Frucht, oder wie Saturnus seine eigenen Kinder, wieder verschlingt!

Eine weitere Erwartung, in welcher ich gleichfalls getäuscht worden bin, betrifft die Theorie der menschlichen Freiheit und der Nothwendigkeit. Ich bin zwar immer der Meinung gewesen, jene transcendente Freiheit der Metaphysik, welche außer dem Bereich aller irdischen und äußern Mächte liegt, mache gegen die reale Freiheit des Lebens gleichgültig, und die vornehme, ideale, geistige Freiheit, deren der Philosoph sich rühmt, halte ihn nicht ab, in der Wirklichkeit servil zu seyn, wie ich denn auch überzeugt bin, daß wenn Fichte ein Apostel der Freiheit war, dieß nicht auf Rechnung der Philosophie, sondern seiner Persönlichkeit kommt. Doch hätte ich von dir gerade hier das Bessere gehofft, denn in einem deiner frühern Briefe hast du selbst gesagt, die Philosophie sey es, welche allein Freiheit habe und Freiheit gebe, Freiheit sey der Angelpunkt, um den sich bei ihr Alles drehe, der Hebel, womit sie das Universum in Bewegung setze. Aber auch deine Freiheit — was ist sie Anderes, als eine verkleidete Nothwendigkeit, eine Selbsttäuschung des Hochmuths, der aus der Noth eine

Tugend macht und dessen Verzweiflung sich als Begeisterung gebärdet? — nicht jene Freiheit, die mit der Liebe eins und dasselbe, weil sie jede fremde Freiheit, die der selbstsüchtigen Willkür als Schranke entgegentritt, liebend in sich aufnimmt und, statt ärmer durch sie zu werden, nur ihren innern Reichthum und ihre Seligkeit vermehrt, — nicht jene Freiheit, die ich fühle und liebend über das ganze Weltall ausgießen möchte.

Solltest du indessen vielleicht im Stande seyn, die Ansprüche, denen du auf dem Gebiete der theoretischen und praktischen Philosophie nicht genügen kannst, auf dem Felde der Religionsphilosophie, der Mystik, zu befriedigen? Denn ich gestehe, daß ich keineswegs gesonnen bin, die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Speculation in der Art anzuerkennen, daß ich nicht bestimmte Leistungen von ihr forderte, daß nicht mein Urtheil über ihren Werth oder Unwerth von den Ergebnissen, die sie liefert, abhängen sollte. Ihr behauptet wohl, der wahre Philosoph müsse bei seinen Forschungen um die Resultate ganz unbekümmert seyn; aber wie viele Philosophen gibt es denn, die sich unbefangen bloß der reinen Consequenz des Denkens überlassen? Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, hat die Philosophie von Anbeginn gesucht; aber weil sie da suchte, wo nichts zu finden war, so gingen, wenn das System sich runden sollte, Freiheit und Unsterblichkeit unter der Hand verloren, und der lebendige Gott mußte zu einer todten Ab-

straction, zu einem leeren Absoluten, die schaffende Natur zu einem starren Mechanismus einschrumpfen, die nur aus dem reichen Füllhorn der Poesie einigermaßen wieder zu beseelen gelingt. Und weil ihr euch schämt zu gestehen, daß ihr auf falschem Wege gegangen seyd, so gebt ihr euch die Miene, nach jenen Resultaten nie gestrebt zu haben, sondern einzig der unerschütterlichen Consequenz des Gedankens gefolgt zu seyn.

Wozu ist denn die Philosophie, wenn sie uns weiter gar nichts gibt, als was wir auch ohne sie besitzen? Statt sich mit der Deduction und dem Beweis des Daseyns von Dingen zu brüsten, die ich in der Wirklichkeit vollständiger und besser habe, gebe sie mir die Erkenntniß des lebendigen Gottes und die Gewißheit der Unsterblichkeit, die jenseits meiner Erfahrung und Wahrnehmungen liegt. Kurz, wenn ihr Dank haben wollt, so richtet eure Philosophie so ein, daß sie uns nicht nimmt, sondern gibt und sichert. Denn bis jetzt habt ihr uns Freiheit und Unsterblichkeit so gut wie ganz, Gott aber, den ihr uns unmöglich ganz nehmen könnt, weil er uns überall umgibt und mit tausend Stimmen zu uns redet, zum größten Theil, nämlich als den persönlichen, liebenden Gott der Welt, genommen und zu einer selbstlosen Nothwendigkeit herabgewürdigt. Und wie soll nun er uns helfen, der selber einem Fatum unterworfen ist? Wie soll er uns lieben und zur Freiheit führen, da er selbst keine

hat? Was ist in euren Händen aus seiner Heiligkeit geworden?

So wie die fortgesetzte Anstrengung, abstracte Begriffe in den Erscheinungen des täglichen Lebens aufzusuchen und die gemeinsten Gedanken in metaphysische Formeln zu übersetzen, eure ganze Denkkraft allmählich verschlingt, und nur ein dürres Abstractionsvermögen übrig läßt; wie das beständige Spiel mit unfruchtbaren Begriffen am Ende fixe Ideen bei euch erzeugt und alles Gefühl tödtet: so verlanget ihr zuletzt auch vom Andern, daß sie für den todten Begriff die lebendige Wirklichkeit aufgeben sollen. Wollten aber diejenigen unter euch, in denen noch nicht alles Gefühl erstickt ist, ganz wahrhaft gegen die Welt und gegen sich selbst seyn, ich bin überzeugt, Mancher von ihnen müßte sich auf seinem Lehrstuhl wie ein Betrüger vorkommen, wenn er als höchste Weisheit den getäuschten Zuhörern das verkündet, was ihm selbst in Augenblicken wahrer Seelennoth und geistiger Bedrängniß weder Trost noch Beruhigung gewährt, weder Stärke noch Glauben einflößt, und ich begreife es, wie mehr als ein berühmter Philosoph in Stunden der Trübsal den theilnahmlosen, heidnischen Götzen seines Systems vergessen kann, um in heißen Gebeten den erbarmenden Gott der Christen anzurufen.

Reinige daher auch du dich in meinen Augen und zeige, daß du nicht zu diesen gehörst, indem du mir Zeugniß gibst von dem Leben der Seele in Gott und ihrer Unsterblichkeit.

Siebenter Brief.

Friederich an Wilhelm.

Du sollst der Philosophie wenigstens den Ruhm lassen, daß sie ungerechte Beschuldigungen mit Gleichmuth aufzunehmen weiß, und ich frage dich vor Allem nur, ob denn deine beredte Anklage der Philosophie nicht auch ein Philosophiren ist, deine Anklage mithin nur eine gewisse Art der philosophischen Betrachtung treffen kann?

Es gibt Leute, die einen ungeheuern Jubel aufschlagen, wenn sie wirklich oder vermeintlich zeigen können, daß ein Versuch der Philosophie, dasjenige, was die geoffenbarte Religion als Thatsache und Gewißheit ausspricht, zu erklären und zu begründen, mißlungen sey. Sie meinen alsdann dargethan zu haben, daß sie mehr wissen als der Philosoph; allein diese Leute glauben nur etwas und nehmen ohne weitere Untersuchung an, was der Philosoph nicht bloß glauben, son=

dern auch wissen möchte, und was der Philosoph eben so gut wie sie glauben kann und oft glauben muß, wie z. B. die Existenz des Bösen. Darauf aber, daß sie keinen Versuch machen mögen, dasjenige, was sie bloß glauben, weil vor ihnen Andere es auch geglaubt haben, zu begreifen und zu rechtfertigen, haben diejenigen, die sich mit ihrer Unwissenheit brüsten, eben nicht viel Grund stolz zu seyn, und die Forderung, man solle glauben ohne zu prüfen, ist identisch mit der, man solle glauben, weil Vater und Mutter auch geglaubt haben.

Du wirst nicht zu diesen gehören wollen, und ich fahre daher fort, die Resultate meines Nachdenkens über Religion, Glauben und Unsterblichkeit deiner Prüfung zu unterwerfen, indem ich nur noch gegen die Mißdeutung mich verwahre, als ob ich eine Rückkehr und Wiederauflösung der Welt in Gott auf dem jedesmaligen Punkte ihrer Vollendung annähme und den Schöpfer der Welt als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer dargestellt hätte. Die Welt ist Gottes Werk, und was Gott erschaffen, das ist für die Ewigkeit; auch weiß ich, daß die Kluft, welche die Schöpfung von dem Schöpfer trennt, zu groß ist, als daß sie jemals ausgefüllt werden könnte, wobei ich übrigens sowohl das Schöpfungsganze, als die einzelnen Geschöpfe, nach ihrem Werth und ihrer Geltung anerkenne.

Für sich betrachtet ist zwar das Daseyn des Indivi-

duums die allerunbedeutendste und gleichgültigste, das Leben überhaupt die leichteste Sache von der Welt; demungeachtet aber fühlt gerade der bessere Mensch sich gezwungen, alles Leben und Streben schwer und ernsthaft zu nehmen, so oft er auch mit Burke sagen muß: „Was für Schatten wir sind, und was für Schatten wir verfolgen!" Ja sogar, wenn wir uns als Individuum längst aufgegeben haben, sind wir noch genöthigt, unserem Thun und Lassen eine Wichtigkeit beizulegen, die ihm nicht zukommen könnte, wenn wir ganz allein uns selbst angehörten. Ein unauslöschlicher Drang, thätig zu seyn, zum Ganzen zu wirken und in der Welt etwas zu bedeuten, gibt uns die Gewißheit, daß das, was wir schaffen, wirken, kämpfen und erreichen, nicht bloß für uns ist, sondern eine Geltung und Bedeutung im System der Schöpfung hat, und daß wir einem Höhern dienen, in dessen Hand wir bloß willige oder unwillige Werkzeuge sind. Und wer hätte nicht schon an sich selbst die Erfahrung gemacht, daß es Zustände gibt, wo Wille und Gedanke in uns schweigen, aber aus dem Abgrunde des Gemüths, aus der innersten Tiefe der verstummenden Seele Empfindungen hervorsteigen, die wir nicht als die unsrigen erkennen, die der Weltgeist selbst in uns zu wirken scheint? Verstand und Wille sind unser, aber das Gemüth ist diejenige Seite der Seele, von wo wir unmittelbar mit dem Universum und mit Gott zusammenhängen.

Dieser lebendige, substantielle Zusammenhang mit dem Welt= und Geisterall, vermöge dessen wir nicht bloß um unsertwillen existiren, nicht ausschließend Selbstzweck sind, ist die Quelle aller Religion, welche nichts Anderes ist, als die im Gemüth empfundene Einheit mit Gott, und hier begegnen wir der ewigen Natur des Geistes, dessen Unsterblichkeit nicht erst jenseits des Grabes beginnt, sondern schon in diesem Leben oder nirgends zu finden ist. Das Streben aber, jenes Gefühl der Einheit mit Gott in sich zu erwecken und lebendig zu erhalten, ist Liebe, und die Welt ist um der Liebe willen erschaffen, ihre Bestimmung ist, durch Liebe Eins zu seyn mit ihrem Schöpfer.

Da jedoch nicht das Vollkommene der Vereinigung mit dem Unvollkommenen, sondern das Unvollkommene der Vereinigung mit dem Vollkommenen bedarf, so gibt sich die Liebe Gottes, als des Vollkommenen, zur Welt, als dem Unvollkommenen, darin kund, daß Gott die Annäherung der Welt an ihn duldet und das ewig erneuerte Opfer ihrer Selbstheit annimmt und fordert, um sie theilhaftig werden zu lassen seiner unendlichen Fülle und Seligkeit. Die Liebe des Menschen zu Gott, die Religion dagegen, besteht in dem freiwilligen Aufgeben der engen Persönlichkeit um seinetwillen, sie ist das Aufgehen in Gott, die freudige Rückkehr aus der sündhaften Selbstsucht der Individualität zum Wesenall, aus dem Abfall zur Vereinigung, sie ist das,

nicht mehr als ein Zwang, sondern als Gnade und Liebe gefühlte Bewußtseyn, daß die Welt und der Mensch nichts seyn soll, als das Werden des Einen, Absoluten, Unendlichen, und das individuelle Bewußtseyn des Geistes nichts seyn soll, als das Werden des Bewußtseyns des Absoluten.

Dieß ist die Unsterblichkeit, dieß die ewige Seligkeit, von welcher die Philosophie Zeugniß ablegen kann. Der Philosoph kennt nur die Ewigkeit, welche schon hier in allen Pulsen der Schöpfung schlägt, und empfunden wird, so oft der erschaffene Geist sich dem Unerschaffenen nahe findet und sich seiner Einheit mit ihm bewußt ist. Jene unächte Unsterblichkeit aber, die jenseits des Grabs beginnen und in der endlosen Fortdauer der individuellen Persönlichkeit, in der Erhaltung unserer Schwächen, Mängel, Gebrechen und Abnormitäten bestehen soll, ist der Philosophie unbekannt, und es ist ihr ein Leichtes, das Kindische, Ungereimte, Materialistische und Widersprechende einer solchen Vorstellungsweise aufzuzeigen.

Zwar könnte es scheinen, als ob ein Platz für sie in dem System recht eigentlich offengelassen und freibehalten wäre. Wie nämlich, während im Menschen Geist und Materie sich verschmelzen und durchdringen, vom Menschen abwärts auf der materillen Seite der Schöpfung eine ganze Reihe vernunftloser, organisch- oder unorganischkörperlicher, Naturen steht, so muß

dagegen auch vom Menschen aufwärts sich die Schöpfung nach der geistigen Seite in einer Reihe höherer, unkörperlicher Wesen fortsetzen. Nun wäre, wie es scheint, nichts natürlicher, als unter diesen höhern körperlosen Geistern dem Menschen nach der Zerstörung des irdischen Leibes seine Stätte und Wohnung anzuweisen, und die Unsterblichkeit a parte post hätte wirklich keine so großen Schwierigkeiten, wenn sie nicht die Unsterblichkeit a parte ante voraussetzte: es gibt keine Unsterblichkeit ohne Seelenwanderung, und ein Geist, der angefangen hat, Individuum zu seyn, muß auch wieder aufhören, Individuum zu bleiben; ein Geist, der nach dem Tode fortdauern soll, muß auch schon vor der Geburt existirt haben, falls man nicht zu der albernen, allem gesunden Menschensinn und aller Naturanalogie widersprechenden, Annahme Lust hat, daß ins Unendliche fort immer neue Geister entstehen, ohne daß von den schon länger existirenden eine verhältmäßige Anzahl wieder abgeht, und da müßte Einem vor dieser immer wachsenden Geisterfluth doch in Wahrheit bange werden. Will man aber dieß vermeiden, so fällt man einer zweiten grobsinnlichen und mechanischen Vorstellung anheim, daß nämlich der bereits existirende Geist im Augenblick der Empfängniß oder etwas später erst eingeschoben, vorher aber längst (Gott weiß von wem?) in Bereitschaft gehalten werden oder selbst auf der Lauer stehen müsse, bis der günstige Moment zu seiner Verkörperung erscheint.

Diese gestückelte und zusammengeflickte Unsterblichkeit ist aber nicht die Unsterblichkeit im philosophischen Sinn. Der Philosoph weiß, daß sobald das Band, welches Geist und Körper zum Individuum vereiniget, gelöst ist, auch von jenen beiden Elementen jedes in die allgemeine Ursubstanz des Geistes und der Materie als ein nicht länger Unterschiedenes und Unterscheidbares zurückkehrt; denn es besteht ja länger kein Princip der Besonderung, welches ihren Rückgang in den Allgeist und die Weltmaterie verhindern könnte, und es ist lächerlich, wenn man sich vorstellt, Gott könne ja den Moment der Auflösung abpassen, und dann, noch ehe sich der Tropfen mit dem Ocean vermischt, dem verschwimmenden Geiste schnell eine neue (ätherische) Hülle überwerfen, nur damit die dürftige Persönlichkeit gerettet werde.

Alle diese Einwürfe wird zwar die Menge derer, welche nach der Unsterblichkeit schmachten, zugeben, aber ihr krankhafter Hunger nach der unbekannten Speise bleibt doch nach wie vor, und sie werden nichts desto weniger auf ihrer Forderung beharren, daß die Philosophie dem Menschen Unsterblichkeit nach diesem irdischen Leben und die Gewißheit des Wiedersehens nach dem Tode verschaffen müsse.

Wunderliches Volk der Sterblichen! Keine Seele will heut zu Tage mehr an diejenigen Philosopheme glauben, welche recht eigentlich und ausschließlich zur Rettung des Begriffs einer endlosen persönlichen Fortdauer

er=

erdacht zu seyn scheinen. Wenn man eine philosophische Rechtfertigung des Glaubens an Unsterblichkeit verlangt, warum verwirft man denn die Monadologie, die prästabilirte Harmonie und den absoluten Idealismus, welche allein den Geist als ganz unabhängig von der Außenwelt, als einfach, selbstständig und in seiner individuellen Einheit und Selbstheit unverletzbar darstellen? Man reißt alle Vordersätze nieder, und der Schlußsatz soll doch stehen bleiben. Ja, so weit geht die eigensüchtige Verblendung, daß es als eine Tugend und als ein Verdienst betrachtet wird, die Ewigkeit für sein beschränktes Selbst zu fordern, und daß der fromme Spinoza ein verstockter Sünder seyn soll, weil er von sich rühmen durfte, daß er Gott über Alles liebe und deßwegen sich freue, zu sterben und unterzugehen in dem großen All. — Und nicht genug, daß man einer unendlichen Fortdauer versichert seyn will, man verlangt auch in dem himmlischen Reich im Ganzen genau dieselbe Einrichtung wie hier auf Erden wieder, nur im Einzelnen viel reichlicher und glänzender bestellt; aber selbst die Armseligkeiten dieses Erdelebens sollen, wie die sämmtlichen Gebrechen unserer Persönlichkeit, mit hinüber genommen werden. Der Gelehrte erwartet dort eine Akademie, der Kriegsmann himmlische Legionen und Heerschaaren, der Geschäftsmann das Ideal einer Staatsverfassung; der Faule will in Abrahams Schoße liegen, der Schwelger sich mit Himmelsbrod letzen; der geplagte Bauer fürchtet, daß

er noch droben frohnweise möchte donnern müssen, die anspruchslosere Weiblichkeit begnügt sich mit der Gewißheit, am Throne Gottes mit den Engeln lobzusingen, und was sie auf Erden liebte, wiederzusehen.

Glaube immer, wer noch glauben kann, und wer sein Glück in solchem Glauben findet; aber machet eure Rechnung nicht mit allzugroßer Zuversicht! Was ihr auf Erden noch vollbringen könnet, das verschiebt nicht auf die ungewisse Ewigkeit; wem ihr Liebe erzeigen wollt, dem erzeigt sie hier; wer genießen und sich freuen will, der versäume es nicht hienieden; wer sich Besserung vornimmt und nach der Gerechtigkeit trachtet, der verspare es nicht auf das verhüllte Jenseits. Der Glaube an eine reale Unsterblichkeit könnte am Ende doch täuschen; wenigstens ist für die Philosophie Unsterblichkeit im buchstäblichen Sinn nur da vorhanden, wo es unsterbliche Organisationen gibt, als deren Surrogat wir hier auf Erden die Fortpflanzung haben, um zu verhindern, daß das menschliche Geschlecht nicht ausstirbt. Die Annahme unsterblicher Organisationen, d. h. solcher, deren Lebensdauer ebenso unbeschränkt ist, als die des Weltkörpers, welchen sie bewohnen, die eine unzerstörbare Reproductionskraft, eine ewige Jugend besitzen, hat nämlich nicht nur in sich selbst gar nichts Widersprechendes oder Unwahrscheinliches, sondern die ganze Natur scheint sogar diesen vollkommenern, dauernden Zustand des Lebens zu verlangen, auf eine solche ursprüngliche

Bestimmung der höheren lebendigen Geschöpfe hinzuweisen, und die Erhaltung der menschlichen Gattung durch Zeugungen ist bloß ein dürftiges Ersatzmittel für die reale Unsterblichkeit. Novalis sagt: Das Leben ist eine Krankheit des Geistes. Aber ich möchte dagegen behaupten: Nicht das Leben, sondern das Sterben ist die Krankheit, indem nur der erkrankte Geist nicht Macht genug über den Leib und die Materie behält, um diesen Leib wieder neu zu erzeugen und immer jung zu erhalten. Auch bezeugt eine uralte, tiefsinnige Sage, daß der Tod nichts Nothwendiges und Ursprüngliches, sondern etwas erst durch spätere Verderbniß in die Schöpfung Gekommenes sey; Philosophen, Theologen und Astronomen sind auf ganz verschiedenem Wege zu dem übereinstimmenden Ergebniß gelangt, daß unser Planet mit seinen Bewohnern sich in einem abnormen Zustand befinde, und ein weitverbreiteter Völkerglaube spricht die Erwartung aus, daß das verlorene Paradies, das goldene Zeitalter, einst wiederkehren und den Tod besiegen werde. Das tausendjährige Reich der christlichen Mythologie ist auf dieselbe Voraussetzung gegründet, und ich sehe nicht ein, wenn man eine Erlösung vom Tod der Seele für die Menschheit annimmt, warum man eine solche nicht auch vom leiblichen Tode für die Natur annehmen will. Was aber auf Erden noch nicht in Erfüllung gegangen ist und vielleicht niemals in Erfüllung geht, das kann deßwegen doch auf andern Weltkörpern als Gesetz des Lebens gel=

ten, und insofern es uns doch immer nur um Rettung unseres armen Selbst zu thun ist, hindert uns nichts, anzunehmen, daß die Partikel des Weltgeists, welche hienieden einen vergänglichen Leib beseelt, nach ihrer Wiedervereinigung mit dem Allgeist sich auch wieder von diesem trennen könne, um auf der Sonne oder einem glücklicheren Planeten einen unsterblichen Leib zu bewohnen, und daß dann auch die Rückerinnerung an die einst so geliebte irdische Heimath in diesem vollkommneren, seligen Geschöpf wieder aufdämmern werde.

Achter Brief.

Wilhelm an Friederich.

Je mehr wir uns zu nähern suchen, desto weiter, scheint es, führen unsre Wege auseinander. Du hast ohne Zweifel manches körnige und gewichtige Wort ausgesprochen; aber welcher Fluch zwingt euch Philosophen denn, sobald etwas von ächter Anschauung, von Religion und Glauben, den Weg zu euch gefunden hat, es gleich wieder durch den Begriff bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen? Und ist das jetzt Gegebene wirklich Alles, was die Philosophie zu bieten vermag, um den Menschen über seine höchsten Interessen aufzuklären und zu beruhigen? Muß man euch dann nicht mit Recht entgegnen: O über die Weisheit, die Gott an Liebe übertreffen, großmüthiger seyn will, als er, und nicht begreifen kann, daß Gott aus Seligkeit die Welt erschaffen! O über den Gott, dessen Liebe nicht weiter reicht, als daß

er das Selbstopfer seiner Geschöpfe sich gefallen läßt, der darben würde ohne diese Spende, und zu dessen Vollkommenheit es gehört, daß vor und neben ihm nichts bestehe, sondern Alles zusammensinke und von ihm verschlungen werde.

So wenig als Gott die Welt um seiner selbst willen erschaffen hat, eben so wenig hat die Unvollkommenheit der Welt ihren Grund darin, daß ihre Vollkommenheit Gott Eintrag thun würde. Je vollkommener die Welt, ein um so reinerer Spiegel Gottes ist sie, um so mehr wird Gott in ihr verherrlicht. Aber eben weil Gott Götter und freie Genossen seiner Seligkeit, nicht willenlose Sclaven und todte Werkzeuge verlangt, schuf er Geister, denen er selbst die Fortsetzung und Vollendung seiner Schöpfung anvertraut und damit, menschlicher Weise zu reden, in die Möglichkeit der Sünde, des Bösen und der Unvollkommenheit eingewilliget hat.

Ist aber auch die Individualität der Geister, die ihr, statt an der Thatsache ihrer positiven Ursprünglichkeit festzuhalten, erklären wollt, und in der ihr deßwegen nichts als Mangel, Beschränkung und Negation erblicket, mehr als eure Weisheit fassen kann, so bestehe ich doch auf ihren Rechten und getraue mir, selbst auf dem speculativen Standpunkte sie zu retten.

Jene Verstandeseinwendungen gegen die vom Geiste als sein heiligstes Eigenthum in Anspruch genommene Unsterblichkeit sind mir wohl bekannt; ich weiß, wie

absurd und lächerlich, grobsinnlich und gemeinegoistisch, das Verlangen nach persönlicher Fortdauer einer Philosophie vorkommen muß, die dem Geist keine selbstständige Wesenheit zuschreibt, ihn als höchste Sublimation oder als Negation der Materie betrachtet, und Geist und Körper nur als zwei verschiedene Erscheinungsweisen eines untheilbaren Wesens, oder als die beiden Pole einer identischen Grundkraft ansieht. Wie soll, fragt ihr, wenn der eine Pol, der Körper, vernichtet wird, der andere selbstständig und vereinzelt fortbestehen? Für dergleichen unreife, kindische Vorstellungen, denen keine Wirklichkeit entspricht, keine Erfahrung adäquat ist, keine Thatsache zu Grund liegt, die den bestandlosen ideellen Geist zur materiellen Substanz herabsetzen, ist in einem wissenschaftlichen System kein Platz.

Aber ich lasse mich durch euern Spott nicht abschrecken und versuche es, dir zu zeigen, daß die Fortdauer der Persönlichkeit sogar mit deinem eigenen System ohne plumpe Abgeschmacktheiten sich vereinigen läßt. Der Geist, sagst du, ist die freie, intensivste, absolute Einheit; die Einheit ist also das eigenthümliche Wesen des Geistes, dessen er sich nie entäußern kann, wodurch er immer Geist bleibt. Ich folgere hieraus, daß die zahllosen Geisterindividuen der Schöpfung, wenn auch sich unbewußt, in ihrer Vielheit nur Eins sind, indem der, von Gott als Abbild seiner intensiven Unendlichkeit erschaffene Geist bei aller scheinbaren Zersplitterung doch

immer ein Ungetheiltes und Einfaches bleiben muß, wie sein Gegensatz, die Materie, bei aller Anhäufung der Massen und bei scheinbar innigster Vereinigung doch ihre wesentlichste Eigenschaft, die Theilbarkeit und Vielheit, nie verliert.

Der Geist nun, welcher, in deinem Sinne vorgestellt, das Centralbewußtseyn der Schöpfung bildet und als allgegenwärtig und sie überall durchdringend gedacht werden muß, geht jeden Augenblick besondere Verbindungen mit der Materie ein, wo nur immer die Bedingungen seines Eintritts in die Materie, seiner Offenbarung und Sichtbarwerdung, gegeben sind. (So erkläre ich allenfalls die Zeugung auf geistigem, und doch nicht übernatürlichem Wege, und bedarf nicht der materialistischen Annahme, daß der Mensch geistig eben so gut, wie körperlich, bloß das Product seiner Erzeuger sey.) Kommt es aber wieder zur Trennung des Geistes vom Körper, so ist ihm sein individueller Fortbestand zunächst durch das mit ihm verbundene psychische Princip, die Seele, gesichert; von ihr getragen und umfaßt, kann er selbstständig von Stufe zu Stufe weiter schreiten, und in seiner höchsten Vollendung mag er dann freilich zuletzt in den Allgeist zurückgehen. Aber da dieser der Brennpunkt ist, in welchem alle Geistesradien der Schöpfung aus- und wieder zusammenlaufen, so ist auch in dieser Vereinigung mit dem Allgeist und der Wiederaufnahme in das Centralbewußtseyn das Individuum nach

seinem ächten und ewigen Gehalte unverloren, und wenn mir eine Deutung der Auferstehungslehre erlaubt ist, dürfte es selbst nach seiner Rückkehr in das Geisterall seinen ehemaligen Körper als seelische Erscheinungsform wieder erhalten.

Aber auch in der Annahme einer wirklichen Seelenwanderung kann ich das Crasse, Ungereimte, nicht entdecken, was du darin zu finden scheinst, und nach demselben Gesetz geheimer Wechselwirkung, welches in der niedern Region der chemischen Kräfte vermittelst der Voltaischen Säule bei der Säure und dem Alkali eine solche Versetzung von einer Stätte an die andere bewirkt, daß beide ihre Stellen ohne ein auf materiellem Wege erklärbares Wandern mit einander vertauschen, könnte auch in dem Gebiet des höhern Lebens die Seele des Menschen, indem sie auf unserm Planeten zu wirken aufhört, an einem andern Ort, z. B. in der Sonne, wieder erscheinen, und umgekehrt, nach nothwendigen, aber uns freilich unbekannten Gesetzen, ein Geist, der dort seine Bestimmung erfüllt hat, bei uns in die irdische Lebensbahn eintreten.

Gewiß aber haben diejenigen doch einen gar zu ungöttlichen Begriff von Gott, welche uns schon nach den Armseligkeiten dieses planetarischen Lebens mit Haut und Haar in Gott hinüberfahren lassen. Ueberhaupt wird mir eine ewige, unzerstörbare und unverlierbare Individualität der Geister, je mehr ich über das Geheim-

niß der Individualität nachdenke und ihre Erscheinungen betrachte, immer wahrscheinlicher. Es kommt hier Alles auf die Frage an, worin denn eigentlich das individualisirende Princip der Welt bestehe, und ob solches im Geist oder in der Materie enthalten sey.

Das Deduciren ist nun freilich immer, und für mich ganz besonders, etwas Mißliches; allein ich würde mich, dir gegenüber, doch vergebens auf eine Art von innerer Anschauung, auf mein Gefühl von der Ursprünglichkeit der Individualität, berufen, und ich versuche es daher, dir meine Gedanken wenigstens mit ein paar Zügen anzudeuten. Ich behaupte nämlich: in der Materie kann das Princip der Besonderung nicht liegen, denn die Materie ist lediglich nichts, als die ins Unendliche theilbare, aber identische Allheit, die Materie an sich ist bloß theilbar, übrigens völlig todt und durchaus gleichartig. Das was die Materie theilt, dem Getheilten Einheit verleiht und ihm zu einer selbstständigen Bedeutung verhilft, dasjenige was den abgetrennten Theil der homogenen Masse nicht bloßes Bruchstück bleiben läßt, sondern wieder zu einem in sich geschlossenen Ganzen macht, mithin individualisirt, ist der Geist oder das geistige Element der Weltschöpfung. Da sich nun kein Grund denken läßt, warum der Allgeist oder Weltgeist, anstatt die Weltmasse stetig und gleichmäßig als ein unermeßliches Ganzes zu durchdringen, sich bei seiner Vereinigung mit der Materie in die unendliche Vielheit brechen, gleich-

sam sprungweise verfahren und bestimmte Abschnitte, Pausen, Ruhepunkte bilden sollte, um Individuen oder gesonderte Wesen und Gebilde hervorzubringen, wenn er nicht schon vor seinem Eingehen in die Materie die Vielheit neben der Einheit in sich trüge: so glaube ich, annehmen zu dürfen, daß der Allgeist oder Weltgeist von Ewigkeit her in eine Unendlichkeit von Geisterindividuen zerfällt, oder mit andern Worten: daß der Geist das Princip der Besonderung ursprünglich in sich enthält.

Daraus würde dann folgen, daß der Weltgeist oder das geistige Weltelement, nichts Anderes ist, als der Inbegriff aller Geisterindividuen, und daß sein Leben in der ewigen Seelenwanderung besteht, außer Gott aber kein Geist existirt, der nicht Individuum wäre. Und diese Vorstellung, wonach jeder Geist, dem einmal ein eigenes selbstständiges Leben vom Schöpfer verliehen ward, dieses auch auf immer behält, scheint mir der Gottheit ungleich würdiger zu seyn, als diejenige, wonach ein allgemeiner Weltgeist, in unaufhörlichem Wechsel von Ebbe und Fluth begriffen, sich zerstreut und sammelt, jetzt in lauter Tropfen auseinanderstäubt, jetzt wieder in einen Ocean zurückströmt, bald Millionen Funken von sich sprüht, bald wieder in eine Flamme zusammenlodert. Auf diese Art würden die Individuen Gott bloß zum Spiele dienen, sie wären Kerzen, die er abwechselnd auslöscht und wieder anzündet. Gott verschlänge im Menschen sein nichtiges, unselbstständiges, unent-

wickeltes Abbild, vereinigte sich mit dem Endlichen, ehe es gottähnlich und vollkommen geworden, oder würde doch selbst zum Hinderniß der Vollendung seiner Welt, indem er die nach seinem Bilde erschaffenen Geister nie zur Reife kommen ließe; er wäre so sein eigener Zerstörer, ein unselbstständiger, nichtiger Gott, der sich selbst durch Nichtachtung der Würde seines Werks entehrte. Das Individuum aber wäre nie Selbstzweck und hätte keine andere Bestimmung, als die Idee mit darzustellen und in ihr unrettbar unterzugehen.

Ich dagegen kann mir eine Zusammenschmelzung der Geisterindividuen und ein Uebergehen derselben in einander nimmermehr durch das starre Gesetz der Nothwendigkeit, sondern nur durch Freiheit und durch Liebe denken. Wenn du nämlich behauptest, die Fortpflanzung habe bloß den Zweck, den Mangel unsterblicher Organisationen zu ersetzen, so stimme ich dir zwar darin vollkommen bei, daß die Nothwendigkeit der Zeugung ein Beweis der irdischen Unvollkommenheit ist, und bin von der wirklichen Existenz unsterblicher Organisationen in dem von dir angegebenen Sinne weit ernstlicher, als du es seyn magst, überzeugt. Auf der andern Seite glaube ich aber auch, daß die Hervorbringung neuer Geschöpfe nicht Zweck und Grund der Verschiedenheit und der Vereinigung der Geschlechter, und weniger ein Surrogat der realen Unsterblichkeit, die ja auch durch immer neue schöpferische Urerzeugung (sogenannte generatio aequi-

voca) ersetzt werden könnte, als vielmehr bloße Folge davon ist, daß die Vereinigung der Individuen nie eine vollständige seyn kann, so lange der Körper eine Scheidewand zwischen den sich suchenden Seelen bildet. Wo kein Tod ist, da ist freilich auch keine Fortpflanzung durch Zeugung; aber die Fortpflanzung ist nicht das Surrogat unsterblicher Organisationen, sondern ein Ersatz für die auf Erden versagte gänzliche Vereinigung der Individuen, Denkmal und Personification des getäuschten Triebs und des mißlungenen Strebens nach der absoluten Einheit. Sobald diese vollständig möglich wäre, würde auch die Fortpflanzung und der Tod aufhören, und dieß geschieht, wenn die Schranke des irdischen Leibes weggefallen ist. Alsdann steht der freien Vereinigung und Durchdringung derjenigen Geister, welche der Zug der Liebe zusammenführt, nichts mehr entgegen, und das gehoffte Wiedersehen derer, die sich lieben, nach dem Tode, wird nicht nur ein Wiedersehen, sondern mehr als dieß, es wird die innigste, unauflöslichste Einheit und Durchdringung seyn.

Also auch die Annahme, daß immer neue Geisterindividuen entstehen, hat nichts, wovor selbst du erschrecken dürftest, denn hier ist eine Aussicht auf die Möglichkeit eröffnet, diese schwellende Fluth wieder zu vermindern, wenn nun doch einmal die Vorstellung eines Zunehmens, Wachsens und Fortschreitens der Welt ins Unendliche keine Gnade vor dem Richterstuhle der Philo-

sophie finden soll. Denn ich für meine Person muß redlich gestehen, daß ich das Gesetz des Welkens, des Zerfalls und Untergangs, das dem Gesetze der Entwicklungen entsprechen, oder zugleich mit demselben gegeben seyn soll, als durchgreifendes Gesetz weder in der Natur noch in der Geschichte zu entdecken vermag, und die anscheinenden Rückschritte in der Evolution der Weltschöpfung mir auf ganz andere Art erkläre. Die Natur will nämlich, eben weil sie vor der Heiligkeit der Individualität eine Scheu hat, und sich selbst in ihren Werken ehrt, in jedem ihrer Erzeugnisse das Höchste auf eigenem Weg erreichen, und ein Naturproduct läßt sich dem, was in der allgemeinen Reihe der Evolution zunächst über ihm steht, keineswegs ganz und gar, und nach allen Beziehungen, unterordnen; z. B. den ersten Anfängen der Thierwelt nicht die höchsten und vollendetsten Erzeugnisse der Pflanzenwelt: denn eine Eiche oder Palme steht im Ganzen offenbar höher, als ein Polyp und ähnliche Geschöpfe, obgleich diese in einzelnen Beziehungen wieder höher gestellt sind als jene. So läßt sich dann in weiterem Sinn die Pflanzenwelt überhaupt keinem animalischen Organismus ganz unterordnen, sondern steht in gewissen Hinsichten höher als dieser. So will die Natur im Weib das Höchste erreichen, und die Idee des Weibes läßt sich der Idee des Mannes keineswegs ganz und gar unterordnen, geht keineswegs im Mann vollkommen auf. Es scheint demnach, die Na-

tur thue, um das jedesmal Höhere zu schaffen, jedesmal einen Rückschritt, lasse zunächst einen Vorzug weg, der dem, was ihr eben noch das Höchste war, zukommt, bringe aber gleichwohl noch ein Höheres hervor, indem sie ihr Werk aus dem noch tiefern, dunklern Grunde, zuletzt gar aus dem Tode, angreift. Denn was sind z. B. die Götter Griechenlands Anderes als unsterbliche Organisationen, die zuletzt dem Untergang verfallen und durch sterbliche Naturen verdrängt worden sind, damit das ungöttliche Heidenthum dem göttlichen Christenthum, welches dereinst auch den physischen Tod wieder besiegen wird, wiche? Auch hier, scheint es, hat die Natur selbst der Vernichtung die Pforten ihrer Schöpfung aufgeschlossen, um etwas noch Höheres, als die materielle Unsterblichkeit, hervorzubringen. Und dieser Entwicklungsgang der Natur läßt sich überall auch in der Geschichte nachweisen, z. B. in dem Verhältniß der griechischen Welt zur neueren Geschichte. Offenbar geschahen hier Rückschritte, und die Menschheit wird die Höhe, auf welcher sie bei den Griechen stand, in gewissen Beziehungen sehr lange nicht, oder nie wieder erreichen, obwohl sie in anderen bereits jetzt höher steht und, wenn ich mich über ihren Entwicklungsgang nicht täusche, noch weit höher zu stehen kommen soll.

Kaum wage ich es übrigens jetzt noch, dich auch um deine Meinung über geoffenbarte Religion und Christenthum zu befragen, weil ich fürchte, der Widerstreit un=

serer Ansichten werde immer unheilbarer hervortreten. Indessen wäre es unmännlich und schwach, den Widerspruch ganz abzulehnen, und so will ich denn auch deinen weiteren Mittheilungen in Betreff jener Gegenstände mit gefaßtem Muth entgegen sehen.

Neun=

Neunter Brief.

Friederich an Wilhelm.

Wo die Quelle aller Religion zu suchen, und daß dieselbe nichts Anderes sey, als die in größerem und geringerem Maß empfundene und in höherem oder minderem Grade zum Bewußtseyn gebrachte Einheit der Welt und alles Erschaffenen mit Gott, ist schon in meinem letzten Brief ausgesprochen. Ich habe hiernächst nur zu bemerken, daß nicht jede positive, oder auf allgemeinem Volksglauben beruhende, Religion sich auch als eine geoffenbarte Religion ankündigt und geltend macht. Denjenigen Völkern nämlich, welche, wie die Griechen, das Göttliche nicht jenseits der sichtbaren Erscheinungswelt, sondern unmittelbar in der sie umgebenden Natur, in dem realen Universum selbst, erkannten, ist der Begriff der Offenbarung im Ganzen fremd geblieben, weil sie gleichsam fortwährend in unmittelbarem Verkehr mit

einer Götterwelt lebten, diese ihnen menschlich nahe stand, und sie also keines Mittlers zwischen Gott und Welt bedurften.

Indessen ist diese Art der Weltanschauung eine mehr poetische als religiöse, denn sie verwechselt bloße Wirkungen und Aeußerungen, den bloßen Reflex der Gottheit in der Erscheinung, z. B. das Erhabene, die Kraft, die Schönheit, mit Gott selbst und seinem ursprünglichen Wesen. Tiefer und philosophischer ist die aus dem Orient stammende Glaubenslehre, wonach Gott kein Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung ist, sondern jenseits aller Erscheinungen, als deren ewige und unsichtbare Grundursache, wohnt. Diese Vorstellung von Gott verlangt dann auch, um zu Gott zu gelangen und das lebendige Verhältniß zu ihm nicht ganz aufgeben zu müssen, eine Vermittlung oder Offenbarung, sey es nun, daß der unsichtbare Gott einen einzelnen Auserwählten seines unmittelbaren Verkehrs und Umgangs würdigt, oder daß Gott selbst, als solcher, Mensch wird, und der Herr des Himmels und der Erde zu der Welt sich niederläßt.

Am tiefsten und vollendetsten hat diese Glaubensansicht sich im Christenthum entwickelt. Allein auch ihr, obgleich sie an philosophischem Gehalt die erste weit übertrifft, dürfte es in der Gestalt, wie sie bei uns erscheint und aufgefaßt wird, schwer werden, sich mit der Philosophie zu vereinigen, und die Philosophie muß diese Vereinigung gleichwohl aus unabweisbaren Gründen for-

dern. Soll nämlich der christliche Glaube mehr als blinder Köhlerglaube seyn, so kann er auf nichts Anderm beruhen, als auf der klar erkannten inneren Uebereinstimmung der christlichen Lehre mit der Vernunft. Aeußere Beglaubigungen, die auf angebliche Wunder und übernatürliche Ereignisse, oder darauf hinauslaufen, daß Andere dasselbe auch geglaubt haben und noch glauben, stehen in gleichem Maße jeder positiven Religion zur Seite, denn jede hat, wo nicht ihre Märtyrer, doch ihre Bekenner; jede ist mit Erzählungen übernatürlicher Einwirkungen und wunderbarer Ereignisse ausgeschmückt. Mag übrigens auch die Ueberzeugung von den Wahrheiten des Christenthums noch so unerschütterlich geworden seyn, so erscheint neben demselben die Philosophie doch noch keineswegs als etwas Ueberflüssiges und Entbehrliches. Denn ein Anderes ist das bloße Glauben und Fürwahrhalten, ein Anderes das Verstehen, Wissen und Begreifen des Geglaubten. Letzeres bleibt immer dem eigenen Nachdenken und der selbstthätigen Forschung des Menschen überlassen, und ist für ihn ein eben so unabweisliches Bedürfniß als das Nachdenken über alltägliche Natur- und Lebenserscheinungen, deren Realität für ihn die volleste Gewißheit hat. Niemand hat noch an der Wirklichkeit des Sehens, Hörens, Riechens, Schmeckens, Fühlens, des Verdauens, Wachsens und Vergehens u. s. w. im Ernst gezweifelt, und doch verlangt man auch nach einer Erklärung dieser Functionen

und bestrebt sich, sie in ihrem Zusammenhang mit andern Ursachen und Wirkungen zu ergründen. Und die bei Weitem wichtigern religiösen Wahrheiten sollten ohne alle tiefere Ergründung nur so auf Treu' und Glauben angenommen werden?

Ich bin nun zwar für meine Person von der Wahrheit des wesentlichen Inhalts der christlichen Lehre vollkommen überzeugt; eben so gewiß ist mir auch, daß die supranaturalistische Auffassungs- und Darstellungsweise eine falsche und verkehrte ist. Der Supranaturalismus nimmt nämlich zweierlei, dem Wesen nach verschiedene, Offenbarungen oder eine doppelte Schöpfung an. Die erste und ursprüngliche Schöpfung ist Gott unter der Hand mißlungen, und nun soll er sich genöthigt gesehen haben, Wunder zu thun, oder die Gesetze einer von ihm selbst gegründeten Naturordnung willkürlich zu brechen, und zuletzt gar in Person zu erscheinen und selbst nachzusehen, wie dem Uebel abzuhelfen; er soll, wie ein ungeschickter Mechaniker, von Zeit zu Zeit den Arm von Oben herein in die stockende Maschine strecken, um sie wieder in den rechten Gang zu bringen. Und zur Beglaubigung dieser Ansicht von einer Menschwerdung Gottes sollen wiederum eben jene Wundererzählungen dienen, die man beim Christenthum gleich unbedenklich für wahr nimmt, als man sie bei andern Religionen verwirft und für Täuschung oder Betrug erklärt. Allein was dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig; und sobald

man sich überzeugt hat, daß die Wundersagen, die man sonst bei andern Völkern findet, nur aus einem dem müßigen, ungebildeten Menschen inwohnenden Bedürfniß geistiger Aufregung und Beschäftigung, die er in einer wissenschaftlichen Erforschung der gewöhnlichen Lebens- und Naturerscheinungen noch nicht zu finden weiß, entspringen, so muß man dieß auch vom Christenthum gelten lassen, dessen Ueberlieferungen ja doch nur auf Zeugnissen und Urkunden beruhen, welche das Gepräge der Befangenheit in dem Volksglauben ihrer Zeit deutlich genug an sich tragen. Daneben ist es, wie schon häufig bemerkt worden, eine große Inconsequenz und Willkürlichkeit des protestantischen Supranaturalismus, die eigentliche Offenbarung mit Christus und den Aposteln für geschlossen zu erklären und die Möglichkeit jeder ferneren Offenbarung ohne Weiteres abzuläugnen.

Meine Meinung ist demnach, daß der supranaturalistische Begriff der Offenbarung eine ganz rohe und unhaltbare Vorstellung sey, und daß alle positive Religion ihren Ursprung der menschlichen Trägheit verdanke, welche lieber aus äußerlichen Ueberlieferungen, als aus der innerlichen Urquelle schöpft, lieber für eine Persönlichkeit, als für eine Idee sich begeistert, und für letztere überall eines Mittlers bedarf. Diese Mittler sind nun die Stifter der verschiedenen Religionen, Männer, in denen das Verhältniß des Menschen zum Absoluten und die Einheit des ersten mit dem letzten, in besonderer

Klarheit aufgegangen ist, und die dadurch fähig werden, was sie in höchster Lebendigkeit empfunden, auch Andern erweckend mitzutheilen. Die Wunder, womit eine abergläubische Tradition die Religionsstifter zu umgeben pflegt, wird kein Denkender einem übermenschlichen oder übernatürlichen Einflusse zuschreiben wollen; und die gemeine Vorstellung der Offenbarung, als einer Menschwerdung des ewigen Gottes im buchstäblichen Sinne, ist ein logischer Widerspruch, indem sie annimmt, daß das Absolute in die Erscheinung trete und dennoch in der beschränkten irdischen Erscheinung das lautere, ungetrübte Absolute bleibe, oder daß, wie Georg Forster sich energisch ausdrückt, der allmächtige Gott ein Jude geworden sey, was nothwendig habe geschehen müssen, um dem überhandnehmenden Verderben einer meisterlos und rebellisch gewordenen Schöpfung ein Ziel zu setzen.

Alle positive Religion ist vielmehr etwas Menschliches und darum Sterbliches, das in und mit der Zeit sich entwickelt, fortschreitet und zerfällt. Und so geht wohl auch das Christenthum, welches nothwendig war, um der herrschenden Verderbniß in dem römischen Weltreich Einhalt zu thun und die rohen Naturvölker des Mittelalters zu sänftigen, jetzt allmählich seinem Untergange entgegen, indem es, als eine Religion der duldenden Ergebung, nicht mehr geeignet ist für ein Zeitalter, das stärkender Mittel bedarf, um seinen Beruf nicht länger im Dulden, sondern im Seyn und Leben, zu erkennen.

Auch hat der Stifter unserer Kirche diese Erneuerung und Umgestaltung selbst geahnet und vorausgesagt in der Verheißung: daß er einst wiederkommen werde. Und er wird wiederkommen, um das Kreuz zu zerbrechen, und statt einer Religion für Weiber und für Sclaven eine Religion für Männer und für Sieger gründen. Die Philosophie aber verkennt ihre Stellung und ihren Beruf, wenn sie, statt der künftigen Religion vorzuarbeiten, in den vorhandenen Dogmen positiver Religionen etwas Allgemeingültiges sucht, und z. B. in der unbefleckten Empfängniß, in Erbsünde und Erlösung, Opfertod, Versöhnung, Auferstehung und Himmelfahrt, etwas mehr als mythische Vorstellungen einer frühern Bildungsstufe erblicken will.

Zehnter Brief.

Wilhelm an Friederich.

Fast noch schlimmer, als ich fürchtete, hast du in deinem letzten Brief die Offenbarung, und besonders die höchste aller Offenbarungen, das Christenthum, behandelt. Du möchtest es als That und Weltbegebenheit vernichten, und wie so mancher Held des Tages, der sich einen christlichen Theologen nennt, zum kahlen Lehrsystem herabsetzen. Indessen scheint es mir, als ob dein Widerwille gegen das Wunderbare und den sogenannten Supranaturalismus auf einem Mißverstand beruhte. Es sind nämlich die Wunder, nach meiner Ansicht, gar nichts Widernatürliches, sondern das eigentlich Natürliche in einem höhern Sinn: die Macht des Geistes oder des Gedankens über die vernunftlose Natur, welche im gewöhnlichen Zustande auf das Organ des Körpers beschränkt ist, erstreckt sich einerseits beim Wunderthäter über die Sphäre seines leiblichen Orga=

nismus hinaus, so daß ihm die Elemente überhaupt zum Organ der Willkür, zum Körper werden; andrerseits schlummert aber auch in jedem Naturwesen ein Geist, der, durch den Geist des Wunderthäters angeregt, zu momentaner Selbstständigkeit und Freiheit erwacht, die Sprache des nahen Gottes vernimmt und im Einverständniß mit ihm handelt.

Ungeachtet ich die Unhaltbarkeit des gemeinen Begriffs von Supranaturalismus zugebe, sollte mich doch keines der Wunder des neuen Testaments in Verlegenheit setzen, selbst das Wunder der unbefleckten Empfängniß nicht, welches überhaupt so einzig in der Geschichte des Wunderbaren dasteht, und in der Einheit der Jungfrau und der Mutter die höchste Idee der Weiblichkeit so zart und richtig ausdrückt, daß an eine willkürliche Erfindung zu glauben fast unmöglich ist. Auch hier erblicke ich nichts Widernatürliches, sondern erkenne mit Freuden einen Sieg der Natur über die Schranke des Geschlechtsverhältnisses, einen Schritt zur Befreiung und Erlösung, deren Werk allerdings nicht bloß die Menschheit, sondern auch die (nach Erlösung) seufzende Natur, die *φυσις στεναζουσα*, umfaßt, und es ist alsdann nicht widernatürlich, sondern im höchsten Sinne natürlich, daß die Natur, um den Erlöser hervorzubringen, außerordentliche Kräfte aufbietet, und daß ein Gestirn am Himmel erscheint, um die Geburt des Heilands zu verkündigen.

Der Grund, aus dem sich die Philosophie so sehr gegen alles Wunderbare, als etwas Widernatürliches, sträubt, ist der, daß sie von der Natur einen eben so ungöttlichen Begriff hat, als von Gott; sonst müßte sie das Christenthum in seiner biblischen Gestalt natürlich finden. Nicht die Nothwendigkeit, wie die Philosophen glauben, sondern Freiheit ist der Grund der Natur und das innerste Wesen der Schöpfung. Daß Gott und die Welt frei seyen, ist der tiefere, schönere, genialere Glaube, und wenn ich es recht verstehe, der Glaube des Christenthums; wogegen auf der andern Seite das Heidenthum gerade durch den alten falschen Wahn bezeichnet ist, sich Gott wie eine Naturkraft zu denken, als etwas Unfreies, gleichsam durch mathematische Formeln Ausdrückbares, z. B. als etwas, das ewig den Act des Seinerselbstbewußtwerdens in sich vollbringt und an was die Welt durch diesen Act, als letzten Grund, gefesselt ist. Diese Mathematik führt zum Tode; Religion und Poesie empören sich gegen sie; sie ist in Gott freilich vorhanden, weil die wahre Freiheit die Sclaverei zur Basis haben muß; aber sie existirt in Gott nicht als letzter Grund; so fern Gott Gott ist, hat er die Mathematik abgeschüttelt, sie hat keinen Theil mehr an ihm, sie ist ganz Freiheit, Liebe, Seligkeit geworden. Und so bewegt auch die Natur sich keineswegs durchaus in den engen Schranken eines Gesetzes, wenn gleich sie niemals gesetzlos handelt. Die Wissenschaft ist es, welche

für nichts Anderes Sinn und Auge hat, als für den Ausdruck der Nothwendigkeit; bei ihr ist, auch wenn sie den höchsten poetischen Schwung nimmt, Alles bloße Verkleidung des mathematischen Schwerpunktes, ohne Leben, ohne Lieben, ohne Seligkeit; sie läßt die jugendliche Aurora ewig in die Arme des grauen Tithon zurücksinken.

Aber die Physik gibt nicht die wahre Natur, sondern die starre, heidnische, lieblose, und dieser Natur gleicht dann auch nach der gemeinen physikalischen, todten Ansicht ihr Schöpfer: er ist selbst der Naturnothwendigkeit unterworfen. Der Gedanke des Gesetzes ziemt jedoch der innersten Natur so wenig, als Gott selbst; und das Gesetz der Nothwendigkeit, mag es auch noch so rednerisch ausgeschmückt sich darstellen, imponirt zuletzt doch nur durch die Größe des Gedankens und die Kraft der Selbstüberwindung, die erforderlich ist, ihn zu ertragen, oder weil es überhaupt das Organ des Unendlichen in uns anregt, aber schwerlich durch einen Ausdruck vollendeter, befriedigter Natur: die Gesetze der Nothwendigkeit sind falsche Götter, und das Gebet wird vor ihnen zum Spott. Nur in den niedern Kreisen der Natur herrscht die Nothwendigkeit; je höher die Natur sich erhebt, desto mehr nähert sie sich dem Göttlichen, Freien, Liebevollen. Sicher und durch sich selbst bestehend, bringt sie die Pflanze hervor; hülflos ihr edelstes Geschöpf, den Menschen. An ihm soll Alles That der freigewordenen

Natur, der Liebe seyn; nicht mehr die physische Natur erzieht ihn, — diese kann ihn nur noch tödten; — sondern die göttliche Natur nimmt ihn vom ersten Athemzug an in die Arme, und ihr verdankt er sein Leben.

Und diese Natur steht mit dem Christenthum und seinen Wundern nicht im Widerspruch; ich bin innigst überzeugt, daß Christus auf ganz natürlichem, wiewohl außerordentlichem Wege seine Individualität gewann. Die Religion ist Natur und nichts Uebernatürliches oder Fremdes; die Natur selbst bringt als ihre höchste und letzte Aeußerung die Religion hervor, denn die Natur selbst ist im innersten Grunde göttlich und heilig, und daß ein göttlicher Mensch, wie Christus, in einem innigern Zusammenhang mit der Natur gestanden, ist doch in der That, im buchstäblichsten Sinn, natürlich.

Es wäre einmal Zeit für die Philosophie, anzuerkennen, daß selbst an speculativem Gehalt kein philosophisches System das Christenthum erreicht, und daß das Dogma der Dreieinigkeit und die Erkenntniß Gottes als eines Geists, in dem wir leben, weben und sind, alle Resultate der tiefsinnigsten Weisheit in sich vereinigt. Wichtiger ist jedoch, daß im Gebiete des Wollens und Handelns das Christenthum von der wahren und ächten Freiheit ausgeht, indem es eine Kraft des Menschen, zwischen Gutem und Bösem selbstständig und nach eigenem Entschluß zu wählen, anerkennt. Der Mensch soll leben und frei seyn, um durch sich selbst,

durch den in ihm liegenden Funken des Göttlichen, verherrlicht und dereinst gottähnlich zu werden, und die so oft geschmähte und knechtisch gescholtene Religion der Christen hat von der Bestimmung des Menschen den erhabensten Begriff aufgestellt. Sie fordert, daß die Welt, der Mensch selbst sich zum Gott machen und so einen ewigen, freien Gottesdienst feiern, statt als willenlose Gefäße nur das Leben Gottes in sich aufzunehmen; sie lehrt, daß Gott, in welchem das höchste Leben wohnt, auch das höchste, eigenste Leben seiner Welt gibt, nicht ein bloßes Scheinleben, das den Tod nur übertüncht. Daher ist auch die Sünde im Sinne des Evangeliums nicht bloß ein vergeblicher Versuch der Losreißung des Ichs von seinem Schöpfer, sondern ein wirklicher Abfall des erschaffenen Geistes von Gott; dasjenige aber, was die Freiheit in der rechten Bahn erhält und weder zur zügellosen Willkür entarten, noch in Selbstsucht und Sünde untergehen läßt, ist auch keine bloße Negation, nicht die starre Nothwendigkeit des philosophischen Fatums, sondern das Gesetz der Liebe, mithin etwas noch weit Positiveres und Reicheres, als die Freiheit selbst, und eben deßwegen nicht Schranke, sondern Erweiterung der Freiheit.

Es ist freilich eine alberne Vorstellung zu glauben, Jesus sey der Gott des Himmels und der Erde selbst und in Person gewesen, der von seinem Sternenthron zu uns herabgestiegen, weil er sonst keinen Rath gewußt,

seine aus der Bahn gewichene Schöpfung wieder in das rechte Gleis zu bringen. Dieser Gedanke ist Gottes und der Menschheit gleich unwürdig. Das Verderben, das durch die Sünde in die Schöpfung gekommen war, konnte sie auch aus eigener, eingeborner, von Gott in sie gelegter Kraft wieder besiegen, und die Erlösung ist aus der innersten Tiefe der Menschheit selbst hervorgegangen, nicht von Außen oder Oben her als ein Rettungsseil der Welt zugeworfen. Wie die ganze Schöpfung überhaupt eine Offenbarung und Menschwerdung Gottes ist, so ist auch das Christenthum keine von der Welt dem Wesen nach verschiedene Offenbarung, sondern nur der Lichtpunkt und Silberblick derjenigen Offenbarung, welche in der Schöpfung selbst erscheint. In Jesu, als dem vollkommenen Menschen, hat die Fülle der Gottheit vorzugsweise gewohnt; und wenn es die Bestimmung der Welt ist, daß im Menschen und durch den Menschen die Gott inwohnende Heiligkeit zur freien, sittlichen That werde, so ist dieß geschehen in des Menschen Sohn Jesu, in welchem Gott den ganzen Kampf der Erde durchgekämpft und das Werk der Erlösung vollbracht hat, indem er durch die Pforten des Todes siegend bis zur höchsten Höhe der durch Liebe freien Sittlichkeit sich erhob. Denn dieß ist die Idee der Erlösung, daß die Freiheit Sünde, Tod und Schicksal überwindet durch die Liebe.

Zugleich erweist sich aber auch die christliche Idee

der Versöhnung und Rechtfertigung als eine ächt menschliche und wahre, wenn man erwägt, wie schon für die ganz gewöhnliche Weltbetrachtung ein einziger trefflicher und durchaus edler Charakter das Daseyn der ganzen Menschheit mit allen ihren Fehlern und Gebrechen zu rechtfertigen und gleichsam die Ehre des Schöpfers und seiner Erschaffenen zu retten, beide mit einander zu versöhnen vermag. In diesem Sinne ist der freiwillige Opfertod Jesu die lebendige Theodicee, die Rechtfertigung der Freiheit gegen den Vorwurf, daß in ihr die Sünde ihren Ursprung habe. Denn ohne die Möglichkeit der Sünde wäre auch die höchste That der Freiheit und der Liebe, worin die erlöste Schöpfung ihren ewigen Triumph feiert, nie wirklich geworden. Christus ist der sittliche Herakles, der Armuth, Niedrigkeit, Beschimpfung, Qual und Tod freiwillig erwählt, nicht um des Ruhmes oder der Pflicht, sondern um der Liebe willen, und wie der griechische Heros auf dem Oeta seinen eigenen Scheiterhaufen angezündet, so hat auch er am selbst auf sich genommenen Kreuze den Kelch irdischer Bitterkeit bis auf den letzten Tropfen ausgeleert.

Aber derjenige, der die Herrschaft der Sünde und des Todes vernichten und doch die ganze Bürde der Menschlichkeit tragen sollte, mußte, indem er den Tod erlitt, zugleich den Tod besiegen, und konnte eben so wenig durch Alter oder Krankheit sterben, als in den Banden des freiwilligen Todes bleiben. Sein Leben war Mühsal und De-

muth, aber sein Kommen und sein Gehen war Verklärung, und wie schon bei seinem Erscheinen die Natur im Vorgefühle der Erlösung über die erste Schranke des Irdischen, die Nothwendigkeit der Zeugung, sich erhoben hat, so ist an seinem Scheiden auch die zweite Schranke der Sterblichkeit, der Tod, gebrochen durch die Auferstehung und die Himmelfahrt des Erlösers.

Alle diese und ähnliche Betrachtungen des Christenthums erschöpfen indessen nur den geringsten Theil seines unendlichen Gehalts; denn es ist eine nie versiegende Quelle neuer Beruhigung und geistiger Belebung für alle Zeitalter, eine fortdauernde Offenbarung für Jeden, der mit freiem, ungetrübtem Blick hinzutritt und den Wahn aufgibt, als ließen seine ewigen Wahrheiten in absolut gültige Formeln sich für alle Zukunft bannen, ein Wahn, den Luther mit so kräftiger Hand zerrissen hat.

Wenn nach all diesem die Philosophie in meinen Augen bei Ehren bleiben und als ebenbürtige Schwester der Religion, der Kunst und der Poesie anerkannt seyn will; so muß sie über den abstracten Formalismus einer dürftigen Mathematik hinausgehen und aus todter Halbheit, welche von der Wirklichkeit nur das Gerippe kennt, sich zur freien, lebensvollen Anschauung erheben. Als bloße Wissenschaft ist sie ebenso unfähig, den Blick des Geistes für die Geheimnisse der unsichtbaren Welt zu schärfen, als sie auf Erden auch nur im Stande ist, die unendliche Mannichfaltigkeit des Concreten und den

Reich-

Reichthum individueller Bildungen zu erklären, oder die lebendige Plastik zu verstehen, welche besonders in der organischen Natur alle die regelrechten Typen und Figuren der Mathematik verschmäht, die gerade Linie zur Wellenline sänftigt, die Ecken abschleift, die Farben mischt, die Uebergänge vermittelt und die starre Nothwendigkeit der Form zur freien Schönheit verklärt. So lange überhaupt der Begriff in der Philosophie vorherrscht und die Regel gibt, ist auch Alles, was sie von Anschauungselementen oder höheren Ahnungen in sich aufnehmen mag, bloße Depravation eines der Dichtung und Mystik entliehenen Stoffs, den sie der Nothwendigkeit des Begriffs unterwirft und dadurch verunreinigt und verfälscht, statt bis zur dichterischen Anschauung und zum religiösen Glauben ihn zu steigern. Nur eine reine ungemischte Anschauungsphilosophie halte ich für ein des deutschen Geistes würdiges Erzeugniß, und fordere dich daher auf, aus dem unter dem Namen der deutschen Philosophie bekannten wunderlichen Gemisch von Empirie, Dichtung, Ahnung, Religion und Speculation, die reine Anschauungsphilosophie als selbstständiges Ganzes hervorzubilden.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Eilfter Brief.

Friederich an Wilhelm.

Die Grundanschauung deiner ganzen Weltbetrachtung scheint mir die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Individuums zu seyn. Du vertheidigst seine Rechte gegen die Ansprüche des Alls und der Nothwendigkeit, und triumphirst mit deiner Ueberzeugung, daß die Philosophie nicht fähig sey, das Individuum nach seinem innersten Wesen, in seiner Ursprünglichkeit und seiner positiven Bedeutung, zu begreifen. Indessen wollte ich mir fast getrauen, den Begriff und die Entstehung des Individuums auf eine befriedigendere Weise, als du, wenigstens zu deduciren.

Du hast allerdings Recht, zu behaupten, Individuen entständen nur durch die Verbindung materieller und immaterieller Elemente, und das Gesetz ihrer Entstehung, oder das Princip der Besonderung, könne nicht

in der, zwar theilbaren und insofern individualisirbaren, aber indifferenten, todten und durchaus gleichartigen Materie liegen, weil die bloße mechanische Theilung und Zerstückelung in Ewigkeit nur ein äußerlich Vielfaches von Theilen und Bruchstücken, aber nie unter sich verschiedene und für sich bestehende Ganze mit einem innern Einheitspunkt hervorbringen würde. Wenn du dann aber weiter sagst, das individualisirende Princip müsse im Geist liegen, und der Geist müsse von Ewigkeit her in eine Unendlichkeit von Individuen getheilt seyn, weil sonst nicht zu begreifen wäre, warum der Geist die gesammte Materie nicht stetig und gleichmäßig, sondern sprungweise und in Absätzen, durchdringe und statt e i n e s beseelten, ungetheilten Alls eine Unendlichkeit von Individuen entstehe, so ist dieß keine Erklärung aus der Natur der Sache, sondern bloßes Postulat und Hypothese, und zwar eine dem Wesen des Geistes, als der intensivsten, absoluten Einheit, widersprechende Hypothese. Der Geist kann nur die Einheit, nie die Vielheit geben, und so muß denn doch wieder die verhaßte Mathematik ins Mittel treten und die Formel

$$A = \overset{+}{\underset{-}{0}} A$$

ihr Recht noch einmal geltend machen.

Geist und Materie, + A und — A, sind nämlich in immerwährendem Vereinigungs- und Durchdringungsproceß begriffen, der aber niemals zur Vollendung kommt, weil beide als entgegengesetzte Principien ewig

bestehen müssen, wenn nicht das Selbstbewußtseyn oder das Fürsichseyn des Absoluten aufhören soll. Der jeden Augenblick zusammenstrebende Gegensatz muß auch jeden Augenblick wieder auseinandertreten, und eben dieses ewige Oscilliren des Gegensatzes, dieser unaufhörliche Wechsel von Vereinigung und Trennung, diese beständige Ebbe und Fluth von Anziehung und Abstoßung in dem stets zusammengehenden und stets auseinandergehaltenen Gegensatz, woraus die, von dem indifferenten psychischen Princip erfüllte Zeit entsteht, ist der Zeugungsproceß des Individuums. Ohne diesen endlosen Wechsel würden allerdings Geist und Materie sich als ein unendliches Ganzes stetig durchdringen, verschmelzen und vernichten. Da aber Gott durch den Act des Sichselbstsetzens oder Sichselbstbewußtwerdens den Gegensatz ewig erneuert, die Vereinigung also immer unterbrochen wird, so ist die Durchdringung beider Elemente immer nur ruckweise oder stufenweise möglich, und an jedem Punkt, in jedem Moment, wo dieselbe gehemmt wird und der Gegensatz wieder auseinander tritt, bildet sich ein Individuum, eine Seele.

Die ersten Individuen, welche auf diese Art entstehen, sind die Weltkörper, in ihrem ersten Anfang nichts als rohe ungeheure Massen, und die weitere Evolution der Schöpfung ist dann ein immer fortschreitendes Individualisiren, und chemisiren, organisiren, beseelen, begeistigen sind bloße Arten dieser Besonderung, die,

je weiter der Proceß fortgeht, um so mehr die ganze Weltmaterie innerlich bis ins Feinste, Tiefste, Einzelnste durchdringt, und ohne die wiederausgleichende Selbstzerstörung der indifferenzirenden Thätigkeit, des Tods und der Vernichtung, das ganze Weltall in lauter Monaden oder Atome zersplittern würde.

Von diesem Umschlagen der individualisirenden Thätigkeit in das dem Leben entgegengesetzte Extrem der Vernichtung, von dem Sieg des Allgemeinen über das Besondere, oder dem Tod, welcher alles Beseelte trifft, und eintritt, wenn die verschiedenartigen Grundelemente sich bis zur Erschöpfung an einander abgearbeitet und sich aufgerieben haben, willst nun du, mein Freund, nichts wissen; und derselbe Trieb und Drang, der dich die Rechte des Individuums dem All und der Nothwendigkeit gegenüber zu vertheidigen zwingt, hat dich endlich bis zur Forderung einer Philosophie geführt, welche nicht den Stempel der Allgemeinheit des Begriffs, sondern den der Individualität der Anschauung an sich tragen soll.

Ich widerstrebe nun auch nicht den Deutungen und Folgerungen, welche du theils aus Systemen der Philosophie, theils aus christlichen Ideen entwickelt hast, und anerkenne gern die in ihnen liegende symbolische Wahrheit. Dagegen kann die Philosophie dergleichen Erzeugnissen einer poetischen Subjectivität eine buchstäbliche Wahrheit und objective Gültigkeit nicht zugestehen. Die

Philosophie darf nämlich Mystik und Poesie, oder wie du es nun nennen willst, bloß so weit in ihren Bereich ziehen, als sie durch bestimmte Denkprobleme dazu genöthigt ist. Du forderst daher das Unmögliche von mir, wenn du eine eigene Anschauungsphilosophie erwartest, denn die Aufgabe, ein selbstständiges Ganzes, ein System der Anschauungsphilosophie, zu liefern, ist keine speculative, sondern eine poetische. Willst du diese Aufgabe auf die glänzendste Art gelöst sehen, so mußt du „flüchten nach dem reinen Osten", zu den Sofi's, zu den Mystikern des Orients. Dort wirst du die Lehre, daß die Welt oder die Einzelwesen auf eine unbegreifliche Weise mit Gott identisch seyen, und das Bewußtseyn dieser Identität (ganz verschieden von demjenigen flachen Pantheismus, der den Inbegriff der Erscheinungen für Gott hält) in tausend Gedichten mit einem Triumph und einer Begeisterung ausgesprochen finden, die ein Abendländer Mühe hat, zu begreifen. Du wirst dich aber auch überzeugen, daß das Allgemeingültige auf diesem Gebiet sehr nahe zusammengeht und auf das Bewußtseyn der Einheit mit dem Absoluten sich reducirt. Denn die dreifache Einheit von Seyn und Denken im Erkennen, von Welt und Gott in der Empfindung, von Nothwendigkeit und Freiheit im Handeln, erschöpft in der That die ganze, jenseits des Begriffs liegende Sphäre der Philosophie.

Von diesen drei höchsten Ideen ist nun die erste unter

dem Namen der intellectuellen Anschauung längst als das ausschließliche Eigenthum der Speculation anerkannt; die beiden andern, welche man die religiöse und die praktische Anschauung nennen könnte, sind dem logischen Denken an sich fremd, und die Philosophie hat sich mit denselben nur insoweit zu beschäftigen, als an sie die Forderung gemacht wird, alle Thatsachen der Erfahrung und des Bewußtseyns zu erklären. Aber auch diese Ideen darf die Philosophie, so lange sie eine Wissenschaft bleiben will, nur denkend und erkennend, mit dem ihr eigenthümlichen Organ, mit dem Verstande, dem Begriff, behandeln, und selbst die Freiheit kann die Wissenschaft nur aufzeigen und formell bestimmen, nicht ihr inneres Wesen auch demjenigen, der handelnd ihrer nie bewußt geworden ist, aufschließen.

Dabei läugne ich jedoch keineswegs, daß jene beiden Ideen zu einer poetischen und religiösen Auffassung vorzugsweise geeignet sind und für Gefühl und Phantasie, für Anschauung und Empfindung einen weit dankbarern und fruchtbarern Stoff, als für die Wissenschaft, darbieten. Daher verläßt auch der poetische Plato so oft den für ihn zu eng begränzten philosophischen Boden, um durch den Mythus in das freiere poetische Gebiet überzugehen; daher sind die Mystiker des Orients fast ohne Ausnahme Dichter; daher hat sich unter den Theosophen des Occidents Angelus Silesius vorzugsweise der poetischen Form bedient; daher fühlt sich der religiös-

philosophirende Novalis immer ins Gebiet der Dichtung hinübergedrängt; daher hat auch der philosophus teutonicus, Jakob Böhme, wie sein Geistesverwandter Schelling, so viel poetische und religiöse Bestandtheile in sein System aufgenommen. Sobald aber die Philosophie in Behandlung des ihr gegebenen Stoffs über das reine Denken hinausgeht, um aus fremden Quellen, aus Gemüth und Imagination, zu schöpfen, vermischt sie Heterogenes, und diese Art des Philosophirens bist du in gewissem Sinne allerdings berechtigt, eine Depravation der Poesie zu nennen.

Ich muß dir ferner zugeben, daß die Philosophie nicht im Stande ist, die Mannichfaltigkeit der Individualität als etwas Positives oder überhaupt anders zu begreifen, als aus dem Unvermögen der Natur, den Begriff auf einmal erschöpfend darzustellen, oder die Idee vollständig in sich aufzunehmen, und daß ich darum oft die Poesie beneidet habe, welche in das Individuelle mit rechter Lust und Liebe sich versenkt und dort als in ihrem Element zu Hause ist. Denn es ist etwas in mir, das mir sagt, die unendliche Fülle und Mannichfaltigkeit der lebendigen Erscheinungen bestehe doch nicht in bloßen, unwesentlichen Zufälligkeiten, wodurch die Dinge sich von einander unterscheiden, sie sey doch nicht lauter Schein und Dürftigkeit. Geschichte, Völkerkunde und Erfahrung enthüllen in der geistigen Organisation des Menschen einen Reichthum, von dem die Philoso-

phie für sich allein keine Ahnung hätte. Ihr ist und bleibt es im Ganzen doch ein Räthsel, wie der eine identische Begriff des Menschen sich so gar verschiedentlich gestalten kann, daß keine Wissenschaft ausreicht, für die Unendlichkeit der Individualitäten eine erschöpfende Formel aufzufinden.

Ich will endlich nicht läugnen, daß ein Philosoph, der, um genau nach seinen Definitionen und Begriffen die Reiche der Natur zu construiren, Macht erhielte, die todten Stoffe zu organisiren, wunderliche Mißgeburten zu Tag fördern würde und in der lebendigen Plastik mit dem Schöpfer zu wetteifern, eben so wenig im Stande wäre, als er beim vollkommensten Verständniß der Idee, welche einen Dichter begeistert, diese Idee zur poetischen Gestalt auszubilden vermag; daß er also insofern dem Künstler und dem Dichter, deren Ideen unmittelbar lebendig und productiv sind, nachsteht. Auf der andern Seite besitzen aber diese auch immer nur ein Einzelnes, vom Ganzen abgetrenntes, Stück der Welt und umfassen nicht mit ihren Anschauungen, wie der Philosoph mit seinen Begriffen, Himmel und Erde sammt dem ewigen Schöpfer; und was hilft die lebendigste Ergreifung und Anschauung des Einzelnen ohne das letzte oberste Gesetz des Weltganzen, ohne den Besitz des Centrums, von welchem alles Seyn und Denken ausgeht?

Ich kann mich daher nicht überzeugen, daß die Wahrheit der Schönheit nachstehen soll, überhaupt die

Sache der Philosophie, der Kunst und Poesie gegenüber, nicht so schnell verloren geben. Ich anerkenne die höhere Würde der Religion und der sittlichen That; aber Poesie und Philosophie sind in ihrer tiefsten Quelle doch wohl Eins. Die Hauptsache bei jeder künstlerischen Hervorbringung gleibt ja immer die Idee, und diese ist der Poesie und der Philosophie gemeinschaftlich: sie wird zur Kunst oder Poesie, wenn sie auf Gefühl und Anschauung; zur Wissenschaft oder Philosophie, wenn sie auf den Verstand und den Begriff bezogen wird. Die beiden gemeinschaftliche Uridee aber ist das Unbedingte, das Unendliche, das Absolute: und darin, daß die Philosophie diese Idee auf eine allgemein gültige Weise durch den Begriff, die Kunst auf eine bloß subjective und beschränkte Art durch das Bild, zum Bewußtseyn zu bringen strebt, kann ich eben keinen entschiedenen Vorzug der letzteren vor der ersteren erkennen. Und greift denn nicht die Philosophie täglich mehr und immer unmittelbarer in die Poesie hinüber? Borgt diese ihren Stoff nicht in hundert Fällen von jener? Hat die Poesie nicht so gut, wie die Philosophie eine theoretische und eine praktische Seite, wenn gleich jene bei uns im Ganzen noch nicht mit Glück angebaut worden ist, vielleicht, weil wir anstatt die orientalischen Mystiker, oder Dante und Calderon zum Muster zu nehmen, die didaktische Poesie zu sehr mit der Philosophie vermengten? Ist diejenige Art von Poesie, welche uns Novalis geben wollte, ohne bei dem Mangel

an plastischer Phantasie zur rechten Verschmelzung und Durchdringung gelangen zu können, keine wahre und ächte Dichtung? Ist nicht der wesentliche Gehalt jeder Dichtung, wenn auch dem Dichter unbewußt, etwas der Philosophie Angehöriges? Ist nicht das philosophische Genie mit dem künstlerischen dem Wesen nach Eins, und unterscheiden sich nicht beide bloß durch die Organe, wodurch sie wirken und sich äußern, nämlich den Verstand und die Imaginaton? Oder gehörst auch du zu denjenigen, welche dem Philosophen das Genie absprechen und allein dem Künstler vorbehalten?

Kant mochte freilich seine guten Gründe haben, dieß zu thun, denn ihm selbst mangelte gerade der lebendige Sinn des Unendlichen, welchen ich für das ächte Kennzeichen und wesentlichste Attribut des Genie's halte, wie denn auch Kant das eigentliche Object der Philosophie, von dem sie überall ausgehen muß, um wirkliche Philosophie zu seyn und ein nicht bloß formell, sondern reell geschlossenes System zu bilden, das Absolute, nur ganz nebenher betrachtet, sonst aber sich im Kreis der Endlichkeit gehalten, bloß die dialektische niedre Sphäre angebaut und die Philosophie in ihrer einzig wahren Bedeutung als Lehre vom All (und seinen letzten Gründen) durchaus verkannt hat. Ihm fehlte die lebendige Idee des Absoluten, der unendliche Gehalt, und so mochte er denn selbst wohl fühlen, daß er sein System nicht auf schöpferische Weise hervorgebracht, sondern nur solche Ent=

deckungen gemacht habe, auf welche die bloße Consequenz des Denkens auch jeden Andern, eben so wissenschaffentlichen und scharfsinnigen Kopf, als er, bei gleicher Richtung geführt haben würde. Dagegen kann der Sinn des Unendlichen Plato und Schelling gewiß nicht abgesprochen werden, und dieser Sinn, worunter ich nicht eine passive Empfänglichkeit verstehe, sondern jenes höhere Organ des Geistes, wodurch er das Unendliche in jede seiner Aeußerungen zu legen, es überall zu ergreifen, jedes Ding in seiner Weltbedeutung zu erfassen weiß, ist bei dem wahren Philosophen ganz derselbe wie beim Dichter.

Wenn ich dich recht verstanden habe, theilst du meine Ansicht, daß die Deutschen von Natur berufen seyen, die höhern Geistesrichtungen vorzugsweise auszubilden. Kannst du aber läugnen, daß gerade das philosophische Talent bei den Deutschen durchaus vorherrscht und das poetische überwiegt? Und entscheidet nicht schon dieses argumentum ad hominem bei dir zu Gunsten der Philosophie? Aber auch hievon abgesehen, ist nicht, bei der Identität der sich in Kunst und Wissenschaft manifestirenden Grundkraft, das Organ der Philosophie, der Verstand, ein geistigeres Vermögen, als die Einbildungskraft? Ist es ein Vorzug der Kunst, daß sie sich entschieden an die sinnliche Natur des Menschen wendet, daß sie die Sinnlichkeit nährt und bestärkt, während die Philosophie dieselbe reinigt und beschränkt?

Der affectirte Kunstenthusiasmus der Deutschen, die sich das Wort darauf gegeben zu haben scheinen, jeden Künstler als ein Wesen höhere Art mit scheuer Ehrfurcht anzustaunen, wird hoffentlich, wie jede andre Mode, auch vorübergehen, und einer richtigeren Würdigung und Schätzung Raum geben. Oder was gibt die Kunst am Ende denn so gar ausnehmend Großes und Uebrschwengliches? Was leistet Homer und Shakspeare für die innere Beruhigung und Erhebung des Geistes? Welchen Trost, welche Stütze, welche Rettung findet sich denn für die Idee bei dem nicht philosophischen Dichter, der nur die reale Welt widerspiegelt, mit ihren Freuden zwar und ihrer Herrlichkeit, aber auch mit all' ihren Schmerzen und mit ihrem Jammer? Ohne das Schöne kann der Mensch im Nothfall auch leben, der Wahrheit und der Erkenntniß aber kann er nie und nirgends entbehren, und ich möchte, um auf den alten Kehrreim zurückzukommen, wohl wissen, was denn z. B. die Poesie für Deutschlands Wiederherstellung zu leisten vermag, das die Philosophie nicht zehnfach vermöchte?

Zwölfter Brief.

Wilhelm an Friederich.

Vor allen Dingen danke ich dir für eine wichtige Aufklärung, welche du mir über das Verhältniß der Poesie zur Philosophie gegeben hast. Ich war bisher trotz eines gewissen innerlichen Widerspruchs immer der Meinung, neben der Philosophie, die bloß durch den Begriff wirkt, gebe es noch eine höhere, esoterische, die anschauend diejenige Wahrheit, welche jenseits des Begriffs liegt, erkenne. Du hast mich aber überzeugt, daß diese dem Begriff unzugängliche höhere Wahrheit gar nicht Gegenstand der Philosophie, sondern, insofern sie in einem philosophischen Systeme auftritt, nur eine durch Beimischung des Begriffs verderbte, zur Reflexion herabgezogene Poesie oder Mystik ist. Reißt man der Philosophie diese fremden Federn, den geborgten Flitter ab, so bleibt nur der dürre, unfruchtbare Begriff übrig, wie

in der Kritik der reinen Vernunft, in der Wissenschaftslehre, in der Wissenschaft der Logik; Sinn und Gemüth dagegen müssen leer ausgehen. Daher dürfte es wohlgethan seyn, aus der trockenen Sandwüste der Speculation nach den Oasen der Poesie und des Glaubens sich zu flüchten.

Wenn ich übrigens die Kunst, und namentlich die Dichtkunst, unbedingt höher stelle als die Philosophie, so habe ich damit noch nicht behauptet, daß die Schönheit höher stehe als die Wahrheit, oder daß jene sich getrennt von dieser geltend machen und der Gemeinschaft mit ihr ganz entbehren könne. Die Schönheit ist selbst nichts Anderes als die Wahrheit, aber die lebendige, ganze und inhaltsvolle, nicht die todte, halbe und abstracte Wahrheit. Schönheit und Wahrheit gehören einer und derselben Seite des menschlichen Geistes an, nämlich der vorstellenden, erkennenden, wie Sittlichkeit und Glückseligkeit der praktischen, ethischen Seite anheimfallen. Das Wahre, das Schöne und das Gute in der gewöhnlichen Zusammenstellung bilden eine unächte Trias, in welcher Gott fehlt. Das Schöne ist der höchste Gegenstand des Vorstellens, Gott der höchste Gegenstand des Empfindens, Sittlichkeit der höchste Gegenstand des Wollens und Handelns, wogegen Wahrheit, Weltleben, Glückseligkeit, die tiefern Sphären derselben Trias ausfüllen. Auch die Kunst ist ein Wissen und Erkennen, aber ein thätiges, schöpferisches,

und ihr Geheimniß besteht darin, das Sinnliche, die Materie, den Stoff, zur Offenbarung und zum Symbol des Geistes zu erheben. Allerdings greift die Philosophie weiter, als selbst die universellste Kunst, die Dichtkunst; denn jene ist nur dadurch etwas Geschlossenes und Selbstständiges, daß sie schlechthin Alles in ihren Bereich zieht, die ganze Welt umfaßt; aber sie gibt auch nur deren mathematische Formel und logischen Ausdruck, nur das Gerippe der Wirklichkeit, während die Poesie die ächte, wahre, lebendige Wirklichkeit selbst besitzt.

Der wahre Philosoph muß freilich immer zur Einheit und zum Ganzen streben; beide existiren aber für ihn nur in dem Begriffe des Unendlichen, des Absoluten, das als Gedanke und Abstraction nur jenseits aller Erscheinungen der wirklichen Welt gesucht und gefunden werden kann; wogegen der Dichter, der ins volle Leben hineingreift, sich mitten in einer realen Unendlichkeit befindet und überall, auch im bloßen Theil, daß Ganze faßt, weil die Welt ihm nicht als Begriff zum Bewußtseyn kommt. Ein Philosoph wird die Dichterworte:

Und in ihren lieben Augen
Liegt sein unermeßlich Reich —

für eine bloße Spielerei der Uebertreibung halten; denn nicht dem Philosophen, wohl aber dem Dichter ist bewußt, daß der Liebende in den Augen der Geliebten eine wahrhafte Unendlichkeit dämmern sieht. Shakspeare's historische Dramen erschließen uns das Innere der Welt-

ge-

geschichte auf eine ganz andere und tiefere Art, als eine wissenschaftliche Geschichtschreibung dieß je vermag, und die bei keinem Volk der Erde fehlenden Dichtungen von Naturgeistern (Nymphen, Feen, Elfen u. s. w.), welche uns die Natur bald im Kampfe, bald in Freundschaft und in Eintracht mit dem Menschen (einzig schön in Goethe's Fischer dargestellt!) erblicken lassen, zeigen einen weit lebendigeren Blick ins Innere der Natur und die in ihrer Tiefe streitenden Principien als alle Systeme der Naturphilosophie.

Aechte Poesie verendlicht und versinnlicht Alles, um auch das Geringste in die wahrhafte Unendlichkeit einzutauchen, jede Erscheinung nach ihrem absoluten Wesen und Gehalt zu lebendiger Anschauung und zum ächten Verständniß zu bringen, während die abstracte Speculation auch das Unendliche durch den Begriff zu etwas Endlichem und Einzelnem herabsetzt, das Universum in eine Nußschale einklemmt. Die Poesie ist das tiefste Leben und Gemüth selbst, daher auch ihre Wirkung so viel wahrer und tiefer als die der Philosophie, und die Schönheit ist nichts Andres als die Verkörperung des Geistes oder die Vergeistigung des Stoffs, die Durchdringung beider Welten, die lebendige Einheit von Geist und Materie, somit die höchste Wahrheit, der Wille der Natur, das Weltgeheimniß. Sie ist nicht, wie man gewöhnlich annimmt, eine zufällige Form, sondern die nothwendige Erscheinungsweise der höchsten Realität,

und jedem Dichter oder Künstler, dem es gelingt, den materiellen Stoff zum reinen Ausdruck des Geistigen zu erheben, muß die Schönheit von selbst zufallen, ohne daß er sie von den Formen des Lebens, als etwas für sich Bestehendes, ablöst oder nach dem Kanon eines Polyklet berechnet und abzirkelt. Vielmehr ist es ein beklagenswerther und gefährlicher Irrthum, wenn ein bildender Künstler, weil Schönheit der Form das Höchste ist, was die plastische Kunst erreichen kann und soll, Schönheit der Form an sich als sein Object betrachtet, oder wenn ein Dichter, statt die Welt und das Leben (inneres sowohl als äußeres) nach seinen wesentlichen und ewigen Beziehungen auszusprechen und die tiefste Realität (nicht die gemeine Wirklichkeit) des Lebens selbst darzustellen, vom Leben nur den poetischen Duft und Schimmer abstreifen und die Poesie als etwas für sich Bestehendes, vom Leben Unabhängiges, behandeln will. Alles bloß an und für sich, ohne seine Basis, ohne seinen Zusammenhang mit der Welt, der es erst zu dem macht, was es ist, Aufgefaßte wird, und wäre es auch sonst das Höchste (wie z. B. in Goethe's Pandora, Proserpina) zur abgezogenen, seelenlosen Form. Man darf das Poetische an und für sich selbst nicht zur Aufgabe machen, sonst bekommt man nur das Kleid und die Hülle, nicht das Wesen der Poesie. Oder ist nicht der, welcher die Liebe zur Poesie zu machen vermag, ein größerer Dichter, als der, welcher statt der Liebe nur ihre Poesie

vom Leben ablöst? Nicht der ein größerer Dichter, welcher sogar den Schmerz zur Poesie erheben kann, als der, welcher nur die Poesie des Schmerzes ausspricht? Je concreter, lebendiger, inhaltsvoller überhaupt, ein Werk der Dichtung ist, je vollständiger die Idee darin sich in Fleisch und Blut verwandelt hat, um so vorzüglicher ist es, und gerade diejenigen Producte der Kunst, wo recht viele tiefsinnige Gedanken gleichsam durchscheinen, oder nur leicht und lose übersponnen sind, und die deßwegen den Denker am meisten ansprechen, sind die am wenigsten poetischen. So hielt Fichte die natürliche Tochter für Goethe's vorzüglichstes Werk. Allein gerade diejenigen Gedanken, deren Darstellung nur im Bild, in der Gestalt und im Concreten, ganz gelingt, weil sie in Begriffen sich nicht fassen und erschöpfen lassen, sind die eigentlich poetischen und geben dem Geiste ein ungleich Höheres, als der nackte Begriff oder die abgezogene Form.

Was nun die Geisteskräfte und Vermögen betrifft, wodurch die Poesie hervorgebracht wird, so hast du zwar den Sinn des Unendlichen mit Recht für eine wesentliche und auszeichnende Eigenschaft des Dichters erklärt, und das Vermögen des Unendlichen im Menschen ist das Gemüth. Diejenige Kraft sodann, welche das Gedicht seiner äußern Erscheinung nach hervorbringt, oder das Organ des Gemüths, ist die Phantasie. Ich glaube aber auch, daß jener Sinn des Unendlichen beim Dichter mit dem Sinn für das Leben innigst verbunden oder vielmehr

identisch ist. Ein wirklicher Dichter kann sich nicht eng genug an das Leben anschließen, und sein Werk wird um so dichterischer und tiefer seyn, je mehr es von dieser Basis in sich hat und das Leben in seiner Weltbedeutung zur Anschauung bringt. Denn Leben und Poesie sind einerlei, und diese nur der tiefste Ausdruck von jenem, nichts, das vom Leben abgelöst und als bloßes Phantasiespiel selbstständig dargestellt werden könnte. Der Dichter glaube auch nicht, die Freiheit und Fülle des schöpferischen Vermögens dadurch zu bethätigen, daß er den festen Boden der Realität verläßt und, unbekümmert um die Wirklichkeit, ins regellos und ungebunden Phantastische hinüberschweift. Es ist freier, einen freien Act des Lebens, eine wirklich geschehene That aufzufassen und sich ins innigste Verständniß zu rufen, als nach Willkür des eigenen Geistes das Leben umzugestalten und so dem freien Gotte Fesseln anzulegen. Der ächte Realismus, der dem Dichter ziemt, findet Götterstimmen in der Brust des Menschen und braucht sie nicht zu suchen bei den selbstgemachten falschen Göttern, in welchen er unter dürftiger Personification nur einzelne Reflexe seines eigenen Gemüths verehrt, die, von der ächten Lebensquelle abgezogen, nichts als todte Formen sind. Es bestraft sich immer, wenn der Dichter etwas höher als den Menschen stellt. Mag es auch droben wohnen im kalten strahlenden Olymp, es ist kein Gott, es ist nur eine Lüge. Sobald die einzelne Idee, die nur ein

Ausfluß des Menschengemüthes ist, an sich geltend gemacht wird, wird sie zur Tyrannin, nicht zum beseelenden Princip des Lebens, und ein Dichter, der, statt von der Freiheitsidee an sich begeistert zu seyn, von dem Menschen begeistert ist, der für die Freiheit lebte und starb, der diesen mit lebendiger Persönlichkeit, nicht bloß als Gefäß und Träger der Idee vor uns erscheinen läßt, und so die Idee aus ihrem ächten Lebensquell heraus, dem Menschen darzustellen vermag, wird weit mehr für die Freiheit selbst begeistern, als wenn er sie an sich vorzuführen sucht und dadurch zum bloßen Begriff herabsetzt.

Auch die beliebten Künstlerromane und Künstlerdramen, die Fluth von lyrischen Gedichten, welche Sängers Leiden und Sängers Freuden schildern, gehören in der Regel mehr der Aesthetik als der Poesie an, und ein Dichter, der die Wonne und den Schmerz der ganzen Menschheit im Gedichte widertönt, wird uns von dem innern Leben des Dichters eine bei Weitem höhere Vorstellung erwecken, als derjenige, der bloß seine subjectiven Dichterfreuden und Dichterleiden zu besingen weiß.

Nun soll ich dir noch sagen, ob ich allein dem Künstler und dem Dichter, oder auch dem Philosophen Genie zuschreibe. Ich halte, wie schon deine Frage voraussetzt, das Genie allerdings nicht für den Superlativ des Talents, sondern Talent und Genie für zwei verschiedene Weltanschauungsweisen: Das Genie ist schaffendes,

intuitives, das Talent discursives, analytisches Erkennen, und die Gabe der Intuition ist nach meiner Meinung allerdings die höhere Geistesform, und kommt allein dem höchsten Künstler, demjenigen, der nicht bloß Gegebenes verarbeitet und analysirt, sondern aus sich selbst heraus etwas erzeugt, sey er nun Bildner, Dichter, Staatsmann oder Feldherr, zu. Beide, Talent und Genie, sind aber nicht nur von einander ganz verschieden, sondern auch in sich sehr verschiedener Grade und Abstufungen fähig, so daß der höchste Grad des Talents in der Rangordnung der Geister höher stehen mag als der niedere Grad des Genie's; auch ist es Thatsache der Erfahrung, daß beide Anschauungsweisen in demselben Geiste vereinigt seyn können, wie dieß besonders bei Goethe der Fall ist, während bei Shakspeare das Genie überwiegt, Schiller aber, trotz einzelner Geniefunken, im Ganzen doch nur ein sehr hoch stehendes Talent ist.

Die künstlerische Geistesthätigkeit geht, wie alles wahrhaft Lebende, vom Centrum zur Peripherie, während der discursive Geist die Richtung von der Peripherie zum Centrum hat, und also mehr die Schöpfung durch die Rückkehr in sich selbst beschließt und endigt, als daß neue Schöpfungen aus ihm hervorquellen. Nur der Künstler kann vermöge des intuitiven Verstands, des intellectus archetypus, im eigentlichen Sinne Leben schaffen, während oft ein weit höher begabter Geist nicht

lebendig auf andre Menschen zu wirken vermag. Das Talent steht außer, oder wenn man ihm recht schmeicheln will, über der Welt, die es anschaut und reflectirt; das Genie wohnt im Mittelpunkte seiner Welt und durchschaut sie, wie der Somnambule seinen Körper, von Innen heraus. Das Talent wirkt mechanisch oder atomistisch; das Genie organisch oder dynamisch. Der Denker betrachtet eine fremde Welt; der Dichter producirt, von der äußern Welt angeregt, seine eigene, die aber gleichwohl mit der wirklichen identisch ist.

Der von Schiller aufgestellte Unterschied zwischen naiver und sentimentaler, oder allgemeiner ausgedrückt, objectiver und subjectiver Dichtkunst trifft mit dem Unterschied zwischen Talent und Genie insofern zusammen, als das letztere immer objectiv darstellen und vollendete Objectivität auch nur ihm möglich seyn wird, während das Talent gewöhnlich zum Subjectiven hinneigt und, statt einer lebendigen Welt, überall nur sich selbst schildert, wie z. B. Byron.

So wenig übrigens der Tod geistiger ist als das Leben, oder die Nothwendigkeit geistiger als die Freiheit und die Schönheit, eben so wenig ist das Denken geistiger als das Dichten. Wohl aber ist unter allen Künsten die geistigste die Dichtkunst, und deßwegen glaube ich, daß zur Poesie die Deutschen vorzugsweise berufen sind, und daß die deutsche Poesie, welche bereits Alles gewesen ist, was sie bei einem Volke ohne Vaterland

und ohne öffentliches Leben werden konnte, sich noch einmal verjüngen muß, wenn wir zur Nation geworden sind. Wenn dagegen in Deutschland gegenwärtig die mehr zur Philosophie als zur Poesie hinneigende, discursive Geistesform vorherrscht; wenn bei den deutschen Dichtern eine auffallende Schwäche der Darstellung des realen Menschenlebens in Vergleichung mit Darstellungen des Natur- und des Gemüthslebens bemerkt wird; wenn überhaupt das Denkvermögen übermäßig und außer allem Verhältniß mit andern Geistesvermögen gesteigert erscheint: so beweist dieß nicht nur nichts für die höhere Würde der (mit dem eigentlichen Leben gleichfalls unbekannten) Philosophie, sondern es ist dieser Zustand geradezu für eine Krankheit zu erklären, welche vorübergehen wird, wenn man sie nur erst als solche gehörig erkannt und sich dem Leben wieder zugewendet hat. Die Reflexion muß sich selbst besiegen und vernichten, damit der Poesie und dem Leben wieder zu ihrem Recht verholfen werden kann. Dieß ist der einzige wesentliche Vortheil, den ich von einem fortgesetzten Studium der Philosophie erwarte. Sie wird am Ende ihrer selbst überdrüssig werden und sich ihrer eigenen Hohlheit und Nichtigkeit schämen lernen, ein Ziel, das freilich nicht so ganz nahe zu seyn scheint, wenn man sieht, mit welchem Dünkel sie noch heut zu Tage auf Kunst und Religion herabsieht und die Miene einer Beschützerin derselben annimmt. Aber sie sucht doch wenigstens in ein Verhältniß mit den-

selben zu treten, wenn sie sie gleich mit falschen Namen ruft, sie fängt doch an, allmählich ein Verlangen nach der Wirklichkeit zu empfinden, sie strebt, diese zu rechtfertigen und die ewige Vernunft in ihr zu erkennen, obgleich sie auf falschem, nämlich auf abstractem Wege, sich ihr nähert.

Die jetzige Stellung der Philosophie zur Poesie ist freilich dieser im höchsten Grade ungünstig, und droht uns nach und nach nicht nur um alle lebendige Poesie, sondern sogar um die Idee der Poesie zu bringen. Denn nirgends herrscht vielleicht über das Verhältniß des Gedankens zur Poesie so viel Vorurtheil und Mißverstand, als in dem philosophischen Deutschland. Des gäng und geben Irrthums gar nicht zu gedenken, wonach die Poesie von der Prosa sich nur dadurch unterscheidet, daß sie eine reizendere Einkleidung des Gedankens ist, wird die Poesie jetzt ziemlich allgemein als eine willkürliche Zusammensetzung und Vermischung von zwei, in der Seele des Dichters abgesondert liegenden Elementen, nämlich des Abstracten und des Concreten, des Begriffs und des Bildes, aufgefaßt, anstatt ihr Wesen in der nothwendigen Durchdringung des Geistigen (der Idee und nicht des todten Begriffes) mit dem Leiblichen zu erkennen. So geschieht es, daß die Poesie sich berufen glaubt, die Resultate der Abstraction und der Speculation auf allegorische Weise darzustellen und mit Verläugnung ihrer Selbstständigkeit und Würde dem Begriff

dienstbar zu werden. Anstatt den Gedanken zu wecken, wird sie erst durch ihn erweckt, und das schon bei der philosophischen Betrachtung verwerfliche, unproductive Schematisiren wird sogar beim Dichten angewendet, indem man Gedichte nach einem Begriffsschema componirt und der Plan einer Dichtung sich in nichts mehr von einer Chrie oder von der Disposition zu einer Predigt unterscheidet.

Wenn aber einerseits das Symbolische bei uns gar zu leicht in das Allegorische und Didaktische übergeht, indem an die Stelle der lebendigen, schöpferischen Idee der Reflexionsbegriff sich einschleicht und Begriff und Bild als zwei verschiedenartige, bloß künstlich und willkürlich verbundene Elemente aus einander fallen läßt; so haben dagegen Andere das anschauende Bewußtwerden der unsagbaren und unaussprechlichen Idee mit der, alle Productivität zerstörenden Auflösung im Reflexionsbegriffe verwechselt und, weil der Dichter ein Wissender ist, der nicht vom Baume der Erkenntniß gekostet hat, geradezu behauptet, der wahre Dichter müsse, um etwas Aechtes hervorzubringen, bewußtlos einem blinden Trieb und Drange folgen.

Wie ganz anders die antike Kunst, in welcher Geist und Natur noch zur lautern Identität verschmolzen, das volle Daseyn ganz und ruhig in sich selbst beschlossen, die menschliche Gestalt in ihrer mangellosen Vollendung

noch die Erscheinung des Göttlichen war. Nie war ein Volk so durchdrungen und unmittelbar gewiß von der Göttlichkeit der Welt und der Menschennatur, oder des Menschen, insofern er Natur ist, wie die Griechen, und ich gestehe, daß der Götterklang eines einzigen Homerischen Verses mich oft plötzlich, wie der erste Sonnenstrahl die Bildsäule des Memnon, durchzittert und Thränen der heißesten Sehnsucht vergießen läßt, daß ich mich mit Gewalt abwenden muß von der Anbetung des Griechenthums. Aber ich verwerfe dieses weichliche sehnsüchtige Schwelgen in der Vergangenheit, das uns hindert an uns selbst zu arbeiten. Jener Stand der Unschuld konnte nicht immer dauern, und in der Zukunft, nicht in der Vergangenheit, liegen unsre Kränze. Sollte der Geist frei und verklärt werden, wie dieß die Bestimmung alles Erschaffenen ist, so müßte in die Einheit die Entzweiung treten, mit welcher die Romantik begann. Aber der ächte, nothwendige Gegensatz in der Romantik ist nicht der von Begriff und Bild, durch deren Vermählung die moderne Allegorie hervorgebracht wird, sondern der von Geist und Körper, von Dießseits und Jenseits, von Freiheit und Nothwendigkeit. In der Romantik herrscht das Symbol vor, der romantische Dichter hat es mehr mit der geistigen (übrigens wirklichen und wahren, nicht willkürlichen und erdichteten) Bedeutung der Dinge zu thun, als mit ihrer absoluten Natur, ihrem reinen Daseyn, wie es ohne Mangel in sich selber ruht.

In der antiken Kunst, für welche die Natur das Höchste und unmittelbar Göttliche ist, herrscht das Nackte vor, in der Romantik das Verhüllte. Die Poesie der Alten ist im Grund nur eine Modification der bildenden Kunst, wie umgekehrt die bildende Kunst der Neueren Poesie ist. Die romantische Poesie und Kunst findet das Göttlichmenschliche im Geiste des Menschen, sie ist daher wesentlich ethisch und contemplativ; das Drama und die Lyrik sind ihr Element, wie das der antiken Poesie das Epos, die sinnliche Fülle und Breite der göttlichmenschlichen Erscheinung, und das höchste Epos der Griechen ihre Götterlehre war. Das Kunstschöne fällt bei ihnen vorzugsweise mit dem Naturschönen zusammen, während in moderner Kunst und Poesie das Geistige, die Bedeutsamkeit der Idee, vorherrscht, so daß die neuere Poesie gar häufig nicht das Schöne, sondern das Häßliche zu ihrem Vorwurf nimmt, was sie aber dadurch zum Kunstschönen erhebt, daß sie die Bedeutung der Idee darein zu legen weiß. Die romantische Poesie ist also wesentlich symbolisch, indem für sie die Gegenstände nicht in ihrer Identität von Geistigem und Sinnlichem, sondern nach dem geistigen Gehalte gelten, der in ihnen erscheint. Die Hellenik gleicht dem Tage, wo der strahlende Sonnengott langsam und prächtig durch den wolkenlosen, immer blauen Himmel wandelt, die Romantik einer, bald sternhellen, bald umwölkten, Mondnacht, wo die Sonne sich in die Tiefen der Meere

zurückgezogen hat, aber ihr glühendes Leben unsichtbar fortwirkt und in allen Pulsen der Schöpfung fühlbar schlägt.

Der mächtigste Repräsentant der Romantik ist Shakspeare, dessen Schöpfungen der ganze Sturm der Leidenschaft durchbraust. Bei ihm ist Alles Entzweiung, Tragisches und Komisches gemischt, höheres und gemeines Leben hart neben einander gerückt, und das Scheidewasser der Ironie und des Humors über Alles ausgegossen. Aber den Zwiespalt der Schöpfung löst bei ihm in der Regel nur die Vernichtung, die Naturgewalt, und die Nothwendigkeit behält den Sieg, und der Geist und die Freiheit muß untergehen, die Idee wird selten oder nie gerettet: denn die Zeit der geistigen Versöhnung war noch nicht gekommen und ist auch nicht bei dem beschränktkatholischen Calderon, wenigstens nicht in der rechten Art, zu finden.

Aber diese Entzweiung ist naturgemäß und nothwendig; nur bis zu dem jetzigen Extreme, bis zur völligen Aushöhlung der Realität durch den Gedanken, bis zur gänzlichen Unterwerfung des Bildes und der lebendigen Gestalt unter den todten Begriff, welche bei uns an der Tagesordnung ist, hätte die Entzweiung nie getrieben werden sollen.

Und dieses gänzliche Auseinanderfallen der Elemente ist hauptsächlich der durch den Mangel eines äußern Lebens bedingten speculativen Richtung zuzuschreiben. Ohne sie würden wir einen deutschen Shakspeare haben,

der dem englischen in nichts nachstände. Goethe, der klarste, umfassendste und gebildetste Geist, den Deutschland hervorgebracht hat, scheint wirklich von der Natur so reich ausgestattet worden zu seyn, daß es bloß von seiner Wahl abhing, in welcher Gattung der Kunst oder der Wissenschaft er die Meisterschaft erringen wollte, und für die Poesie hat Goethe sich wohl nur darum vorzugsweise entschieden, weil diese seinem Genius das universellste Organ darbot. Hätte er nun in der Welt, die ihn umgab, auch die rechten Gegenstände für die Poesie vorgefunden, wäre es ihm vergönnt gewesen, sich als einer Nation angehörig zu fühlen und den Stoff seiner Dichtungen aus einem vollen, frischen und bewegten Nationalleben zu schöpfen, so würde er ohne Zweifel auf der mit Götz von Berlichingen so großartig und glücklich eröffneten Bahn lebendiger und nationaler Dichtung fortgeschritten seyn. Aber die dürre Zeit, in der er lebte, gab ihm nichts, worin sein mächtiger Geist mit voller Befriedigung sich hätte versenken können, und trieb ihn gewaltsam in sich selbst und zur Reflexion, zu jenem Wühlen und Grübeln in der eigenen Brust zurück. In Ermanglung bereits fertiger praktischer Interessen, die ihm das Leben hätte bieten sollen, war er genöthiget, sich selber erst die Objecte und die Interessen zu suchen und zu schaffen, und das Alterthum, die Wissenschaft, ja selbst die Oekonomie und die conventionellen Lebensformen in seinen Bereich zu

ziehen. So erscheint denn seine Schöpferkraft fast überall durch Reflexion beschränkt und neben dem poetischen Zweck wird auch ein wissenschaftlicher, sey es nun eine psychologische Zergliederung oder die Ergründung sonstiger Lebenserscheinungen, verfolgt. Daher steht Goethe Shakspeare'n an Energie, Fülle und lebendiger Naturgewalt eben so sehr nach, als er ihn an Universalität, kunstsinniger Vollendung, Bildung und philosophischer Klarheit übertrifft. Goethe ist mehr, aber auch weniger als Shakspeare, und ich hätte unserer poetischen Literatur lieber noch einen Shakspeare, als einen Goethe wünschen mögen.

Der Mißstand aber, den selbst Goeth's Genie nicht ganz zu überwinden vermochte, lastet vollends wie ein Fluch auf minder begabten Naturen, und es fragt sich nun: Wie kann hier geholfen werden? Ohne Zweifel nicht dadurch, daß man sich mit Beseitigung des Gedankens, aber auch der schöpferischen Phantasie, ganz in das Gebiet einer rein subjectiven Lyrik zurückzieht, oder daß man zu den Anschauungsweisen des Alterthums zurückkehrt. Letzters ist bei uns besonders in Einer Richtung geschehen. In der Meinung, die sinnliche Natur des Menschen wieder in ihr göttliches Recht nach antiker Weise einsetzen zu können, haben manche deutsche Dichter sich in Darstellungen der Wollust versucht. Aber selbst im glücklichsten Fall, wo es, wie dem Dichter der römischen Elegien, gelang, das sinnliche Element der Men-

schennatur rein und mit naivem Sinn aufzufassen, ist wenigstens das zu erinnern, daß solche Dichtungen nicht unserer Zeit angehören, für welche die Liebe, als ein physisches Bedürfniß betrachtet, nimmermehr ein poetischer Vorwurf seyn kann und seyn darf. Unsre Literatur hat aber auch andre Hervorbringungen aufzuweisen, auf die sich heut zu Tag gar Mancher viel zu gut thut, und von denen man besser ganz geschwiegen hätte. Ich meine Producte, wie die Lucinde oder wie den Ardinghello. Den Verfassern dieser Werke ist es zwar gelungen, sich des peinlichen Gefühls der Scham, von welchem die selbst in Schilderungen der Wollust unschuldigen Alten nichts wußten, zu entschlagen, dafür sind sie aber auch in wahre Frechheit und Gemeinheit, oder ekelhafte Lüsternheit verfallen, und der Kitzel des halbsündigen Bewußtseyns, der öffentlichen Moral getrotzt und der Sitte Hohn gesprochen zu haben, ist das störende, unächte Element, das alle wahre Poesie vernichtet. Wie gar nichts hat die griechische Venus gemein mit jener Apotheose der Thierheit in Heinse's Schilderungen, wie entfernt ist das reine Gefühl ihrer Anschauung von der sich brüstenden Begier, womit jener sie auffaßt und beschreibt! Die wahre Freiheit kennt freilich keine Scham, sie ist aber auch frei von Sünde, und Sünde ist für den aus dem Naturstande herausgetretenen Menschen unserer Zeit der bloß physische Genuß ohne die Verklärung und Versöhnung durch den Geist, ohne die wahre Liebe.

Und

Und dieß ist nun überhaupt die eigentliche und höchste Aufgabe der künftigen Poesie: die Natur durch den Geist zu verklären, Freiheit und Nothwendigkeit mit einander zu versöhnen und der Harmonie des Universums sich (nicht in der Reflexion, sondern in lebendiger Anschauung) bewußt zu werden. Einst wird, wenn erst der Boden für eine solche Erscheinung wieder gewonnen ist, ein geistiger Homer, ein religiöser Shakspeare, erscheinen und die Poesie vollenden.

Wenn du mich nun aber fragst, was die Poesie denn etwa zu Deutschlands Wiedererweckung beizutragen vermöge, das die Philosophie nicht zehnfach vermöchte, so ist mir gar wohl bekannt, daß nur die Rückkehr zum Leben, nur die That, nicht die Poesie, das Vaterland aus seiner gegenwärtigen Schmach und Unmacht retten kann. Daß die Poesie dieß nicht vermöge, ist mir bei eigenen Versuchen dieser Art klar genug geworden, die ich jedoch, ihrer vielfachen Mängel auch in anderer Beziehung ungeachtet, dir mittheile, weil sie dazu dienen können, dir meine Meinung über manche Dinge deutlicher zu machen.*) Es ist aber auch unter der Würde der Poesie, irgend einem außer ihr liegenden Zweck zu dienen, da sie vielmehr verlangen kann, daß schon um ihretwillen der jetzige Zustand, in welchem sie nicht gedeihen kann, geändert werde, und unsre ganze Bildung

*) Die poetischen Versuche, von welchen hier die Rede ist, sind in einem Anhange diesem Briefwechsel beigedruckt.

und Entwicklung den Gang und die Richtung annehme welche einen ethischen Homer, einen gläubigen Shakspeare, mit Nothwendigkeit erzeugt. Daß hingegen auch die Philosophie dergleichen nicht vermöge, lässest du dich vielleicht noch überzeugen, wenn wir, in meinem nächsten Brief etwa, betrachten, was aus Deutschland in den letzten Jahrzehnten, wo die Philosophie das große Wort geführt hat, geworden ist. Denn ich habe eine wahre Sehnsucht, endlich auf ein anderes Gebiet, wo wir uns hoffentlich näher treten und besser verständigen können, mit dir überzugehen, da ich anfange, den Zwiespalt in unsern, früher doch so übereinstimmenden, Ansichten schmerzlich zu empfinden. Auch wird mir bei fortgesetzter Beschäftigung mit abstracten Dingen der Kopf ganz wüst und leer, wie ich es denn schon bitter genug bereut habe, daß ich den Versuch wagte, in Beziehung auf Individualität und Unsterblichkeit dich mit deinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Denn noch bin ich ganz betäubt von dem abscheulichen Geklapper der ungeheuern Mühle, worin der Gott deines Systems sich selber mahlt, und mein einziger Trost ist, dein eigenes Geständniß, daß du im Grunde doch nur die Entstehung der Vielheit oder der Individuen, aber nicht die Individualität selbst nach ihrem innerlichen Wesen und in ihrer tiefern Bedeutung, zu erklären wissest.

Zweiter Abschnitt,

enthaltend

den praktischen Theil.

Dreizehnter Brief.

Wilhelm an Friederich.

Zu Rechtfertigung meiner Einwürfe gegen deine Lieblingswissenschaft bleibt mir nach meinem letzten Brief noch zu beleuchten übrig, wie Literatur, Kunst, Leben, Staat und Kirche unter dem vorherrschenden Einflusse der Philosophie sich bei uns gestaltet haben.

Was man nun auch immer den wissenschaftlichen Bestrebungen der Deutschen Gutes nachrühmen, und zu ihrem Lobe sagen mag, ihr gegenwärtiger Zustand kann einem unverschrobenen Geist beinahe nichts als Widerwillen erregen. Zwar wird gar manches Tiefgedachte, Geistreiche und Wahre auf den allgemeinen Markt gebracht, bei keinem Volk der Welt finden sich vielleicht solche Massen geistiger Schätze aufgestapelt; bei keinem ist es so leicht, selbst ohne einen Funken von Productivität als geistreich zu erscheinen, nirgends hat man diese Fertig-

keit erlangt, alle Erscheinungen der Welt und des Lebens im Sinne eines blendenden Systems zu deuten; aber gerade dieser Gedankenüberfluß ist die Krankheit, an der wir leiden, diese beständige Reflexion heftet sich wie ein Fluch an Alles, was wir unternehmen, um Allem „des Gedankens Blässe anzukränkeln," und uns im Voraus das Gefühl der Nichtigkeit oder Unzulänglichkeit unserer Bestrebungen aufzudringen.

Und welch ein wüstes Bild von mehr als babylonischer Verwirrung stellt die heutige Gelehrtenwelt in Deutschland dar! Man lese nur mehrere unserer kritischen Zeitungen und literarischen Blätter in schneller Folge hinter einander, und es wird Einem oft genug zu Muthe seyn, „als hörte man ein ganzes Chor von hunderttausend Narren sprechen," so ganz fehlt es an einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, so widerstrebend sind die Lehrmeinungen der Wortführer, deren jeder seine eigene Sprache redet und, ohne die des Andern zu verstehen, ihn zurechtweist, während jeder das Universum auf seine Weise ab ovo construirt, der Meister seine Schüler verläugnet und Dummköpfe auf das Genie eines großen Mannes pochen. Und trotz dieses lärmenden Betriebs und tausendstimmigen Geschreis wird eine allgemeine Erschlaffung und Lähmung nicht nur im Gebiete der Production, sondern auch des abstracten Denkens immer sichtbarer, und droht in Lethargie, Wahnwitz oder Blödsinn überzugehen, wenn nicht eine gewaltige Er=

schütterung, eine durchdringende Lebensbewegung uns rettend ergreift.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der deutschen Literatur überhaupt: es fehlt ihr, wie dem deutschen Volk, der rechte Lebensmittelpunkt; sie ist lauter Peripherie ohne Centrum. Die schöne Literatur insbesondre gleicht einer Tafel, die mit den feinsten Leckereien und den ausgesuchtesten Seltenheiten aller Art bedeckt ist, wo es aber an einem ehrlichen, soliden Hauptgerichte mangelt, so daß man zuletzt mit überfülltem und doch ödem Magen ungesättigt davon aufsteht. Die deutsche poetische Literatur besteht aus lauter Arabesken und Verzierungen, und die ächte Poesie verstummt mehr und mehr, denn es fehlt ihr an einem Gegenstand, an dem sie sich aufrichten könnte, an der Anschauung eines großartigen und erfüllten Lebens; die bloß innerlichen Stoffe und Motive sind verbraucht, Alles zerfließt, stäubt durcheinander, verflüchtigt sich und läßt oft einen ekelhaften Niederschlag zurück: statt einer ächten Mischung der Bestandtheile, statt einer Durchdringung der realen und idealen Elemente, hier ein nebliger Duft, in dem man die verschwimmenden Gestalten nicht mehr unterscheiden kann, dort im Gegensatz die nackte Plattheit und Gemeinheit sich mit ihrer Blöße brüstend, weil wir die wahrhafte Wirklichkeit, die reale Mitte des Lebens, überhaupt verloren haben.

Daher sind wir auch so reich an Producten, welche,

wie Ernst Wagners Wilibald oder Hölderlins Dichtungen, bei einer Fülle von Talent und Geist kaum eine Ahnung von Natur und Realität enthalten, und nur in einer Periode künstlicher Verbildung wie die gegenwärtige Zeit verständlich, für andere Zeiten und Nationen aber zuverlässig ungenießbar sind. Unsre Poesie ist eine gelehrte für die gebildete Welt, und konnte bis jetzt auch nichts Andres seyn. Eben damit fehlt ihr aber jene Naturnothwendigkeit, durch welche die Poesie eines Volks sich zum organischen Ganzen gestaltet: nur der Volksdichter ist der wahre Dichter, weil er einen reellen und nothwendigen Stoff hat, den er nicht willkürlich ersinnt, sondern aus der Tiefe des Lebens schöpft, einen Stoff, den keine Macht des Genie's zu produciren im Stande ist, weil er nicht erfunden werden kann, sondern im Volke werden und wachsen muß. Dem Kunstdichter fehlt der dunkle Grund, das unerschaffbare Naturelement, der Körper, die Materie, er ist lauter Licht und Form ohne realen Inhalt, und unsre großen Dichter gleichen Sonnen ohne Planeten.

So lange dieß nicht anders wird, vermag auch keine Anstrengung der productiven Kräfte den Mangel eines durch Ueberlieferung geheiligten Nationaleigenthums zu ersetzen, und frische Lebensquellen müssen statt der vertrockneten geöffnet werden, wenn die Ebbe unsrer Literatur wieder zur Fluth aufschwellen und das Muscheln- und Gewürmsammeln aufhören soll.

Denn so wenig, als die Literatur das Leben, kann das Theater mit seinen Bretern, die die Welt bedeuten, uns die Weltgeschichte ersetzen. Zu verwundern ist es freilich, daß noch Niemand darauf verfallen ist, unsre vielfach behauptete Verwandtschaft mit den Griechen insbesondre dadurch zu erweisen, daß man nur unsre beliebtesten Tagsblätter zu lesen braucht, um sich zu überzeugen, daß, wie bei den alten Athenern, das Theater für uns eine weit wichtigere Angelegenheit ist, als das wirkliche Leben und das Schicksal des Vaterlands. Stets findet man die Kritik mit der Schaubühne, nie mit den Ereignissen der deutschen Volks- und Staatsgeschichte beschäftigt. Dabei nähert sich aber nicht nur die Schauspielkunst täglich mehr ihrem Zerfall, sondern wir haben auch bis jetzt beinahe noch kein einziges, den mäßigsten Anforderungen eines volksthümlichen Gehalts und der Poesie zugleich genügendes Drama.

Noch schlimmer ist es mit den übrigen Künsten bei uns bestellt. Ich übergehe die Skulptur, da sie eine Kunst der Vergangenheit ist; aber auch die Musik, so sehr sie deutscher Eigenthümlichkeit entspricht und so sehr das schlaffe Zeitalter in ihrem bloß leidende Empfänglichkeit erfordernden Genusse schwelgt, hat keine schöpferischen Genien mehr aufzuweisen, die Malerei geht ihrer Auflösung entgegen, und von Baukunst, die nur in großen öffentlichen Unternehmungen ihre Herrlichkeit entfalten, ihre eigentliche Bestimmung erfüllen kann,

darf bei uns, die wir kein öffentliches Leben haben, ohnehin nicht die Rede seyn.

Wollen wir nun betrachten, welchen Ersatz für die allgemeine Stagnation des schöpferischen Vermögens, für die herrschende Geistesunmacht, uns der zweite Sammelpunkt des geistigen Lebens, die Kirche, bietet? Auch in ihr fließt keine Quelle der Erquickung. Die Theologie hat sich überlebt, die Religion sich in Unglauben und Mystik gespalten und ringt bis jetzt vergebens, so sehr auch ihr Bedürfniß gefühlt wird, nach einer zeitgemäßen Wiedergeburt und Erneuerung. Die Reformation ist meist nur in ihrer negativen Richtung begriffen und ausgebildet worden, und statt der Andacht, der Erhebung zu Gott und der Erbauung wird in den Kirchen eine nüchterne Moral gepredigt, oder der Streit des Supernaturalismus und Rationalismus abgehandelt. Die reine Sittenlehre des Christenthums wird angepriesen, aber das Princip der Freiheit, worin sie wurzelt, vergessen und die Sclaverei der Pflicht, der dürre Begriff der Tugend, statt des Gesetzes der Liebe an die Spitze gestellt. Wie in den ersten Zeiten der Christenheit haben die letzten zerstreuten Häuflein der Bekenner sich vor der Welt geflüchtet und verkrochen, um in trübseliger Abgeschlossenheit ein verkrüppeltes Leben kümmerlich zu fristen; im Ganzen aber ist, Dank sey es den Bemühungen der Aufklärer, gar keine Religion mehr vorhanden, weil die Philosophie bloß zu

zerstören, aber nicht Dogma und Kirche auf eine der jetzigen Stufe der Cultur annehmliche Weise neu zu gestalten vermocht hat. Während daher im Schoße des Katholicismus eine zweite Reformation sich vorbereitet, hört man unter den Protestanten viele nach der verlornen römischen Kirche seufzen; die Rechtgläubigkeit aber hat sich eifernd hinter das letzte Bollwerk veralteter Formen und Vorstellungsweisen zurückgezogen, um einen hoffnungslosen Kampf noch eine Zeit lang fortzuführen und in unmächtiger Wuth bald seligzusprechen, bald zu verdammen.

Um nichts erfreulicher sind die Erscheinungen, denen wir im praktischen Gebiet, in der Sphäre der Sittlichkeit, des Rechts und Staats begegnen. Man glaubt Wunder gethan zu haben, wenn man eine recht strenge Tugendlehre in philosophischen Compendien zur Schau stellt und überall in Rede und Urtheil den Maßstab der Sittlichkeit anlegt, beim Handeln aber jeder Eingebung der Furcht, der Eitelkeit und kleinlicher Selbstsucht folgt. Ja, es gibt Menschen genug unter uns, die auf dem Papier mit ziemlicher Ueberzeugung Pflichten predigen, an deren Erfüllung sie selbst nie gedacht haben, oder die in einen erklecklichen und unverstellten Eifer gerathen können über fremde Schlechtigkeiten, deren sie selbst jeden Augenblick fähig wären.

Dieser durchgehende Zug von Unwahrheit und bald bewußter, bald unbewußter Lüge, die besonders in allen

öffentlichen Reden und Verhandlungen als eine conventionelle Pflicht geübt wird, ist eines der charakteristischen Zeichen unserer Zeit. Wir spitzfindigen Deutschen verlangen überall Moralität, nur nicht da, wo sie eigentlich am Platze ist, und es gibt eigene Immoralitätsriecher, die in jeder Tendenz der Literatur und Kunst etwas Unsittliches herausspüren. Aber ungeachtet dieses anscheinenden Rigorismus gab es nicht leicht eine schlaffere, des moralischen Muths und der Tüchtigkeit im Handeln mehr entbehrende Zeit. Man ist empört über jedes gewaltsame Verbrechen, man predigt gegen das Laster in abstracto und dringt auf höchste Reinheit der Gesinnung; daneben wird es aber doch für sittlich und verdienstlich gehalten, die wirklichen Fehler und Schwächen der Individuen auf alle Weise zu entschuldigen und durch solche Nachsicht und Milde sich Anspruch auf gleiche Schonung zu erwerben, auch ist keine Tugend beliebter, als die oft höchst zweideutige Tugend der Friedfertigkeit und der Verträglichkeit. Kurz, unsre Sittlichkeit ist meist negativer Art: aus Furchtsamkeit wird das auffallende und großartige Böse unterlassen, selten das Wahrhaftgute angestrebt. Von activen Pflichten kennen und üben wir im Grunde bloß noch die Eitelkeitspflichten der Höflichkeit und des gesellschaftlichen Lebens; von den ernstern Pflichten begnügen wir uns zu reden und ihre Erfüllung in Romanen und Gedichten mit aller Strenge zu verlangen.

Um so willigern und unbedingtern Gehorsam findet dagegen auch Alles, was der conventionelle Codex der Etiquette vorschreibt. Nicht mehr Staat, Kirche und Familie, sondern die Gesellschaft ist jetzt Alles, fordert Alles, verschlingt Alles; sie ist uns Schicksal, Nemesis, Nothwendigkeit. Seiner Natur Gewalt anzuthun, sein Temperament umzuwandeln, den angebornen Neigungen und seinem ganzen Charakter zu entsagen, wenn er nicht in den Model der Gesellschaft paßt, wird heut zu Tage für eine ganz billige Forderung gehalten, und weil die conventionellen Ansprüche unsre besten Kräfte vorwegzehren, so können bei uns höchstens noch originelle Geister (denn die Gesellschaft liebt das Piquante, wie diejenigen unserer Schriftsteller, deren Ziel längst nicht mehr Wahrheit, sondern Effectmacherei ist, gar wohl wissen), aber nicht mehr jene kräftigen antiken Charaktere von wahrhaft eigenthümlichem Gepräge vorkommen, die ganz das zu seyn wagen, wozu die Natur sie geschaffen hat; oder wenn dergleichen je noch erscheinen, so müssen sie die Gesellschaft gleichsam jeden Augenblick wegen ihrer Existenz um Verzeihung bitten. — Und welchen Ersatz hat uns die Gesellschaft bis jetzt für das gegeben, was sie bei dem Mangel eines öffentlichen Lebens der Persönlichkeit der Einzelnen entzieht? Nur mit Feder und Papier in der Hand ist der Deutsche unsrer Tage noch ein, menschlicher Aeußerungen und Thätigkeiten fähiges Wesen, nimmt man ihm jene, so scheint er auch der Denkkraft

beraubt; nur in der Oper und im Schauspiel erkennt er den Gang der Welt und die Gesetze der Geschichte, wird er seiner sittlichen Grundsätze und seiner geistigen Freiheit sich bewußt.

Natürlicher Weise muß bei einem solchen Stande der Dinge auch der Staat aufhören, einen lebendigen Organismus, oder das Gesammtleben des Volks darzustellen, wenn bei dem Streben moderner Staatsweisheit, jedes organische Gebilde nach atomistischen Principien zum todten Mechanismus herabzusetzen, alle durch langes Einleben zur Natur und zur Nothwendigkeit gewordenen Formen mit willkürlichen zu vertauschen, noch von Staat im eigentlichen Sinne des Worts die Rede seyn, wenn eine Masse von gehorchenden Heloten, zusammengehalten durch Beamte, denen häufig selbst die Pflichten gegen ihre Untergebenen nur Pflichten gegen den Regenten sind, den Namen eines Staats verdienen soll. Nicht einem vollern, durch Gemeinschaft und Verbrüderung erhöhten Leben, sondern jene[illegible]e und Sicherheit, welche der Feigheit theuerstes Kleinod ist, wird die fessellose Freiheit aufgeopfert; nur um der armen physischen Existenz immer sicher zu seyn und nie mit seiner eigenen Person zahlen zu müssen, unterwirft man sich der drückendsten Bevormundung. Der wahre Bürgerstand, der sich als berechtigter Theil eines freien Staatsganzen fühlt und den Kern des ächten Staats bildet, ist unsern deutschen Staaten größtentheils unbe=

kannt, und statt einer lebendigen Wechselwirkung aller Elemente des Staatsorganismus durch Gegenseitigkeit der Rechte und Verbindlichkeiten, findet man die Pflicht des Gehorchens und das Recht des Gebietens streng gesondert und geschieden — dieses im alleinigen Besitze des Fürsten, seiner Beamten und der bevorrechteten Stände, jene ganz und ausschließlich den Unterthanen zugewiesen. Daher will auch in Deutschland keiner, der auf geistige und gesellige Bildung Anspruch macht, einfacher Bürger bleiben, der Bürger ist ja nichts, und nur der Beamte, höchstens etwa noch der Gelehrte, hat eine Geltung; Alles will vom Staatsdienste leben, das heißt bei uns, dem Fürsten dienen und von dem Erwerb des Volks zehren. Denn die Beamten sind nicht Diener des Staats, für uns einer todten Abstraction, sondern des Fürsten, der allein Leben hat und nach Ludwigs XIV famösem Ausspruch den ganzen Staat in sich vereinigt. Und so hat sich bei uns zwischen dem mit dem physischen Bedürfniß ringenden Volke und den bevorrechteten höchsten Ständen, welche von Leben, Geselligke Kunst und Wissenschaften in behaglichem Müßiggange nur die Blüthe spielend für sich abstreifen, eine Welt verdumpfter Papiermenschen eingeschoben, die bloß schreiben oder rechnen, aber nicht handeln und fühlen können, und uns nach und nach das Mark aussaugen, das eine gesunde, gerade, auf diesen Stand berechnete Oeffentlichkeit stärken sollte.

In dem Maße nämlich, als der Fürst die Beamten fühlen läßt, daß sie nur seine Geschöpfe sind, drücken die Beamten wieder auf das Volk und entschädigen sich an diesem für die Beschränkungen und Demüthigungen, welche sie von Oben herab erfahren mögen. Und wie soll nun bei dem Unterthanen Anhänglichkeit und Vertrauen zu einer Verwaltung gedeihen, die als Finanzhoheit den Ertrag seines Fleißes verschlingt, die als Justiz bei verschlossenen Thüren unter der Decke der Heimlichkeit über sein Leben, seine Freiheit, seine Ehre und sein Eigenthum richtet und ihre Orakelsprüche aus den unverständlichen Hieroglyphen einer modernden Vergangenheit schöpft, die als Polizei jeden seiner Schritte mißtrauisch bewacht, jede freie Regung eindämmt und selbst den Schlag seiner Pulse nach ihrer Vorschrift regeln möchte, die als Militärgewalt ihn zu maschinenartigem Dienste preßt und sein und seiner Stammsverwandten Blut für Interessen, die ihm fremd oder den seinigen geradezu entgegen sind, zu vergießen nöthigt?

Wir sind verloren, wenn wir auf dem bisherigen Wege weiter gehen. Der Deutsche ist ein Fremdling in der eigenen Heimath, er lebt, der bessere wenigstens, nicht mehr im Leben, sondern außer dem Leben, er hat nichts als seine innere Welt, seine Existenz ist durch und durch eine künstliche geworden. Das ewige gegenstandlose, inhaltsleere Ringen hat uns ausgehöhlt und verzehrt noch täglich unsre edelsten Kräfte. Mit seinen über-

überfliegenden Gedanken, die nirgends zu Hause sind; mit seinen raffinirten Empfindungen, die keine Heimath haben, steht der deutsche Geist auf einer Höhe, wo jede weitere Eroberung ihn ärmer macht, weil sie ihn noch mehr isolirt und die Kluft zwischen ihm und der Wirklichkeit vergrößert. Von Allem was Kunst und Poesie, Religion und Wissenschaft bietet, ist nichts unversucht geblieben, um die Leere auszufüllen, die der Mangel eines öffentlichen Lebens, eines großen praktischen Interesse's, einer die Seele füllenden Vaterlandsidee, bei einem zahlreichen und gebildeten Volk erzeugen mußte; aber nichts hat ausgereicht. Vergebens hat man alle Literaturen der Welt ausgebeutet, alle Zeitalter bis über die Präadamiten hinaus durchforscht, mit der Naturphilosophie das Universum aufgebaut und wieder aufgebaut, in Kunst und Dichtung eine ideale Welt statt der uns fehlenden erträumt, im Meere der Mystik sich berauscht, in den Abgrund des Absoluten wie Empedokles in den Aetna sich versenkt. Allen diesen Bestrebungen hat es an der Beziehung auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gefehlt; daher diese Unbefriedigung bei allem Reichthum, diese geistige Unmacht der jetzigen Zeit. Nicht einmal in der Poesie, worin wir doch so stark zu seyn glauben, gelingt es uns gegenwärtig nur einen frischen und ergreifenden Ton anzuschlagen, und so lebhaft das Bedürfniß einer neuen, ethisch volksthümlichen Poesie besonders von den Feinden Goethe's (Gegner

kann ich sie nicht nennen) ausgesprochen wird, so wenig ist doch bis jetzt erschienen, was dieser Anforderung auch nur entfernt entspräche, und die erbittertsten Verkleinerer unseres großen Dichters in der Theorie sind seine Nachahmer, wenn etwas Praktisches geleistet werden soll.

So abschreckend und trostlos aber auch der Anblick scheinen mag, den Staat und Kirche, Leben, Kunst und Wissenschaft dem Freunde des Vaterlands darbieten, so möchte doch schwer seyn, zu läugnen, daß bei alle dem die Deutschen nicht nur das denkendste Volk der Erde sind, sondern auch heute noch dasjenige, welchem es mit Literatur und Kunst der heiligste Ernst ist, welches das Bedürfniß der Religion am tiefsten fühlt, und bei welchem das Gebot der Pflicht und die Stimme des Gewissens vergleichungsweise noch am meisten vermag.

Im Gebiet der wissenschaftlichen Forschung wird mit Eifer fortgearbeitet, man hofft eine Erneuerung unserer Poesie, und die Lust an Kunst und Dichtung ist wohl nirgends so lebendig wie in Deutschland. — Was Novalis, Schleiermacher und Andere für eine zeitgemäße Wiedergeburt der Kirche und des Glaubens gethan haben, ist ein zwar geringer, aber vielversprechender Anfang. — Und bei welchem Volk Europa's findet man nach allen Zerstörungen, welche Krieg und Luxus neben der Auf-

lösung so mancher geheiligten Bande und eingewohnter Zustände mit sich führen mußten, noch so viel redlichen Eifer, so viel wahre Pflichttreue, so viel Gewissenhaftigkeit und Achtung für Zucht und Sitte? Die Deutschen sind immer noch das unverdorbenste Volk, und es ist kein geringer Beweis von der Güte und Gediegenheit ihres Charakters, daß sie im Ganzen nie darauf verfallen sind, für den Mangel an nationalem Leben und volksthümlichen Interessen sich in Sittenlosigkeit und Ausschweifung zu entschädigen. Auch ist es nicht möglich, gering von einem Volk zu denken, das — wenn es Rettung seiner Nationalität gegolten, von seinen Fürsten fast immer verlassen — dennoch Vaterlandsvertheidiger wie Schill, Hofer und Speckbacher, und Vaterlandsschwärmer wie Stapf, Sand und Follenius hervorgebracht hat.

Aber alle diese Keime einer bessern Zukunft gehen verloren in dem dürren Stoppelfeld der Gegenwart ohne die baldige Rückkehr zum Leben und zur Wirklichkeit, ohne einen reellen Gegenstand, an dem wir uns aufrichten, sammeln und erwärmen können. Und soll der Deutsche denn nie selbstständig etwas wollen und vollbringen, sondern immer nur, wenn wir von Außen gedrängt und gestoßen werden, wenn ein Feind uns das Messer an die Kehle setzt? Die Zeiten der ruhigen Contemplation, der friedlichen Versenkung in die Tiefen der innern Welt sind vorüber, und unsre Lage fordert that=

kräftigen Entschluß und lebendiges Eingreifen, statt müßiger Träume. Doch scheint leider die Zeit größer, klüger, gebildeter zu seyn als die Individuen: überall keimt es und gährt, aber noch fehlt der zündende Sonnenstrahl eines vorleuchtenden Genius.

Vierzehnter Brief.

Friederich an Wilhelm.

So wenig die vielfachen und großen Gebrechen der Gegenwart sich abläugnen lassen, so scheinst doch du, mein Freund, hin und wieder deine Folgerungen mit der Wirklichkeit verwechselt und mit zu dunkeln Farben gemalt zu haben. Ich gebe zu, es ist ein Grundfehler der heutigen Staatsweisheit, über dem Staate die Nation zu vergessen, und zu wähnen, der vollkommene Staat oder der sogenannte Vernunftstaat lasse sich nach abstracten Theorien ohne Berücksichtigung des Volkscharakters willkürlich erbauen, jede Einrichtung, die wegen Verschmähung aller concreten Beziehungen dem Verstand einleuchtet, sey darum auch eine vernünftige, und so viel Nationalität als man für den Nothfall brauche, lasse sich durch das Einschließen in eine Zolllinie erzwingen.

Ein Volk wird zum Staat allerdings durch bewußte Intelligenz und reflectirende Berechnung, zur Nation aber, wie schon der Name sagt, nur durch die Natur, durch selbstständige, nach nothwendigen Gesetzen erfolgende, durch Willkür unverkümmerte Entwicklung; im ächten Volksleben müssen Staat und Nation, Intelligenz und Nothwendigkeit zusammenfallen. Die wahre Staatsweisheit würde erkennen, daß das deutsche Volk seines besten Eigenthums beraubt und um sein heiligstes Recht betrogen ist, so lange es bloß deutsche Staaten und keine deutsche Nation gibt und unsere geistige Einheit durch Sitte, Sprache und Denkart keine äußerliche Anerkennung findet.

Allein auch jenen Irrthum deutscher Staatsmänner und Politiker wird die Philosophie allmählich zu berichtigen wissen. Nur unser äußerliches politisches Leben ist krank; unser geistiges Leben ist gesund und kräftig, und ich für meinen Theil bin überzeugt, wir dürfen der Philosophie und der Macht des in uns waltenden Geistes unser Schicksal und unsre Zukunft getrost anheimstellen.

Beinahe scheint der deutsche Charakter mir zu edel, um in dem Getriebe materieller Interessen und industrieller Bestrebungen ohne geistigen Bezug, welche seit einigen Jahrzehnten die Tagsgeschichte füllen, eine Rolle zu spielen. Auch kann ich es den Deutschen nicht so sehr verargen, wenn ihr Enthusiasmus für die consti-

tutionelle Gestaltung des Staatslebens nicht der höchste ist. Zwar ist die Entwicklung des Repräsentativsystems die Hauptaufgabe der jetzt lebenden Generation und wird es noch für viele Generationen bleiben müssen, auch ist dieses, in den landständischen Verfassungen wurzelnde System unzweifelhaft germanischen Ursprungs und aus dem deutschen Völkerleben hervorgegangen. Gerade in der heutigen Gestalt und Ausbildung des Repräsentativsystems ist jedoch die Theilnahme des Volks an der Staatsgewalt, worin der wesentliche Charakter der constitutionellen Monarchie bestehen soll, eine mehr fingirte und geglaubte, als eine wirkliche und lebendige. Besonders aber liegt dem Schluß und Gipfel, womit unsre Zeit, bei dem immer schwächer werdenden Glauben an die göttliche Einsetzung und den höhern Ursprung der Fürstengewalt, in Ermanglung der allein wirksamen religiösen Sanction das constitutionelle Gebäude krönt, nämlich dem Dogma vom Monarchen, der weder fehlen noch irren kann, nicht weil er das Organ des göttlichen Willens auf Erden ist, sondern weil man willkürlich übereingekommen ist, ihn dafür gelten zu lassen, keine wahrhaft erhebende und großartige Idee zum Grund; dieses Princip hat nichts, was die menschliche Natur in ihrer Tiefe mächtig anregt und befriedigt, und wird im Ganzen stets nur den Verstandesmenschen, den Gebildeten, begeistern. Für die große Masse dagegen ist die Stelle eines Gesalbten des Herrn

durch das selbstgeschaffene Idol der Volkssouveränetät so leicht nicht zu ersetzen, und um mit dem politischen Glaubenssatz der Unfehlbarkeit des Regenten nicht zu sehr ins Gedränge zu kommen, hat man sich genöthigt gesehen, für die Handlungen des Regenten die in seinem Namen und Auftrag thätigen Minister verantwortlich zu machen und dadurch mit der einen Hand wieder zu zerstören, was man mit der andern erbaut hat.

Alles dieß entschuldigt freilich nicht unsre völlige Unthätigkeit und unsre absolute Nichtigkeit. Möge Deutschland wieder durch eine eigenthümliche geistige Erscheinung, wie die Reformation war, Epoche machen und sich seine Stelle unter den Nationen aufs Neue vindiciren. Aber geschieht dieß nicht durch unsre ganz eigenthümliche Philosophie?

Was du dieser auch Schlimmes nachsagen magst, so ist sie doch unser letztes und einziges Nationaleigenthum, dasjenige, worin wir unläugbar alle andern Völker der Jetztwelt übertreffen, der letzte feste Platz, von dem wir zu neuen Siegen ausgehen und das Verlorne wieder erobern können. Nur die höchste und vollendetste Geistesbildung kann den Deutschen die ihrer selbst würdige Stellung in der Reihe der Nationen wieder verschaffen. Durch äußerliche Bindungsmittel und erzwungene Vereinigung sie mit einem Mal zur Nation machen zu wollen, hieße der natürlichen Entwicklung der Dinge vergebens

Gewalt anthun und die Eigenthümlichkeit des deutschen Volkscharakters auf eine klägliche Art verkennen. Seit der Reformation ist die Bestimmung Deutschlands ausgesprochen, an der Spitze aller großen geistigen Bewegungen der Menschheit zu stehen, und selbst die Vielheit und Getrenntheit Deutschlands, der höchsten und vielseitigsten Cultur so förderlich, weist hin auf seinen erhabenen Beruf, nicht durch die Gewalt der Waffen und den Stoß der Massen, sondern durch die siegende Macht des Geistes sich die Welt zu unterwerfen. Die einzige und unbestreitbare Trefflichkeit ihrer Philosophie muß den Deutschen nach und nach auch in allen andern Wissenschaften den ersten Rang sichern; bereits hat die Wiedergeburt der Jurisprudenz, der Theologie und der Medicin durch die Philosophie begonnen und schreitet rastlos vorwärts; ihr belebender Einfluß muß auch dem Studium der Mathematik neuen Schwung geben, und gleicher Weise die historischen und die Naturwissenschaften erneuern, umgestalten, auf zeit- und vernunftgemäße Grundlagen zurückführen. Insbesondere aber scheint es Deutschland vorbehalten, durch die Anwendung der Philosophie auf die Rechts- und Staatswissenschaften, wozu die Menge kleiner, zu Experimenten jeder Art sich wie von selbst darbietenden, Staaten fast unwiderstehlich auffordert, einen Codex des Vernunftrechts auszubilden, der einst allen Völkern zur Norm dienen und zur Quelle ihrer Weisheit werden kann. Und so wird Deutschland unvermerkt und in

derselben Weise, wie einst die Griechen über die welt-erobernden Römer geherrscht haben, die Herrschaft seines Geistes über die Welt verbreiten und seinem jetzt verachteten Namen einen Ruhm verschaffen, vor welchem die Glorie des Eroberers zur Schande wird.

Ferne sey es übrigens von mir, die Philosophie als absolute Aufgabe, als letzten Zweck und höchstes Ziel unserer geistigen Lebensentwicklung anzusehen. Ich habe es selbst ausgesprochen, wo und inwiefern ich die Philosophie unzulänglich finde, sie ist mir nur die Wurzel, aus der künftig Besseres erwachsen soll, der den Deutschen angewiesene Weg, den wir nicht ungestraft verlassen dürfen, wenn es uns nicht gehen soll, wie dem Hund in der Fabel, der, indem er nach einem Schatten schnappte, das Fleisch, das er im Rachen hielt, verlor. Ich betrachte das ganze geistige Leben der Deutschen als das vor der Hand einzige Band, wodurch sie ihres Zusammengehörens in dem jetzigen Stande der Erniedrigung sich bewußt bleiben, als einen Keim zu künftiger praktischer Entwicklung, denn auch das Geistigste und Idealste (wie z. B. das Christenthum) muß, wenn es von ächter Art ist, in der Welt zuletzt zur That werden und sich äußerlich gestalten.

Und ist es denn auch schon so ganz gewiß, daß die nationale Einheit, nach der wir seufzen, ganz und gar verschwunden ist? Sollte diese denn nur im Verein mit einer Fülle von Macht und Ansehen denkbar, ohne ein

äußerlich imponirendes Auftreten der Nation aber gar nicht möglich seyn? Ist sie nicht vielleicht so geistiger Art, daß sie dem körperlichen Auge sich verbirgt, während sie dem Auge des Geistes offen liegt?

Die geistige Größe und die weltgeschichtliche Bedeutung einer Nation richtet sich nicht nach dem geographischen Umfang ihres Gebiets, nicht nach der Masse, die sie bildet, nicht nach der Menge von materiellen Hülfsmitteln, die ihr zu Gebot stehen: sie hängt mit Länge- und Breitegraden nicht zusammen. Daß Deutschlands Gränzen immer enger werden, ist für die deutsche Nationalität noch kein unersetzlicher Verlust. Holland, Venedig, England beweisen, daß nicht einmal die politische Macht und Bedeutung eines Staats von der Ausdehnung seiner Gränzen abhängt; die geistige Geltung wird aber vollends mit ganz anderm Maß gemessen, und das kleine Athen, die kleinen griechischen Staaten überhaupt, haben sich in der Geschichte der Menschheit, ihrer Kleinheit ungeachtet, unsterblich gemacht. Deutschland braucht unter den Mächten, welche das Schicksal der Welt bestimmen, keine der ersten Stellen einzunehmen, um seine Bestimmung zu erfüllen, es braucht nicht mit England an Gewerbfleiß und Handel, mit Frankreich an Kriegsruhm, mit Rußland an Flächengehalt zu wetteifern. Obgleich dem gröbern Blick verborgen und bei der Entscheidung der großen Welthändel ohne Stimme, existirt, wie ich glaube, doch noch immer eine deutsche

Nation, nämlich durch geistige Einheit. Sein Geist ist die Macht, welche Deutschland gegen den Untergang schützt: diesem unsichtbaren Gränzwächter kann das Bajonnett der Fremden nichts anhaben, er ist unsterblich und gewinnt, wie die Palme durch Widerstand und Hemmung nur vermehrte Spannkraft. Welche Stürme sind schon über Deutschland hingezogen, wie oft hat Deutschland schon zum Tummelplatz der ausländischen Heere dienen müssen, und es besteht doch immer noch und wird bestehen, bis seine weltgeschichtliche Aufgabe gelöst ist. Ja selbst wenn Preußen und Oestreich, nach dem vermeintlich ehrenvollern Namen europäischer Mächte trachtend, Deutschland ganz verlassen und sich völlig davon ablösen sollten, selbst wenn die Rheinprovinzen alle wieder unter französische Herrschaft kämen, so bleibt doch der Kern der Deutschheit unzerstörbar, denn sie hat als ein Theil des ewigen Weltgemüthes ewige Bedeutung; ein kosmopolitisches Volk, wie die Deutschen, ist nothwendig in der Weltgeschichte, das deutsche Gemüth ist einer immerwährenden Verjüngung fähig, schlägt seine Wurzeln überall, verbreitet sich allmählich über die ganze Erde.

Das was die Deutschen zu einer Nation gemacht, war auch von jeher weit weniger ein äußerliches Band, als eine ans Wunderbare gränzende Uebereinstimmung der Denk- und Vorstellungsweise, der Rechts- und Lebensanschauung, die sich selbst da, wo gar keine un-

mittelbare Verbindung, kein gegenseitiger Verkehr unter den einzelnen Stämmen stattfand, aufs überraschendste kund gibt. So wenigstens erscheinen die Deutschen von ihrem ersten Auftreten in der Geschichte an bis auf Karl den Großen als eine Völkerwelt, die nur durch Gleichheit der Abstammung und durch die geistige Einheit von Denkart, Sprache, Sitten und Gebräuchen als ein Ganzes zusammenhing, die nach und nach über ganz Europa und noch weiter hinaus sich verbreitete und deren Verbindung gelöst war, sobald ein Theil derselben in den von ihnen unterworfenen Ländern (Frankreich, Italien, Spanien, England) fremde Sprache und Sitte angenommen hatte. Nach Karls des Großen Tode trat schon wieder eine Theilung ein, und wenn dann auch bis zur Reformation das heutige Deutschland nothdürftig vereinigt blieb, so nahmen doch die einzelnen Stämme und Provinzen ein selbstständiges Leben mehr, als in irgend einem andern Lande, in Anspruch. Seit der Reformation hat aber vollends die centrifugale Richtung wieder die Oberhand erhalten, und zwar so, daß es oft scheinen möchte, es sey dieß bloß die Rückkehr aus einem künstlichen, erzwungenen Zustande zu der alten natürlichen Freiheit.

Es fragt sich daher, ob denn die deutsche Nation nicht auch in ihrer Zerfallenheit und Trennung fortbestehe, ob dieß nicht ein, wenigstens vorübergehend nothwendiger, Zustand sey, dessen Nothwendigkeit vielleicht

erst die spätere Zukunft klar erkennen lehrt, und ob wir nicht den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen, wenn wir klagen, daß es keine deutsche Nation mehr gebe. Unsere geistige Einheit hat sich nicht verloren, sie tritt vielmehr, je enger die physischen Gränzen des eigentlichen Deutschlands zusammengehen, immer stärker und concentrirter hervor, seitdem die Deutschen eines geistigen Organs in einer Literatur mächtig geworden sind, in welcher Alles, was dem deutschen Leben eigenthümlich ist, seine Stelle und seinen Ausdruck findet. Denn ungeachtet man der deutschen Literatur Mangel an Einheit und Volksthümlichkeit vorwirft, wird doch der deutsche Schriftsteller überall leicht erkannt und von andern unterschieden werden, durch Gemüth, Tiefe, Sinnigkeit, Universalität und kosmopolitische Richtung. Selbst in den von Deutschland abgerissenen Provinzen wird die Sprache der Schriftsteller immer die deutsche bleiben, und eben die alleinige Verbindung durch Sprache und Literatur, durch wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen, scheint mit der ganzen Bestimmung der Deutschen zusammenzuhängen und ihre äußerliche Trennung und Zersplitterung beinahe nothwendig zu seyn, seitdem die Geschichte der Deutschen eine rein geistige geworden ist, ohne äußere praktische Bedeutung als diejenige, welche für künftige praktische Entwicklung in dem Keim der bloß geistigen Thätigkeit liegt. Der gegenwärtige Zustand politischer Nichtigkeit muß daher

vielleicht so lange dauern, bis eine neue geistige Weltbegebenheit die Deutschen wieder zu vereinter Thätigkeit nach Außen ruft.

In der jetzigen Zeit haben eigentlich nur die Franzosen eine Geschichte, insofern man unter Geschichte, wie gewöhnlich geschieht, die Gestaltung des äußern Staatslebens begreift, und in dieser Beziehung kommt ihnen unter den Völkern Europa's jetzt die Ehre zu, die Menschheit zu repräsentiren, wogegen die Deutschen nirgends mehr selbstständig in der Geschichte auftreten, sondern bloß noch durch die Macht der Umstände, mehr passiv als activ, in die Begebenheiten hineingezogen werden, und keineswegs in der Organisation der europäischen Staaten den Ausschlag, oder auch nur ein bedeutendes Moment in der Wagschale geben. Wie Rom in den letzten Zeiten der Republik, als das Schicksal der Welt in seinen Mauern entschieden wurde und ein Marius, Sylla, Cäsar, Cicero, Brutus, Cassius, Antonius die Schaubühne füllten, so ist heutiges Tags Paris eine Welt, worin jeder, der dem Gang der Zeitereignisse mit regem Interesse folgt, leicht m[illegible]annte zählt, als in seiner Vaterstadt. Die Flut[illegible] Memoiren strömt unerschöpflich und wird besonders in Deutschland mit fast krankhafter Begierde verschlungen, weil man denn doch, wenn man es auch nicht gern gesteht, zu fühlen anfängt, daß die Welt der Gedanken und der Ideale die lebendige Wirklichkeit nicht ersetzt,

und weil man wenigstens an dem Anschauen ihrer Fülle und Mannichfaltigkeit sich weiden will. Jene tiefste Aufregung aller Lebenskräfte, die nur im Drange der Begebenheiten möglich ist und die im Grunde doch die wahre Bestimmung des Menschen, das volle Seyn und Leben in sich schließt, übt, wenn auch nur im Bilde angeschaut, doch eine Zaubermacht über den bloß denkenden, der That entfremdeten, Deutschen, und so groß ist bei uns der Hunger nach Wirklichkeit, daß selbst die widrigsten Criminalgeschichten eine Lieblingsunterhaltung sind, und daß man selbst in den abstrusesten Philosophemen eine Befriedigung sucht, sobald sie nur versprechen, die Wirklichkeit durch die Idee zu rechtfertigen.

Ich gestehe, daß mich diese Erscheinungen über den rechten Weg, den wir einzuschlagen haben, oft sehr zweifelhaft machen können; denn Manches ist bei uns, als einer kosmopolitischen und universalhistorischen Nation, naturgemäß und lobenswerth, was bei einer andern Tadel verdiente; unsre Nationalität besteht zum Theil in Verläugnung des Nationalen, und eben darum ist es außerordentlich schwer, die rechte Mitte hier zu finden und sich nicht ins leere Allgemeine aufzulösen. Dennoch glaube ich, daß das Schicksal uns den rechten Weg zeigen wird, wenn wir uns bescheiden, nicht voreilig einzugreifen, und wenn wir nicht gleich den Muth verlieren, weil wohl Manches anders und besser bei uns seyn könnte.

Es

Es ist freilich ein bedenkliches Zeichen, wenn über die Existenz oder Nichtexistenz einer Nation gestritten werden kann; aber man bedenke auch, welche ganz außerordentliche Nation die Deutschen sind. Mir scheinen sie nämlich im eigentlichen Sinn ein universalhistorisches Volk zu seyn. Ist es nicht, als ob sie sich zu selbstständigem Leben nur da erhöben, wo die Geschichte eine Tendenz zum Universum, zu den höchsten Interessen hat, und wo dann eben sie es sind, welche die Geschichte bestimmen? Deutsche sind es, die im Wendepunkt der neuen Geschichte als die Besieger des römischen Reichs zum erstenmal auftreten und Europa durch die Völkerwanderung erneuern. Deutschen Ursprungs sind die ständischen Verfassungen, welche jetzt, zum Repräsentativsystem entwickelt, allmählich über ganz Europa sich verbreiten. Deutsche sind es, durch deren Frömmigkeit und tiefes Gemüth die Hierarchie getragen erscheint; denn die an sich wahre und große Idee, wonach die Kirche dem Staat nicht untergeordnet und nur um irdischer Zwecke willen von ihm geschützt und geduldet ist, sondern den Staat vollendet und verklärt, das Leben in der Welt durch das Leben in Gott heiligt, ist eine deutsche Idee und findet sich als leitendes Princip sogar an die Spitze der deutschen Rechtsbücher gestellt; sie entstand und konnte erst entstehen, nachdem Italien von den Deutschen unterworfen und ganz unter deutschen Einfluß gekommen, seine Bevölkerung durch Deutsche erneuert

war; sie verlor ihren Einfluß, als die Deutschen nicht mehr daran glaubten; jene herrschsüchtigen, schlauen Priester aber, welche die tiefe schöne Idee sich zu Nutze machten, sie mit kalter Berechnung weit über die Gränzen des Wohlthätigen und des Erlaubten hinaus durchführten und am Ende frevelhaft mißbrauchten, wären nie im Stande gewesen, diese Idee ursprünglich aus sich selbst zu erzeugen. Von Deutschen endlich ist die Reformation ausgegangen, und dasselbe Volk, dessen frommer und großartiger Sinn die Hauptstütze der Kirche gewesen war, hat von dieser zuletzt die geistige Freiheit gefordert; doch übt noch immer die Idee der selbstständigen allgemeinen Kirche die größte Herrschaft über das deutsche Gemüth, und Deutschland ist das einzige Land, wo der geistige Kampf des Protestantismus mit dem Katholicismus noch wahrhaftes Leben hat und an die Möglichkeit einer Erneuerung der Kirche geglaubt wird.

Und so scheint auch jetzt wieder in dem rastlos unter der Asche fortglimmenden geistigen Leben der Deutschen eine neue welthistorische Geburt, sey es nun eine neue Kirche, oder die von Goethe prophezeyte Weltliteratur, oder sonst etwas zu reifen, das in seiner Bildung und Entwicklung vielleicht nur gestört würde, wenn die Deutschen in das äußerliche Staats- und Völkerleben auf selbstthätigere Weise verflochten wären.

Fünfzehnter Brief.

Wilhelm an Friederich.

Ich wünsche Deutschlands Söhnen Glück zu der glorreichen Zukunft, die du ihnen prophezeyst, zweifle aber sehr, ob das lockende Ziel auch nur annähernd zu erreichen sey, so lange wir uns nicht durch That und Leben wieder zur Nation erheben.

Drei Heroen unserer Literatur, Herder, Goethe und Schiller, haben uns das Evangelium der Humanität gepredigt, und indem sie selbst einer allgemein menschlichen Bildung, die in dem Gleichgewicht harmonischer Entfaltung aller Geistesrichtungen bestehen soll, ihre besten Lebenskräfte opferten, durch Lehre und Beispiel die Deutschen zu Kosmopoliten geweiht. Allein entweder haben diese großen Geister selbst den unrechten Weg gewiesen, oder sie sind von ihren Jüngern mißverstanden worden. Denn anstatt von den als Musterbilder aufge-

stellten Griechen zu lernen, daß ächte Humanität einer Nation nur auf der Grundlage der Nationalität, wie ächte Bildung des Individuums nur auf der Grundlage der Individualität ruhen kann, haben die Deutschen die Humanität im Gegensatze der Nationalität, als ein Surrogat, nicht als ein wohlthätiges Correctiv derselben aufgefaßt, und durch den politischen Zustand Deutschlands begünstigt, hat die Irrlehre des Kosmopolitismus so feste Wurzel geschlagen, daß die Deutschen jeden Gedanken an Deutschheit als eine Verunreinigung ihres weltbürgerlichen Charakters verschmähen, die Forderungen der Nationalität, Nationalrechte und Nationalehre aber nur noch im Ausland und bei fremden Völkern gelten lassen.

Billiger Weise wird daher der einzige deutsche Volksstamm, der sich selbst fühlt und auf seine Volksehre etwas zu halten wagt, der preußische, von dem übrigen Deutschland mit Bitterkeit getadelt und angefeindet. Dagegen kann der Rechtssinn deutscher Publicisten kaum Worte finden, um seinen Unwillen über die Theilung und Vernichtung der polnischen Nation mit hinreichender Energie auszudrücken. Man hält es für unverantwortlich, wenn die Gränzen des neuen Griechenlands so eng gezogen werden sollen, daß die griechische Nation einen Theil des vorzugsweise classischen Bodens verliert. Man erklärt die gezwungene Vereinigung Belgiens mit Holland für unnatürlich und frevelhaft. Man ist so=

gar darüber einig, daß die Nationaleitelkeit der Franzosen es erfordert, ihre Gränzen wieder bis an den Rhein auszudehnen; denn die Franzosen haben das Recht, eitel zu seyn, weil dieß in ihrem Nationalcharakter liegt; wir aber, die wir als Nation nicht eitel sind, sondern höchstens jeder einzeln auf seine besondern Vorzüge, gönnen ihnen gern diese Freude und sind erhaben über das Gefühl eines Verlusts, der unsre geistige Freiheit und die Harmonie reinmenschlicher Ausbildung des Einzelnen nicht gefährden kann. Daß auf solche Art gerade die schönsten Provinzen Deutschlands, diejenigen, an welche mit die bedeutendsten geschichtlichen Erinnerungen sich knüpfen, von Deutschland abgerissen und unheilbar entfremdet werden, kann uns nicht zu Herzen gehen; zu groß und philosophisch für solche am Aeußern haftende Kleinlichkeit schont und ehrt man nur bei Fremden die Schwächen, von denen man selbst frei ist. Und was kann denn auch, wenn je von einem so selbstischen und engherzigen Gefühl wie Patriotismus noch bei uns die Rede seyn soll, dem Bayern, dem Sachsen, dem Würtemberger daran gelegen seyn, ob der deutsche Länderkranz zerrissen, eine Beute Frankreichs, Englands, am Ende gar Rußlands wird, wenn dafür nur die einzelne Provinz, worin er und seine Verwandten wohnen, um einige Ruthen Landes sich vergrößert. Daher darf wohl auch, wenn die Franzosen nur ein wenig Klugheit zeigen und gehörig zu schmeicheln oder zu drohen wissen, beim

ersten Krieg, der ausbricht, ein neuer Rheinbund nicht fehlen! Das ist etwas ganz Natürliches, und wer uns darüber zur Rede stellen wollte, dem antworten wir keck und zuversichtlich mit dem allzeit fertigen Losungswort: wir sind ja keine Nation!

Und was sagen wir mit dieser Alles niederschlagenden Rechtfertigung? mit diesem Armuthszeugniß, das wir ohne Scheu uns selbst ausstellen? Was ist denn diese Nationalität, die nicht zu den Erzeugnissen unseres Bodens gehört? — Nationalität ist die Persönlichkeit der Völker. Mit diesem Begriff ist eine eigene Classe von Rechten gegeben, die Rechte der Nationen, die so oft verkannt werden, und die gleichwohl eben so heilig und unveräußerlich sind, als das Recht der persönlichen Freiheit des Einzelnen, und nicht minder göttlichen Ursprungs als die Majestät der Könige. Die Versündigung, welche durch den Negerhandel an der Menschheit begangen wird, fängt man an zu fühlen und einzusehen; aber Völker werden noch immer als eine Tausch- und Marktwaare betrachtet. Bei dem Sclaven hält man es für unmenschlich und frevelhaft, ihn von seiner Familie weg zu verkaufen, Weib und Kinder aus seinen Armen zu reißen; aber Nationen werden immer noch ohne Gewissensregung zerstückelt, auseinandergerissen und mit den abgehauenen blutenden Gliedern Schacher getrieben, wenn gleich der Despot Napoleon selbst es ausgesprochen hat: „daß diejenigen nicht mit dem Geiste

des Jahrhunderts übereinstimmen, welche meinen, daß die Nationen Viehheerden seyen, die nach göttlichem Recht einigen Familien angehören.“ Denn eben die neue Zeit fängt an, die Rechte der Nationen geltend zu machen und zurückzufordern. Immer klarer tritt es hervor, daß mit den Sprachen sich die Völker theilen, Nation und Sprache aber identisch sind, und daß es frevelhaft und thöricht ist, zu scheiden, was die ewigen Gesetze der Natur und der Geschichte verbunden haben.

Die Sprache ist der halbe Mensch, und zwar diejenige Hälfte des Menschen, durch welche er einer Nation angehört; so weit eine Sprache reicht, so weit reicht auch eine Nation; dieß ist (einzelne Ausnahmen, wie sich überall von selbst versteht, abgerechnet) das leitende Princip der neuen Zeit, welche Nationen bilden will, und zwar nicht bloß eine herrschende, sondern auf der Grundlage einer ehrlichern, naturgemäßern Politik und gegenseitiger Achtung der nationellen Persönlichkeit viele. In künftigen Jahrhunderten mag freilich wieder ein ganz anderes Princip der Gestaltung zur Herrschaft gelangen; aber der große Kampf der Gegenwart, der jetzt die europäische Welt in ihren Grundfesten bewegt und erschüttert, wird um die Existenz und die Rechte der Nationen gekämpft. In diesem Kampf ist zwar Polen dreimal unterlegen, aber Griechenland, Belgien und Irland haben theilweise gesiegt; bald wird Italien nachfolgen, und Deutschland sollte allein zurückbleiben?

Wie die Nichtachtung der freien Persönlichkeit das absolute Unrecht, der Inbegriff aller Verbrechen ist, so kann auch ein Volk nicht freventlicher beeinträchtigt, nicht tiefer im Mark des Lebens angegriffen werden, als wenn man seine Nationalität antastet. Das heiligste Recht einer Nation ist das, als solche zu bestehen und anerkannt zu werden, so lange sie die Kraft hat, zu bestehen; hat sie diese Kraft verloren, so geschieht ihr freilich kein Unrecht, wenn ihrem selbstständigen Daseyn ein Ende gemacht wird. Aber wehe dem Volke, bei welchem das Bewußtseyn der Nationalität nie erwacht, oder auf immer eingeschlafen ist! Es gleicht dem dumpfen Sclaven, der vor dem Gedanken der Befreiung zittert, dem Hunde, der die Hand leckt, die ihn schlägt.

Man verachtet den Mann, der nicht den Muth hat, Beleidigungen zurückzuweisen, der sich ungestraft mißhandeln läßt, und seine Persönlichkeit jedem frechen, gewaltthätigen Eingriffe preisgibt. Aber eine Nation wagt es, sich damit zu brüsten, daß sie jeder andern Nation gerne den Vorrang vor sich einräumt, daß sie nicht geizt mit ihrem Eigenthum und um ein paar Provinzen nicht mit ihren Nachbarn streiten will, daß sie allen Erinnerungen einstiger Größe freiwillig entsagt, auf alles Selbsthandeln und Mitsprechen in den großen Weltangelegenheiten Verzicht leistet und sich damit begnügt, dem Ausland zu applaudiren, über das, was dort geschieht und geschehen sollte, mit einem Schein

von Tiefsinn zu schwatzen, ihren klugen Rath anzubieten und das Unwesentliche und Verkehrte nachzuäffen.

Wird denn Deutschland nie zur Besinnung kommen, seine Würde wieder fühlen, und erkennen, was es sich selber schuldig ist? oder erst dann, wenn Frankreich und Rußland sich noch Jahrzehnte wieder in seine Herrschaft getheilt haben, wenn es die Schmach eines Rheinbunds noch einmal erlebt und die russische Knute gekostet hat? Werden wir nie nach einem gemeinschaftlichen Eigenthum, wäre es auch vorerst nur ein gemeinschaftliches Gesetzbuch, eine Handelsvereinigung, streben? Die Nation, welche Roms Weltreich zertrümmert, Europa wiedergeboren und durch viele Jahrhunderte beherrscht hat, welche dann mit der Reformation an die Spitze der geistigen Weltbewegungen getreten ist, kann nicht aus gemeinem, schlechtem Stoff gebildet seyn. Und doch, was ist aus Deutschland jetzt geworden?

Dank sey es der Selbstsucht seiner Fürsten, die in früherer Zeit nicht ruhten, bis ihr Kaiser in ein Schattenbild zusammenschwand, Dank der Verblendung dieses Kaisers, der seine Bestimmung nicht erkannte, Dank der jetzigen Marklosigkeit, der Eigensucht, dem Bettelstolz und der dummen Eitelkeit der einzelnen Stämme; es ist jetzt so weit mit uns gekommen, daß Engländer uns das feigste und niederträchtigste Volk der Erde („the most base and timid people of the world“) schelten

dürfen, daß Franzosen uns mit den Barbaren des Nordens in eine Reihe stellen, und einen Fremden, über dessen Herkunft sie nicht ganz gewiß sind, zu beleidigen glauben, wenn sie ihn für einen Deutschen ansprechen, daß ein Deutscher im Ausland, wenn seine Bescheidenheit ihm nicht erlaubt, sich für einen Engländer oder gar Franzosen auszugeben, lieber für einen Dänen, Schweden oder Russen, als für einen Deutschen gelten will, daß man in einer einst deutschen Provinz die Straßenjungen jetzt in deutscher Sprache schwören hört: so wahr ich ein Franzose bin! Deutschland ist wohl auch das einzige Land, wo man es lächerlich oder wahnsinnig findet, wenn Einer noch den Muth hat, sich mit den Interessen der Nation zu beschäftigen, wo es Tausende gibt, für die der Gedanke, Frankreich einverleibt zu werden, eine fremde Sprache, fremde Gesetze und fremde Sitten annehmen zu müssen, nichts Abschreckendes hat, wo ganze Provinzen, und gerade die schönsten, von der Natur am meisten begünstigten und durch geschichtliche Erinnerungen vorzugsweise nationalen, es als ein Glück betrachten, wenn sie mit Verläugnung ihres Bluts dem deutschen Namen entsagen und in einer fremden Nation untergehen dürfen.

Doch das Alles berührt uns nicht, und kann nur eine Eitelkeit verwunden, über welche wir Allerweltsbürger längst hinaus sind. Wir richten unsern Blick auf wesentlichere Dinge, auf unser geistiges Leben und auf unsre

Literatur. Aber auch hier wird nur ein Blinder es nicht sehen, welche Früchte uns der Mangel eines volksthümlichen Geistes getragen hat.

Die Philosophie hat ihr prahlerisches Versprechen, uns wieder in den Besitz der Wirklichkeit einzusetzen und alle Quellen unseres Lebens neugeöffnet strömen zu lassen, nicht erfüllen können, vielmehr die Abstraction bis zu einer Höhe gesteigert, wo, wie auf den höchsten Gebirgen, derjenige, der nicht ganz besonders organisirt ist, in der verdünnten Luft nicht mehr zu athmen vermag und der Himmel selbst am Tage dunkel, wie die Nacht, erscheint. Unsre Literatur befindet sich in einem Zustande von Anarchie, Zerrüttung, Uebersättigung und Erschöpfung; und während bei den unpoetischen Franzosen die entschlafene Dichtkunst mit nie gesehener Lebendigkeit erwacht, vermag die verstummende Poesie der Deutschen bald nur noch Mißklänge und Schmerzensrufe auszustoßen. Die Religion, vom Streit der theologischen Meinungen, von den Angriffen des Unglaubens und von der ihr zu Hülfe kommenden Weisheit der Philosophen geängstigt und erschüttert, hat sich aus dem Leben zurückgezogen, und wo einst der Glaube seine feste Burg erbaute, wo Staat und Kirche sonst den ganzen Kreis der Pflichten heiligend umschrieb, hat nun der Götze der Gesellschaft, mit Trägheit und mit Feigheit im Gefolge, seinen Thron im Reich der Lüge aufgeschlagen. Ueberall offenbart sich uns der Mangel eines wahrhaften Eigen=

thums, eines festen Mittelpunkts, einer zuverlässigen Stütze. Die Wissenschaft hat ihren sittlichen Ernst, die Religion ihre Heiligkeit, das Leben seine Innigkeit und Tiefe, der Besitz seine beruhigende, tröstende Sicherheit, die Kraft ihren Gegenstand verloren.

Um nicht ungerecht zu seyn, muß zwar zugegeben werden, daß unsre Zersplitterung und der Mangel an Selbstachtung und Selbstgefühl zum Theil auch aus ehrenwerther Quelle geflossen sind. Wir verdanken nämlich unsere Zerstücklung mit dem Bestreben unsre Denk- und Glaubensfreiheit um jeden Preis zu retten. Unsre Selbstvergessenheit beruht theilweise auf der Fähigkeit, auch das fremde Gute bereitwillig anzuerkennen und über fremde Erfolge sich zu freuen. Die Hauptquellen der jetzt herrschenden Gesinnung und des jämmerlichen politischen Zustands sind aber minder rühmlicher Art, und die lebhafte Theilnahme an den Geschicken des Auslands gründet sich größtentheils auf Trägheit und Verzagtheit, die uns abhält, selbst zu handeln, während unsre dadurch herbeigeführte Langeweile und Neugier eine erwünschte Unterhaltung darin findet, über fremde Angelegenheiten zu salbadern.

Täuschen wir uns daher nicht länger und beschwichtigen Scham und Gewissen ferner nicht mit dem heillosen Aberglauben, als ruhe in unserer Zersplitterung und Zerstücklung das Palladium der geistigen Freiheit; erbli-

cken wir nicht länger in unserer politischen Nichtigkeit den Schutzgeist unserer Bildung und Aufklärung. Möge das Beispiel von Frankreich und England, wo wahre Aufklärung weit allgemeiner und verbreiteter ist, uns von der Furcht befreien, als ob große gemeinschaftliche Interessen und ein wieder beginnendes Leben in der Weltgeschichte den freien Schwung unsres Geistes lähmen, die edle Unbefangenheit unseres Blicks trüben müßten! Hören wir endlich auf, jeden Vorwurf wegen unsrer politischen Erbärmlichkeit mit der albernen Entschuldigung: wir sind eben keine Nation! zu beantworten. Kann diese Entschuldigung gelten, so darf mit gleichem Recht der Träge sich auf seine Faulheit, der Wüstling auf seine Begierde, der Trunkenbold auf seinen Durst berufen. Wenn wir keine Nation sind, warum werden wir keine? Eben weil wir keine Nation sind, möge Alles, was deutscher Zeuge ist, sich vereinigen zur Wiedergeburt und Erneuerung des gemeinschaftlichen Vaterlands! Auch dieß ist eine Pflicht, und wahrlich keine der geringsten. Denn es gibt auch eine Pflicht, sein Eigenthum zu retten und auf Anerkennung seiner Rechte zu bestehen. Selbst der Stifter unserer duldsamen Religion hat diese Anerkennung gefordert, wo der Zweck seiner Sendung es erheischte; und wo er duldete und Duldung predigte, geschah es nicht aus Nachgiebigkeit und Feigheit, sondern um der Liebe willen.

Zu dieser Einsicht muß das deutsche Volk gelangen,

daneben aber auch das Vorurtheil ablegen, daß die Deutschen von Natur auf ein rein innerliches Leben angewiesen seyen. Die menschenscheue Zurückziehung auf sich selbst, die krankhafte Richtung nach Innen, die Zaghaftigkeit und das linkische Wesen im Handeln, ist lediglich Folge ihrer Zerrissenheit und der davon unzertrennlichen, bodenlosen Armseligkeit ihrer staatsbürgerlichen Verhältnisse, der absoluten Nichtigkeit und Spießbürgerlichkeit alles öffentlichen Treibens, wobei ein minder lebenskräftiges Volk schon lange ganz verkommen wäre.

Bis zum dreißigjährigen Kriege waren die Deutschen eine Nation voll Lebensmuth und Lebensfrische, voll hinausstrebender Kraft und Tüchtigkeit. Der Ungestüm der Deutschen (furore tedesco, fieros Alemanes) war sprüchwörtlich geworden, und auch jetzt trifft man einen Charakterzug der kriegerischen Norden, jenen den Tod herausfordernden Lebensübermuth, dem es beim Kampfe nicht um Ruhm oder Frauengunst, sondern um die Lust des Kampfes selbst zu thun ist, gewiß am häufigsten noch bei dem deutschen Soldaten, wie sich denn auch in dieser Beziehung in den Revolutions- und Kaiserheeren die Deutschen, Kleber, Rapp und Ney, besonders ausgezeichnet. Allerdings hat aber seit der Reformation das geistige Princip in Deutschland sich mit entschiedenem Uebergewichte geltend gemacht, und jemehr der Kampf der neuen Zeit mit der alten eine gei-

stig sittliche Wendung nimmt, um so mächtiger und entscheidender muß der Einfluß Deutschlands werden; es wird wieder erstehen aus der Asche der Erniedrigung und seinen Antheil an der Weltgeschichte fordern und erhalten.

Sechszehnter Brief.

Friederich an Wilhelm.

Du hast in deinem letzten Brief einige verkannte und wichtige Wahrheiten ausgesprochen. Auch mich ärgert an den Deutschen nichts mehr, als jener Geist der Unfreiheit, die sich hinter der Pflicht versteckt, jene Feigheit unter der Maske der Gewissenhaftigkeit. Ist diese Selbsttäuschung auch immer noch um etwas besser, als das schamlose, selbstbewußte Laster, so ist es doch nicht minder eine Schmach, wenn wir zu Beschönigung unserer Armseligkeit mit rechter Lust und Wonne die Gemeinplätze wiederholen: „Niemand dürfe seiner subjectiven Ueberzeugung trauen, überall sey Irrthum möglich, Keiner wisse gewiß, ob er Recht habe.“ Dieß wird dann auch auf Dinge angewendet, die so klar sind, als daß 2 . 2 = 4, und daraus die Folgerung abgeleitet: es sey das Sicherste, Rathsamste und Pflichtgemäßeste, in

Sachen

Sachen des Staates keine eigene Ueberzeugung zu haben, sondern fremder Autorität sich blindlings zu unterwerfen. So wird ferner die Lehre unserer Publicisten: daß Unterthanen nie zu Richtern des Staatsoberhaupts sich aufwerfen können — zu der Folgerung mißbraucht, daß ein Volk jedes Unrecht, jede Bedrückung sich gefallen lassen müsse.

Ohne die Wahrheit solcher Sätze bestreiten zu wollen, darf man doch keck behaupten, daß so lang noch diese Auslegung derselben sich bei uns erhält, Deutschland nimmermehr mit Ehren eine Stelle unter den Nationen der gebildeten Welt einnehmen könne. In der Reihe der Pflichten steht auch die Pflicht der Selbsterhaltung und der Selbstvertheidigung, und von dieser Pflicht kann nur die Freiheit dispensiren, d. h. Ausnahmen um höherer Zwecke und Pflichten willen zulassen oder gebieten. Aber jene Pflicht besteht deßwegen doch als Regel, und dieselbe nicht erfüllen, gilt außerhalb der Gränzen Deutschlands für Feigheit und für Niederträchtigkeit. Auch leidet diese Pflicht um so weniger Ausnahmen, je mehr durch ihre Hintansetzung die Rechte einer Gesammtheit gefährdet sind, oder die Erreichung von Gesammtzwecken, als den in der Regel höchsten und ehrwürdigsten Lebenszwecken, gestört wird. Der Gehorsam ist keine unbedingte Tugend, und seine Gränze nicht erst da, wo das Dulden oder Vollbringen einer Schändlichkeit angesonnen, sondern schon da, wo bloße Verzichtleistung auf Zwecke

der Vernunft gefordert wird; es wäre pflichtvergessen, einen Zwang zu dulden, der uns an Erfüllung unserer Bestimmung hindern wollte.

Diese Wahrheit wird jedoch bei uns so wenig erkannt, daß in Deutschland die Freude der Dienstbarkeit und Unterwürfigkeit bei den Unterthanen fast immer stärker ist, als die Verführung der Gewalt bei den Herrschern; die Geduld reicht meistens weiter, als die Bedrückung zu gehen wagt, und Kriecherei und Selbsterniedrigung scheint Vielen ein Bedürfniß des Herzens geworden zu seyn. Auch ist namentlich eine festere Vereinigung Deutschlands zwar von Manchen gewünscht, aber von den Völkern Deutschlands noch nie wirklich verlangt worden, ja es fehlt sogar bei den meisten Deutschen noch die Einsicht in die Nothwendigkeit dieser Vereinigung, und von den Fürsten Deutschlands ist mit Billigkeit nicht zu erwarten, daß sie einem Bedürfniß, das bis jetzt nur Wenige empfinden und noch Wenigere aussprechen, auf Einmal einen Theil ihrer Selbstständigkeit ohne Aussicht auf Dank und Anerkennung zum Opfer bringen werden.

Nicht ganz so schlimm, aber auch nicht viel ehrenvoller, als ihre Furchtsamkeit im handelnden Leben, ist sodann die politische Fraubaaserei der Deutschen. Wie verächtlich und stumpfsinnig müssen wir einem Ausländer vorkommen, der es mit anhört, wie wir guten Rath für alle Welt wissen, wenn es sich darum handelt, was Frankreich Noth thue, wie England zu retten sey, an

welche Art Rußland zur Weltherrschaft gelangen müsse, während wir unsern eigenen Zerfall vor Augen haben und dabei lustig und guter Dinge bleiben. Welche Vorstellung muß der Fremde von einer Nation erhalten, die ihrem eigenen Verderben unangefochten zusieht, aber in Verzweiflung gerathen konnte, wenn ein liberaler Candidat in Frankreich durchfiel, oder dem Ministerium Wellingtons eine Reaction zu glücken drohte! Wie haben sich unsre Zeitungsleser und Wirthshauspolitiker mit der neuen Revolution gebrüstet und sich für größere Helden als die Franzosen selbst gehalten, wenn sie sich quälten, das Marseiller Lied zu singen, oder wenn beim Glase Bier davon die Rede war, den französischen Ministern den Kopf abzuhauen, die Bourbons mit Stumpf und Stiel auszurotten, die Jesuiten ins Meer zu werfen.

Von all diesem Jammer kann uns allerdings nur die Erweckung und Belebung volksthümlicher Gesinnung und ächter Deutschheit erlösen. Nationalität ist die erste Bedingung der Humanität, wie der Leib die Bedingung der Seele ist. Es gibt keinen Menschen an sich, der weder Mann noch Weib, weder Kind noch Greis wäre, und so gibt es auch keinen, der nicht einer Nation angehört. Wie Individualität die Bedingung des Bestehens der Menschheit überhaupt, so Nationalität die Bedingung des Bestehens größerer Menschenvereine, der Staaten, ohne die keine Entwicklung zur Humanität möglich wäre. Kosmopolitismus ist die Humanität der Natio-

nen, Humanität der Kosmopolitismus des Individuums. Aber zu verlangen, daß eine Nation, um sich zum Weltbürgerthum zu erheben, ihre Nationalität, und das Individuum, um sich rein menschlich auszubilden, seine Individualität aufgeben solle, ist Unsinn, und die Behauptung, es sey die Bestimmung des Deutschen, nicht etwa vor allen Dingen Deutscher, sondern Weltbürger zu seyn, ist ungefähr eben so vernünftig, als die Forderung, der bildende Künstler solle bei seinen Schöpfungen von jedem Unterschiede des Geschlechts, des Alters und der Charaktere abstrahiren, um bloß die reine Menschheit darzustellen.

Alles was bestehen soll, muß auch seine eigenthümliche Form des Bestehens haben, und diese eigenthümliche Form nennt man bei Völkern Nationalität, als deren Gränzscheide du mit Recht die Sprachen bezeichnet hast. Durch die Sprache ist der Mensch Mensch; die Sprache befaßt die fixirten Zeichen, die objectiv gewordenen Formen aller Vorstellungen und Empfindungen, sie ist der eigentliche Leib des Gedankens; und da der Mensch vorzugsweise ein denkendes Wesen ist, so ergibt sich hieraus die hochwichtige Bedeutung der Sprachunterschiede und ihr nothwendiger Zusammenhang mit der wesentlichen geistigen Verschiedenheit der Völker.

So weit wären wir also mit einander einverstanden. Nun ist aber noch die wichtigste Frage übrig: durch

welche Mittel und Wege die Vereinigung der verschiedenen Völker deutscher Zunge, die am Ende doch zum unabweisbaren Bedürfniß wird, zu bewirken stehe. Da die Deutschen Herrscher sind im Reiche des Gedankens, so schiene mir, wie ich schon oft geäußert habe, das Natürlichste, daß ihre Wiedergeburt im Leben auch durch die Macht des Gedankens, nämlich durch die fortschreitende Erhöhung und gleichmäßige Verbreitung der Intelligenz, durch immer festere Begründnng und weitere Ausdehnung einer volksthümlichen Gesammtbildung vermittelt werden müsse. Die vollendete geistige Einheit muß bei uns der äußerlichen Einigung vorhergehen, und jene Heroen unserer Literatur, deren großherzigen Eifer für Humanität du zu tadeln scheinst, haben für das künftige Vaterland mehr gethan, als das ganze Heer der Deutschthümler; denn sie haben die geistige Einheit der Nation in ihrer kläglichsten Zeit gerettet und ihr ein geistiges Eigenthum, ein ideales Vaterland, geschaffen.

Du hingegen meinst, die geistige Einheit sey nur ein schwacher Anfang, und der Fortgang auf diesem Wege führe zu keinem erwünschten Ziel. Die That, glaubst du, könne allein helfen, und da bliebe denn nichts übrig, als daß wir die Franzosen uns zum Muster nehmen, was jetzt wohl so ziemlich die herrschende Ansicht unserer Freiheitshelden geworden ist. Denn bereits spukt unter uns eine Menge französirter Liberaler, welche meinen, es lassen sich recht füglich einige Zweige der französischen

Revolution auf den deutschen Stamm propfen, und die keine Ahnung davon haben, daß Deutschlands freie Einheit aus der eigenen innersten Lebenskraft sich entwickeln und daß jede aufgedrungene Form, die unserem Wesen fremd ist, früher oder später wieder abgestoßen werden muß.

Geht es nach dem Kopf solcher Leute, so ist weiter nichts nöthig, aber auch kein anderes Heil, als die neue französische Charte auf deutschen Boden zu verpflanzen. Durch die Einimpfung der ausländischen Verfassungsform kann aus jeder deutschen Winkelhauptstadt ein kleines Paris, aus jedem Flickstaate eine Nation gemacht werden. Weil es in Frankreich Noth that, dem Unwesen der Jesuiten ein Ziel zu setzen, darf es auch im protestantischen Deutschland nicht an Leuten fehlen, die beständig gegen Jesuiten und Pfaffen zu Felde ziehen und ihren Muth auf die wohlfeilste Art glänzen lassen, indem sie einen bereits wehrlosen Feind entwaffnen. Weil die Franzosen stolz sind auf ihre Geschworenen und auf eine mündliche, öffentliche Rechtspflege, so verlangt man auch bei uns, ehe noch ein verständliches Gesetzbuch, ja noch ehe überhaupt nur einiger Sinn für öffentliches Leben vorhanden ist, Rechtssachen, um die keine Seele sich bekümmert, von unmündigen Advocaten öffentlich verhandelt und von ungelehrten Richtern entschieden zu sehen. Weil Frankreich zwei Kammern hat, so muß jeder Achtels- und Sechszehntelsstaat in Deutschland,

dessen unabhängige Intelligenz nicht einmal für eine Kammer hinreicht, deren zwei besitzen.

Aber warum ist denn die Wirksamkeit der Stände in Bayern, Würtemberg und Baden, obgleich die dortigen Verfassungen des Guten unläugbar viel enthalten, im Ganzen doch so geringfügig, unerfreulich und unbefriedigend geblieben? Warum sieht so mancher deutsche Staat, bei einer Verfassung, welche ein großes Reich glücklich, frei und blühend machen könnte, Wohlstand und Bürgersinn schwinden und die Quellen seiner Lebenskraft versiegen? Warum anders, als weil für freisinnige Einrichtungen in Deutschland allererst der Boden geschaffen werden muß, und weil in unsern Bruchstaaten, deren splitterhafte Existenz in der Mitte der gewaltigsten Reiche der Erde eine Anomalie in der Weltgeschichte darstellt und durch ein zweideutiges Schaukelsystem, durch beständiges Nachgeben, Anschmiegen und Parteinehmen für fremde Interessen, kümmerlich gefristet wird, die wahre, von der Selbstständigkeit unzertrennliche Freiheit auch unter dem Schutz der Charte und der fünf Gesetzbücher der Franzosen nimmermehr gedeihen könnte.

Ich behaupte geradezu, der französische Liberalismus, in sofern er französischer Liberalismus ist, taugt für uns Deutsche nicht, weil die Verschiedenheit des Nationalcharakters und der Verhältnisse zu groß ist. Wie der Deutsche ernster, frömmer, inniger und innerlicher ist und überhaupt eine geistigere Richtung hat

als der Franzose, so fehlt ihm auch der praktische Weltsinn und Schnellblick, die Beweglichkeit und rasche Entschlossenheit, der stets fertige Witz und die Lebhaftigkeit des Letztern. Die Tugend des Franzosen ist Klarheit, Leichtigkeit, Gewandtheit, die des deutschen Ueberlegung, Beharrlichkeit, Treue. Der Franzose sucht in Leben, Kunst und Wissenschaft das Schimmernde, Geistreiche, Atomistische, der Deutsche das Tiefe, Gemüthliche, Organische. Der Franzose wird durch Ehre und Loyalität gezügelt, der Deutsche durch Pflicht und Gewissen. Wir sind anspruchsloser, aber auch träger als die Franzosen, indem uns jener Sporn der Eitelkeit und der Gefallsucht mangelt, der bei unsern Nachbarn so große Wunder wirkt. Die Franzosen sind geborne Redner, der Deutsche findet meist nur langsam und mit Mühe den passenden Ausdruck seiner Gedanken. Der Franzose ist für das gesellschaftliche Leben geschaffen und strenge Umgangssitte ist für ihn nur eine leichte und anmuthige Fessel, der Deutsche liebt ein einsames Brüten, und will er sich mit Andern freuen, so muß dieß ohne Förmlichkeiten geschehen, wenn er unter ihrem Drucke nicht erstarren soll.

Und warum müssen denn nun doch die Franzosen überall zum Muster dienen? Warum sollen wir, wenn der Deutsche gewohnt ist, schwergewaffnet zu kämpfen, der Franzose aber bequemer in leichter Rüstung ficht, unsre Art und Weise aufgeben, um die ihrige, in der

wir sie nie erreichen werden, nachzuäffen? Warum müssen wir uns dadurch, daß wir ohne die geselligen Talente der Franzosen, ihre Leichtigkeit und elegante Lebhaftigkeit affectiren, lächerlich machen? Oder warum sollen wir unser innerliches Leben in einer Gefühls- und Gedankenwelt ganz mit der gemüthlosen Aeußerlichkeit, die größere Innigkeit und Reinheit des Familien- und des Geschlechtsverhältnisses mit der Frivolität der Franzosen vertauschen? Warum endlich, und dieß ist gegenwärtig die wichtigste Frage, sollen wir Politik und Staatsweisheit ausschließlich in der Schule der Franzosen lernen?

Beide Völker sind in politischer, literarischer und religiöser Beziehung, so wie in ihrer ganzen Denk- und Sinnesart so verschieden, daß es Unvernunft ist, zu erwarten, die gleichen Heilmittel wie in Frankreich könnten auch uns allein retten. Statt in blinder Bewunderung die Franzosen nachzuahmen, sollten wir die uns angebornen Vorzüge kräftigen und ausbilden. Denn nicht durch Nachahmung, wie die Engländer sich bereden, sondern durch die Entwicklung ihrer Nationalität sind die Franzosen mächtig und groß geworden. Alles Aechte und Wahre kann überhaupt nur selbstständig erzeugt, nie durch sclavische Nachahmung erkünstelt werden, und in ihren glänzenden Eigenthümlichkeiten werden wir vergebens mit den Franzosen wetteifern; aber dadurch, daß wir unsern eigenen Weg gehen, kön-

nen wir eine, zum mindesten ebenso große, Nation werden. Auch wir haben unsre volksthümlichen Tugenden, wie unsre nationalen Bedürfnisse und Gebrechen, für die kein Universal- und Modemittel, Liberalismus genannt, existirt. Der Freiheit bedürfen wir, wie jeder Erschaffene ihrer bedarf, und was in den Einrichtungen Frankreichs für alle Länder und Völker gilt und der ganzen Menschheit angehört, mögen wir uns aneignen, aber nicht die ausländische, uns ewig fremde Form.

Denn wenn auch der enge französische Horizont sich zu erweitern anfängt und die Franzosen jetzt unläugbar auf dem besten Wege sind, ihre Nationalfehler, wo nicht abzulegen, doch wenigstens zu erkennen; wenn gleich die Gewalt einer Idee so groß ist, daß die Anhänger eines système de la nature, die Schüler eines Condillac und Helvetius, ihrem System und Glauben zum Trotz, den Egoismus vergessen können, um sich zum Opfertod für die Freiheit zu drängen: so hat doch der französische Liberalismus bis jetzt seinen etwas unlautern Ursprung aus der trüben Quelle encyklopädistischer Weisheit nicht ganz verläugnen und sich von den Schlacken eines irreligiösen Materialismus und atomistischer Weltansichten nicht ganz reinigen können. Dem deutschen Charakter ist aber nichts mehr zuwider, als Frivolität und Unglauben, denn sein Lebenselement und bestes Eigenthum ist die Begeisterung, nicht jener flie-

gende, lärmende Enthusiasmus, der Frankreichs Schlachten gewinnt, sondern die schwärmerische innerliche Gluth, die weniger in der Phantasie, als in der Tiefe des Gemüths ihren Sitz und ihre Quelle hat, und, gehemmt oder mißleitet, leicht bis zum Fanatismus, im Leben, wie im Wissen, in der Kunst, wie in der Religion, gesteigert wird. Und so haben selbst die von den Regierungen angefeindeten und verfolgten, von den Nachtretern des Auslands verachteten und verlachten Deutschthümler in ihrem beschränktmoralischen und peinlichreligiösen Fanatismus wenigstens etwas dem deutschen Charakter Homogeneres gehabt, als die deutschen Apostel eines atheistischen Liberalismus, so wie ein richtiger Instinct jene auch gelehrt hat, daß die Einigung im Geist, nicht die Einführung der französischen oder englischen Verfassung in den einzelnen Staaten, das Erste ist, was Deutschland Noth thut.

Uebrigens darf auch bei dem Streben nach Einheit Frankreich wiederum nicht unser Vorbild werden, wenn wir eine der Gesammtbildung und freien Entwicklung der Nation höchst gefährliche Klippe vermeiden wollen, ich meine jene, die Individualität und mit ihr die ursprüngliche Mannichfaltigkeit der Lebensformen zerstörende, Concentration aller Kräfte, Einsichten und Bestrebungen in Einer Hauptstadt. Nichts ist der Freiheit selbstständiger Entwicklung mehr entgegen, als wenn die natürlichen Unterschiede der einzelnen Stämme

in einer Nation von 30 Millionen Menschen verwischt und ausgelöscht, höchstens als ein unvermeidlicher Uebelstand noch geduldet werden, und ein ganzes weitausgedehntes Land seine Gesetze nicht nur in Rechtspflege und Verwaltung, sondern sogar in Sachen des Geschmacks, für Wissenschaft, Leben und Geselligkeit, von einer einzigen Stadt empfangen soll.

So wenig einzelne, zu einem scheinbar selbstständigen Staat aufgestutzte Bruchtheile einer Nation, zumal einer solchen, die wie die deutsche im Mittelpunkt eines Welttheils liegt und von jedem Zusammenstoß fremder Interessen auch ohne ihren Willen mitbewegt und in Schwingung gebracht wird, das ehrenvolle und würdige Bestehen einer Nation zu sichern vermögen, so fest bin ich auf der andern Seite überzeugt, daß nur eine starke Bundesverfassung, ein Föderativsystem, worin der Theil nicht im Ganzen untergeht, sondern in einem bessern und höhern Sinne fortbesteht, den Anforderungen wahrer Freiheit, so wie ächter Bildung und Humanität entspricht. Schon die Griechen, als die universellste und gebildetste Nation des Alterthums, haben nach diesem Ideal gestrebt, ohne jedoch es auf die Dauer zu erreichen. In den jugendlichen Staaten der westlichen Erdhälfte tritt diese Richtung ganz entschieden hervor, und Deutschland, die universellste Nation der neuern Zeit, dürfte in einer kräftigen Bundesverfassung wenigstens

einigen Ersatz für die Leiden und die Schande seiner Zersplitterung finden, wenn einst die Gesammtbildung der Nation diejenige Gleichförmigkeit und Höhe erreicht hat, bei welcher eine lebendige und wirksame Einheit in der Vielheit möglich wird.

Siebenzehnter Brief.

Wilhelm an Friederich.

Ich denke, es soll mir nicht schwer werden, dich zu überzeugen, daß ich die von dir gerügten Irrthümer unserer deutschen Liberalen keineswegs theile. Allerdings müßten wir aufhören, Deutsche zu seyn, wenn wir zu unserer Wiedergeburt des Beistands der Idee entrathen wollten. Die Deutschen sollen fortfahren, das geistige Princip der Weltgeschichte zu repräsentiren; aber damit sie diesem Beruf genügen können und für ihre geistigen Bestrebungen die bis jetzt noch gänzlich fehlende Mitte, in welcher diese erst organisch und geschichtlich werden, erlangen, ist es nothwendig, daß sie sich in That und Leben zur Nation verbünden. Dabei glaube aber auch ich, daß Deutschland nicht umsonst so lange zersplittert und getheilt bleiben mußte, und in dieser Beziehung ist es mir höchst merkwürdig, daß der aus verschiedenen

Stämmen zusammengesetzte preußische Staat bis jetzt noch keine allgemeine Volksvertretung, sondern bloße Provinzialstände besitzt.

Laß mich meine Meinung etwas umständlicher auseinandersetzen, und du wirst sehen, daß es dabei auf keine Französirung Deutschlands abgesehen ist.

Gewiß kann kein Deutscher, für den dieser Name noch eine Bedeutung hat, ohne ein Gefühl schmerzlicher Wehmuth daran denken, daß das deutsche Volk in der Reihe der Nationen einst nicht nur zählte, sondern ohne Widerspruch die erste Stelle einnahm, als es noch einen deutschen Kaiser und ein Deutschland gab. Aus fernen Jahrhunderten, aus den Zeiten der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser, klingen Töne, leuchtet noch ein Widerschein zu uns herüber, sagenhaft, dämmernd und berauschend für das vaterländische Herz, das ungerne dem Traum einer ruhmvollen Vergangenheit sich entreißt, ja die Zeit ist nicht so gar entfernt, wo mancher noch eine Wiederauferstehung jenes wundersamen heiligen römischen deutschen Reichs für möglich hielt, vielleicht sogar erwartete, und auf den Erben seines Kaisernamens einen Blick der Sehnsucht richtete. Doch die Wirklichkeit, die mit leeren Träumen sich nicht zwingen, mit einer thatlosen Trauer sich nicht abfinden läßt, besteht auf ihrem Rechte und wird nicht müde, uns zu predigen, daß wir nicht berufen sind, vom Nachlaß der

Vergangenheit zu zehren, daß wir, um zu genießen, selber kämpfen und erwerben, und statt auf den Schultern unserer Voreltern zu ruhen, auf eigenen Füßen stehen müssen. Nicht in weichlicher, kraftloser Sehnsucht sollen wir uns verzehren, vom Winter keine Blüthen erwarten, vom verdorrten Baume keine Frucht verlangen. Was einmal vorüber ist, kommt nicht wieder, denn die Geschichte weiß nichts von jenen Restaurationen, mit welchen sich die kurzsichtige Weisheit der Menschen brüstet. Alle Versuche dieser Art, verlebte Zustände durch die Kraft menschlicher Berechnung zurückzuführen, die Vergangenheit zu verjüngen und ein entflohenes Leben wieder zu bannen, von Philopömen und Julian dem Apostaten bis auf die neueste Restauration der Bourbons und des Papstes, haben im glücklichsten Fall nichts als ein kraftloses, kränkelndes Scheinleben, einen bleichen Schatten besserer Zeit heraufbeschworen. Sie sind mißlungen und mußten mißlingen, weil sie dem Gesetz des Lebens widerstreiten, das die Natur und die Geschichte beherrscht. So wenig als aus einer verwesten Pflanze dasselbe Gewächs wieder hervorkeimt, sondern ein anderes, wenn auch ihr ähnliches, eben so wenig wiederholt sich die Geschichte jemals ganz auf dieselbe Art wieder. Der Strom der Zeit läßt sich nicht gegen seine Quelle zurückdrängen, es gibt keinen Zauberspruch, das Todte wieder zu erwecken, immer neue Gestalten drängen sich, aber das Erstorbene wird nie in derselben

Gestalt

Gestalt wieder lebendig, wenn es auch Gesetz der Welt und Ordnung der Natur ist, daß aus Tod und Verwesung neues Leben hervorgeht.

So wenig als diesseits des Grabs die Todten auferstehen, so wenig wird daher Oestreich, einst der Erbe deutschen Ruhms und deutscher Herrlichkeit, für Deutschland je wieder das werden, was es einst gewesen. Eine Kluft von drei Jahrhunderten hat sich zwischen seiner Gegenwart und seiner Vergangenheit aufgethan, die nicht mehr rückwärts übersprungen werden kann. Hätte freilich Oestreich beim Beginn der Reformation es verstanden, dem Impuls der neuen Zeit zu folgen, ihre Bedeutung aufzufassen und zu nützen, ihren Forderungen zu genügen und sie dadurch zu beherrschen, so wäre Oestreich heute noch das erste Reich der Welt, und im Mittelpunkt Europa's festgewurzelt an der Spitze jener großen europäischen Bewegung weiterschreitend, würde es auch zum Lichtpunkt Europa's und zum Brennpunkt der Civilisation geworden seyn. Statt dessen hat Oestreich vorgezogen, sich mit aller Kraft dem Strome der Ereignisse entgegenzustemmen und dadurch allerdings dessen Macht zu brechen, eben damit aber auch in entschiedene Opposition gegen das übrige Deutschland zu treten, dem es durch seine Verblendung gegen das hereindringende neue Geisteslicht den Segen in einen Fluch verwandelt und tiefe, fast unheilbare Wunden geschlagen hat; und wollte Oestreich jetzt wieder in die verlassene

Bahn einlenken, so wäre es jetzt zur Umkehr zu spät und der Rückweg unmöglich geworden.

Auch scheint Oestreich keineswegs seinen Ehrgeiz auf ein solches Ziel zu richten; es ist Deutschland fremd geworden, hat zuerst gezwungen und dann freiwillig seinen Ansprüchen auf die Hegemonie entsagt, und die gewaltigen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit haben nur einen Bruch vollendet, der vor dreihundert Jahren schon begann. Oestreich hat seinen deutschen Namen gegen einen europäischen vertauscht, und steht nun Allem, was wir von deutschem Eigenthume noch gerettet haben, Allem, worauf Deutschland noch einen Stolz setzen darf, seinem geistigen Leben, seiner Literatur, seinen Hochschulen, schroff, man könnte sagen feindselig, gegenüber. Wenn daher Oestreich, um nicht in sich selbst zu zerfallen und von den Fluthen einer bewegten Zeit nicht fortgerissen und verschlungen zu werden, nach langem Schlummer das Bedürfniß fühlen sollte, sich neue Bahnen des Ruhmes und der Größe zu eröffnen, so muß es diese in der neuen Stellung und Bedeutung, die es als europäische Macht gewonnen, und worauf jetzt auch die Art seiner Zusammensetzung aus meist nicht deutschen Ländern hinweist, suchen; aber in Deutschland ist für Oestreich, und für Deutschland ist von Oestreich forthin nichts mehr zu erwarten. Oestreich ist von den großen Colonien, die sich seit der Völkerwanderung vom deutschen Mutterlande losgerissen haben und den größten Theil

von Europa bedecken, die letzte (wie überhaupt Deutschland mit Colonien nie glücklich gewesen ist, so nothwendig ihm dieselben jetzt auch wären, um durch den Verkehr mit fremden Welttheilen unser stockendes Blut zu erfrischen, den Ueberfluß unserer Bevölkerung abzuleiten und unter einem schönern Himmel ein zweites deutsches Vaterland zu gründen, das beim Absterben unsers Welttheils das europäische überlebt); und eine organische Wiedervereinigung von Oestreichs deutschen Provinzen mit Deutschland ist erst dann zu erwarten, wenn von diesen einst die Oberherrschaft auf Ungarn oder Italien übergegangen seyn wird.

Soll es nun aber gleichwohl noch dahin kommen, daß Deutschland in die Reihe der Nationen wieder eintritt — und daß dieses geschehen müsse, ist ein Gedanke, den kein Deutscher aufgeben kann und aufgeben darf, ohne die Schmach des feigsten Selbstmords auf sich zu laden — so muß eine neue Zukunft sich uns öffnen, es muß ein neuer Anknüpfungspunkt zu festerer Einigung gefunden werden, ein neuer Kern und Mittelpunkt sich bilden, woran das neue Deutschland sich sammeln, sich erkennen und gestalten kann. Auch bedarf es in der That nur eines Blicks auf unsre gährende, bewegte Zeit, besonders auf unser reges geistiges Leben, auf dieses Wimmeln und Wühlen zahlloser Kräfte in jedem Felde menschlicher Thätigkeit, um überzeugt zu seyn, daß das zählebige germanische Geschlecht noch nicht ausge-

lebt hat, vielmehr die Gegenwart mit neuen Geburten schwanger geht und die fruchtbarsten Keime fernerer Entwicklung in sich trägt. Deutschland, jetzt auf einer Uebergangsstufe begriffen, muß sich verjüngen und den Standpunkt einnehmen, wo es fähig wird, seine mit der Reformation begonnene Bestimmung, als die geistige Macht Europa's zu vollenden. Ja, der Kern seiner neuen Gestaltung ist, wenn anders die Gesetze der Natur und der Geschichte noch die alten sind, bereits vorhanden.

Wo anders wäre er nämlich zu suchen, als in demjenigen deutschen Staate, der fast in allen wesentlichen Beziehungen den Gegensatz von Oestreich bildet und dessen Politik einen, dem des Hauses Habsburg ganz entgegengesetzten, Weg gegangen ist. Durch dieselben Ereignisse, in deren Gefolge die Lösung des zwischen Oestreich und Deutschland bestandenen Bandes sanctionirt wurde, hat eine bisher mehr europäische Macht, hat Preußen sich mit Deutschland näher und inniger verbunden. Preußen war es, das durch außerordentliche Anstrengung seiner physischen Kräfte, noch weit mehr aber durch das moralische Gewicht, das sein Enthusiasmus in die Wagschale legte, die Befreiung Deutschlands von der Herrschaft Napoleons entschieden und dadurch für seine Ansprüche auf die Hegemonie einen vollgültigen Rechtstitel, dem bis jetzt nur die äußere Anerkennung fehlt, erworben hat. In dem Maße, als Oestreich aus einem

deutschen Staat ein ausschließlich europäischer geworden, hat Preußen den Charakter eines allgemein europäischen Staats mit dem eines deutscheuropäischen vertauscht. Für das alte und starre Oestreich tritt nun das junge und bewegliche Preußen; statt eines katholischen Staats erscheint ein protestantischer; ein phlegmatisches, stumpfes Volk, ohne wahres Gefühl seiner Würde, und wenig empfänglich für die Antriebe des Ehrgeizes und des Nationalruhms, wird durch ein lebhaftes und regsames Volk ersetzt, das auf seine Ehre hält, sich fühlt und weiß, was es sich selbst schuldig ist; an der Stelle einer, der deutschen Geistesbildung entfremdeten und abgeneigten Macht erblicken wir jetzt einen Staat, der einen Ruhm darin sucht, nichts zu unterlassen, was ihn zum Mittelpunkte deutscher Geistesbildung machen kann. Dabei besitzt dieser jugendliche Staat ein wohlwollendes, beim Volke beliebtes Fürstenhaus; eine aufgeklärte und consequente Regierung, eine umsichtige, humane Gesetzgebung, die ihre Weisheit nicht aus den Trümmern versunkener Jahrhunderte hervorsucht, sondern die Sprache der lebendigen Gegenwart redet; eine musterhaft geordnete Verwaltung, ein System der Volksbewaffnung, das, indem es den Beruf des Kriegers mit dem des Bürgers identificirt und so die gefährlichste Klippe europäischer Freiheit und europäischen Wohlstandes, einen von der erwerbenden Classe geschiedenen und feindselig gegen sie gesinnten Wehrstand, vermeidet, in seinen Grundsätzen

gerechter und in seinen Erfolgen wirksamer und imponirender ist, als irgend ein Militärsystem Europa's; endlich — und dieß ist das Wichtigste — ein Volksgefühl, wodurch die Preußen vor allen deutschen Stämmen sich auszeichnen und ihren Anspruch auf die erste Stelle unter denselben beurkunden. Auch ist der bisherige Entwicklungsgang der preußischen Macht in ihrem stetigen Wachsthum und ihrem kräftigen organischen Fortschreiten den gemeinschaftlichen Gesetzen der Natur und des Völkerlebens so gemäß, daß man nicht zweifeln darf, Preußen, wenn es seine Aufgabe richtig erkennt, die ihm bestimmte Stelle bald einnehmen zu sehen.

Unter der Pflege des großen Kurfürsten hat sich der neue Staat aus einem kräftigen Keime entwickelt und sich zum ersten jugendlichen Selbstbewußtseyn aufgeschwungen unter Friederich dem Großen, der, als der Schöpfer seines Volksgefühls, dieser Lebenskraft und Seele einer jeden Nation, Preußens zweiter Stifter und sein eigentlicher Begründer geworden ist. Und wenn auch bald nach ihm das allzuhoch gesteigerte Selbstgefühl des preußischen Volks in seinem eigenen Uebermaß unterzugehen drohte, so hat dasselbe gleichwohl sich von solcher Energie gezeigt, daß es die Feuerprobe des Unglücks und der Erniedrigung bestand und nach der Art gesunder, unverdorbener Naturen nur um so frischer und gediegener aus jener Entwicklungskrankheit sich erhob,

von der es nun mit sichern Schritten jenem Höhepunkt der Jugend entgegengeht, wo das Magere und Herbe zur Fülle und Milde reift, zur Kraft die Schönheit und zur Form die Seele tritt, weil das mit der körperlichen Gestaltung fertig gewordene und in sich selbst zurückgegangene Lebensprincip den äußerlich vollendeten, aber starren Organismus nun von Innen heraus verklärt, die tiefern geistigeren Kräfte, bisher schlummernd und zurückgedrängt, erwachen und eine freigewordene Begeisterung ihre Blüthen treiben kann.

Selbst dem oberflächlichen Beobachter kann es nämlich nicht entgehen, daß das preußische Volk bis jetzt bloß ein äußeres, kein inneres politisches Leben hat, daß Dressur und Kunst der unzulänglichen Natur noch hin und wieder nachhelfen muß, und daß manchen seiner Institutionen eine gewisse Dürftigkeit und Magerkeit anklebt. Kein Staat leistet mit gleich beschränkten Mitteln so viel, als der preußische bis jetzt geleistet hat. Um aber seine Stelle unter den Mächten, welche das Schicksal der Welt bestimmen, zu behaupten, mithin seine Rolle gegen Außen fortspielen zu können, mußte bei Preußen bisher alles politische Leben sich nach Außen drängen, auf Erhöhung der Kraft des Staates gegen Außen berechnet und gerichtet seyn. Die Einheit des Willens, die Concentration der Kraft, die ungehemmte Raschheit der Vollziehung ist, so lange Preußens materielle Hülfsquellen nicht bedeutend zunehmen, sein höchstes Gesetz. Um auf

seiner künstlichen Höhe sich zu halten, ist es genöthigt, die Zügel straff anzuziehen, und alle Segel müssen aufgespannt werden, damit es nicht von seinen, an physischer Gewalt ihm weit überlegenen, Nebenbuhlern überholt und erdrückt werde. Daher in Preußen keine Preßfreiheit, bis jetzt noch keine allgemeine Volksvertretung, nichts was irgend einen innern Zwiespalt aufregen, den schlummernden Löwen einer Opposition erwecken könnte. Das Geschrei nach inneren Reformen, wie es anderwärts ertönt, wird dort nicht laut, nichts hemmt den raschen und durchgreifenden Gang der Regierung, eine Art von militärischer, aber wohlwollender Dictatur ist bemüht, jedes Element einer innern Entzweiung, Reibung oder Spaltung, zu besänftigen oder zu zerstören, indem der Kampf widerstrebender Elemente, wie des demokratischen und des aristokratischen oder des monarchischen, zwar das Lebensprincip der großen, ausgereiften, in ihrer Stellung gegen Außen ganz gesicherten Staaten bildet, hingegen einem noch im Werden begriffenen und gewissermaßen noch um seine Stelle kämpfenden Staate Gefahr drohen muß. Aber wenn auch das freie Wort nicht eben heimisch ist in Preußen, so ist doch nicht nur Volk und König (was bei der lebhaftesten Opposition noch möglich ist) Ein Herz und Eine Seele, sondern die Regierung erfreut sich auch im Allgemeinen des vollen Vertrauens der Gehorchenden, und mit Unrecht wird einem illiberalen Geiste der preußischen

Regierung oder einem servilen Sinne des preußischen Volks zugeschrieben, was Folge seiner noch nicht gehörig consolidirten Stellung gewesen ist.

So wie die Sachen jetzt stehen, muß Preußens Macht entweder zunehmen, oder durch übermäßige Anstrengung sich erschöpfen und fallen. Letzteres erlaubt das erwachte Selbstgefühl des Volkes nicht, es muß daher das Erste eintreten, und das vollständige Gelingen seiner Plane wird davon abhängen, daß es seine Aufgabe nicht in selbstsüchtigem, sondern in wahrhaft nationalem Sinne zu lösen sucht, und über dem eigenen Vortheil nicht vergißt, was Deutschland von ihm zu fordern berechtigt ist. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist Preußen auf das Protectorat über Deutschland durch dasselbe Verhängniß angewiesen, das ihm einen Friederich den Großen gab. Hat es aber jenes Ziel seiner Bemühungen und eines gerechten Ehrgeizes erreicht und dadurch einen Zuwachs an Macht erhalten, der seine politische Existenz und seinen Rang in der großen Staatenfamilie auf unerschütterlichen Grundlagen feststellt, so löst sich auch der Gegensatz Preußens gegen das übrige Deutschland, als des Bindenden gegen das Zerfallende, des Vereinenden gegen das Auseinanderstrebende; und dieser mächtigere Gegensatz, der bisher den Schwächeren in sich verschlungen trug und gebunden hielt, läßt dann dem letztern, und mit ihm der Entwicklung eines öffentlichen Lebens, der Wechselwirkung und dem Kampf

verschiedenartiger Kräfte im Innern Raum. Eben damit erledigt und erklärt sich aber auch die Haupteinwendung, welche gegen Preußens Hegemonie von Seiten des übrigen Deutschlands mit einigem Schein von Grund gemacht wird.

Achtzehnter Brief.

Friederich an Wilhelm.

So lebhaft ich in deinen patriotischen Wunsch einer baldigen Vereinigung Deutschlands einstimme, so vermag ich doch deine Hoffnungen, besonders in so fern sie sich auf den Norden Deutschlands gründen, nicht zu theilen. Es widerstrebt meiner Empfindung, daß der an Naturkraft und Lebensfülle dem Norden so weit überlegene Süden jenem sich unterwerfen und seine Gesetze von den windigen Hungerleidern empfangen soll, die unaufhörlich mit ihren Thaten im Befreiungskriege prahlen, als ob sie damals allein gefochten hätten und keine Schlacht von Jena vorausgegangen wäre. Es liegt etwas Dürftiges, Dürres in dem nordischen Wesen, das mir den Gedanken, ganz Deutschland in einen preußischen Militär- und Beamtenstaat verwandelt zu sehen, unbehaglich, ja peinlich macht, und wenn es

im Rathe der Götter beschlossen wäre, daß vorerst in Süddeutschland sich ein Reich von 6 — 8 Millionen Menschen bildete, so wäre dadurch ohne Zweifel für die Zukunft, wie für den Augenblick, besser gesorgt.

Ein Protectorat Preußens in deinem Sinn würde sich überhaupt nur auf militärischem Wege herstellen lassen, etwa dadurch, daß Preußen die Militärgewalt in allen deutschen Ländern an sich brächte und alle Festungen Deutschlands besetzt hielte. Es steht aber sehr dahin, ob eine solche rohe und bloß aufgezwungene Vereinigung, ein Zusammenhalten durch die äußerliche physische Gewalt, mit der Zeit zu einer innerlichen, lebendigen Einheit und organischen Durchdringung sich entwickeln würde. Denn die Gewalt, welche etwas Anderes als das Werkzeug des Gesammtwillens der Massen ist, vermag für sich allein nie dauernd und nachhaltig zu wirken. Die hundertjährigen Anstrengungen der genialsten und mächtigsten Kaiser gegen das Papstthum haben mit der Niederlage dieser Kaiser geendet; aber als ein unscheinbarer Mönch das Genie hatte, die Reformation national und zur Sache des Volks zu machen, war ihr Sieg selbst gegen den vereinigten Widerstand von Kaiser und Papst entschieden.

Wie vergeblich es überhaupt ist, der Entwicklung der Dinge Gewalt anthun und den natürlichen Gang der Ereignisse hemmen oder beschleunigen zu wollen, beweist bis auf die heutige Stunde die französische Re-

volution, die das klägliche Intermezzo der Bourbonischen Restauration nur ihrer eigenen voreiligen Ueberstürzung zuzuschreiben hat, es beweist dieß besonders Napoleon, der seinen Willen zum Gesetz der Welt und der Geschichte zu machen glaubte, und von dessen Riesendaseyn doch bloß diejenigen Wirkungen wahrhaft dauernd bleiben werden, die er nicht beabsichtigt oder nur gezwungen gewollt hat, nämlich die Verbreitung der liberalen Ideen und ein erhöhtes Selbstgefühl der Völker gegenüber von fremden Unterdrückern.

So wie aber jetzt die Napoleonische Militärherrschaft und die darauf gegründete Allmacht Frankreichs verschwunden ist, und bei aller Bewunderung seiner Größe, bei aller Sehnsucht nach der verlornen Herrlichkeit, doch selbst in Frankreich beinahe Niemaud sein System oder seine Dynastie zurückwünscht; so würde auch eine, durch militärisches Uebergewicht herbeigeführte, Oberherrschaft Preußens in Deutschland von sehr vorübergehender Dauer seyn. Dabei ist nicht zu übersehen, daß wenn Preußen gegen Deutschland sich Gewalt erlauben wollte, es entweder von Oestreich und Frankreich verhindert würde, oder diesen gestatten müßte, selbst auch zuzugreifen und die Beute mit ihm zu theilen. Endlich bleibt es immerhin noch sehr zweifelhaft, ob Preußen je großsinnig genug seyn würde, seinem Preußenthum, worauf es so stolz ist, zu entsagen, und die Sache der deutschen Nation zur seinigen zu machen.

Aber auch zugegeben, daß die Völker Deutschlands sich deine Vorschläge noch gefallen lassen dürften, werden und können denn deutsche Fürsten jemals darein willigen von ihrer jetzigen Höhe der Machtvollkommenheit herabzusteigen, um in gewisser Art Vasallen zu werden und einen Eid des Gehorsams zu leisten?

Du theilst gewiß meine Ueberzeugung, daß der Versuch, die sämmtlichen Monarchien Deutschlands mit Gewalt in Eine Republik umzuwandeln, nichts als gränzenlose Verwirrung und namenloses Unglück über Deutschland bringen könnte. Dennoch behaupte ich, es ist möglicher und wahrscheinlicher, daß dieser wahnsinnige Versuch gelinge, als daß die Einheit Deutschlands durch eine freiwillige Unterwerfung deutscher Fürsten unter Einen Ihresgleichen zu Stande komme. Den Franzosen unterwirft man sich in Deutschland gern, denn man anerkennt, und man ist sogar (aus welchem Grunde, weiß der Himmel) stolz darauf, daß diese größer sind als wir. Aber einem Stamms- und Volksgenossen eine solche Ehre zu gönnen, wäre für die Fürsten, wie für die Unterthanen eine Demüthigung, die selbst deutsche Demuth übertrieben findet. Alle Fürsten Deutschlands werden es als eine Pflicht der Ehre betrachten, die Rechte ihres Hauses ungeschmälert auf ihre Nachkommen zu vererben, und gerade die würdigsten und besten unter ihnen lieber kämpfend untergehen, als sich vor Einem aus ihrer eigenen Mitte beugen, von dem sie nicht ein=

mal überzeugt seyn dürften, daß unter seinem Scepter ihre angestammten Unterthanen besser als bisher berathen wären. Nach den herrschenden Vorurtheilen dürfen sie auch ohne Gegenwehr ein solches Opfer gar nicht bringen, ihre Völker selbst werden den Kampf in fanatischer Begeisterung mit ihnen theilen; und wenn sie unterliegen, so lehrt die Geschichte hinreichend, welchen Bestand die Schöpfungen der bloßen Gewalt zu haben pflegen.

Dieß führt mich wieder auf meine noch immer unerschütterte Ueberzeugung zurück, daß die Stunde freier Einigung für Deutschland erst dann schlagen werde, wenn die Gesammtbildung der Nation einst so weit vorgeschritten ist, daß es gar keiner erblichen Regenten mehr bedarf und diese freiwillig vom Schauplatz abtreten, weil sie sich selbst als überflüssig und bedeutungslos erkennen. Ob aber der Eintritt dieses Zeitpunkts nach Jahrzehnten oder nach Jahrhunderten, nach Menschenaltern oder nach Weltaltern, zu berechnen sey, wird sich nach den Fortschritten der allgemeinen Intelligenz und der geistigen Einigung durch die langsam wirkende Kraft der Ueberzeugung, durch Literatur, Gesetzgebung, kirchliche Verfassung und dergleichen richten. Einstweilen können und sollen zwar einzelne annähernde Schritte geschehen, aber es kann keine vollständige, freie Einigung zu Stande kommen. Diese steht bei uns nur durch die Macht der Idee zu

verwirklichen. Der consequenten und beharrlichen Durchführung einer Idee ist aber gerade unsre Nation mehr als irgend eine fähig; und ich glaube deßwegen, daß auch die bessere politische Freiheit Europa's von uns ausgehen wird, wie seine geistige Befreiung von uns ausgegangen ist.

Anstatt jedoch nach dem für jetzt Unmöglichen zu seufzen und, weil die äußerliche Wiederherstellung unserer Nationalität uns vor der Hand versagt scheint, zu verzweifeln, warum wollen wir nicht lieber das Werk der Wiedergeburt mit der belobten deutschen Gründlichkeit da anfangen, wo wir Meister unseres Willens sind, und wo wir sichern, wenn gleich nicht augenblicklichen, Erfolg erwarten können?

Lache nicht, wenn ich dir sage, daß ich die Erziehung der Jugend meine. Die weisesten Völker haben das Erziehungsgeschäft der sorgfältigsten Beachtung und der höchsten Rücksicht werth gehalten, und erst seit die Erziehung keinen Bezug auf den Staat und das öffentliche Leben mehr hat, seit dem Erzieher zur Pflicht gemacht wird, bloß in einer längst untergegangenen Welt heimisch zu seyn und vom Vaterland keine Kenntniß zu nehmen, hat sie sich mit dem Staub der Schule bedeckt und den Anstrich des Lächerlichen und des Pedantischen angenommen. Die Deutschen sind von Haus aus eine erziehende Nation, wenn gleich auch dieser Ruhm jetzt von ihnen gewichen und auf die Franzosen überge-

gangen

gangen zu seyn scheint, welche den Einfluß, den französische Erziehung und Bildung der höchsten Stände aller gebildeten oder nach Bildung strebenden Völker ihnen überall verschafft, zu benutzen und zu schätzen wissen. Alle Eigenschaften, welche das Erziehungsgeschäft erfordert, Geduld, Beharrlichkeit und Liebe, Ernst und Treue, sind dem deutschen Charakter in vorzüglichem Grade eigen. Die Pädagogik ist ein Lieblingsfach der Deutschen, die berühmtesten Erziehungsmethoden und Erziehungsschriften kommen von Deutschen her, und unsre größten Schriftsteller (Herder, Fichte, Jean Paul) haben diesem wichtigen Geschäft ihr Nachdenken zugewendet, selbst Goethe hat es nicht verschmäht, seinen neuesten Roman hauptsächlich diesem Gegenstand (jedoch gleichfalls mit Uebergehung des Staates und des Vaterlands) zu widmen.

Auch ist das an sich trockene, prosaische Geschäft des Lehrens und des Lernens in Deutschland bei den höheren wie bei den niedern Ständen mit einer Art von Poesie umgeben; zwar nicht beim Bauernstande, der den andern Ständen bloß zur Unterlage dient und für welchen auch keine besondere Erziehung stattfindet; aber schon beim Bürgerstand beginnt das Erziehungswesen eine poetische Färbung anzunehmen durch die, hauptsächlich mit der Erlernung der Gewerke zusammenhängenden, Zunftgebräuche, durch das poetische Wandern der Handwerksbursche, durch die Gliederung von Meister, Lehr-

ling und Gesellen. Noch weit entschiedener jedoch tritt dieß bei der Erziehung der höhern Stände in den Universitäten hervor, und man ist darüber einig, daß an poetischem Zauber kein Beruf dem Burschenleben zu vergleichen sey, dessen Erinnerungen auch im spätern Alter noch die kälteste Brust erwärmen können. Die poetische Gestalt, welche die Erziehung für die Gewerbe sowohl, als für den Staatsdienst und die Wissenschaften angenommen, hat denn auch in Deutschland in der Classe der Lernenden zwei Stände oder Menschengattungen erzeugt, welche Deutschland eigenthümlich sind, und es wird kaum Jemand läugnen, daß, was von Poesie sich noch im deutschen Leben findet, in der niedern Sphäre bei dem wandernden Handwerksgesellen, in der höhern Sphäre auf den Universitäten heimisch ist.

So musterhaft übrigens und von so eigenthümlicher Trefflichkeit als wissenschaftliche Anstalten und geistige Lichtpunkte, so erfreulich als eine Erscheinung des lebendigen Lebens überhaupt die Universitäten Deutschlands seyn mögen, so verkehrt scheint mir die Art von Erziehung, welcher man bei uns den künftigen Staatsdiener und Gelehrten, überhaupt den gebildeten Stand unterwirft, ehe man ihn der Universität anvertraut, und eine Menge Fehler und Gebrechen, welche du der Philosophie aufbürdest, scheinen mir hierin ihren Grund zu haben.

Für's Erste zeigt man sich um die Entwicklung und

Ausbildung des Körpers, welche Griechen und Römern eine Sache von so großer Bedeutung war, ganz unbekümmert, als ob Kraft, Gesundheit, Schönheit nur Nebendinge wären und der Leib nicht hundertfach auf die Seele zurückwirkte; als ob für einen kraftvollen, muthigen Geist die rechte Wohnung ein siecher und verkrüppelter Körper wäre; als ob äußerer Anstand, Gewandtheit und freie Bewegung zur vollendeten Erscheinung des Menschen und zur lebendigen Wirksamkeit seiner Persönlichkeit nicht wesentlich gehörten. Es gibt freilich Geister von solcher Energie, daß die Kränklichkeit des Körpers keine Gewalt über sie hat, oder daß sie wenigstens bei dringendern Anlässen sich darüber zu erheben im Stande sind; aber in der Regel erzeugt erst das Gefühl der Kraft den Muth, und der kränkelnde, von seinem Körper abhängige Mensch ist in der Regel doch nur ein halber Mensch. Lebensfülle, Edelsinn, Großmuth, Heldenmuth wohnen, nach Oken, in der Brust, und alle diese Eigenschaften dürften in der schwindsüchtigen Brust nur ausnahmsweise zu finden seyn.

Das Verdienst, welches sich die Deutschthümler durch die Wiedereinführung der Gymnastik um die Erziehung erworben haben, wird jetzt auch in England und Frankreich anerkannt; dort sind jetzt die deutschen Turner gern gesehen, während in Deutschland das Turnen wieder in Vergessenheit kommt, theils weil man es für staatsgefährlich hält, theils weil so leicht ein Unglück

dabei geschehen kann. Der letzte Grund besonders ist für unsre jetzige Denk= und Sinnesart bezeichnend: daß ganze Generationen langsam vergiftet werden und nur zu einem halben Daseyn gelangen, dabei hat man kein Arges und beruhigt sich leicht darüber; aber wenn, um dieß zu verhüten, von Tausenden Einer Arm und Bein, oder von Hunderttausenden Einer den Hals bricht, das ist doch gar zu entsetzlich. Propter vitam vivendi perdere causas — ist unser Wahlspruch geworden, und in frühester Jugend schon wird durch eine verkehrte Lebensweise der Keim zu den langwierigen Uebeln und Krankheiten gepflanzt, von denen in einem gewissen Alter nicht leicht Einer aus der gebildeten Classe ganz frei bleibt.

Wenn aber auf der einen Seite nichts geschieht, die körperliche Entwicklung zu befördern und die Gesundheit zu befestigen, so ist man dagegen auf der andern Seite um so eifriger bemüht, den jugendlichen Geist bei Zeiten für das Leben abzustumpfen, indem man ihm die angemessene Nahrung versagt und ihn mit mechanischer Erlernung todter Sprachen unter Anwendung des Stocks und anderer sclavischer Zuchtmittel abmattet. Die Begierde der Kinder, sich über die mannichfaltigen Gegenstände und Erscheinungen der sie umgebenden Natur zu unterrichten, ihr beständiges Fragen nach dem Namen, den Ursachen und den Eigenschaften von Allem, was einen lebendigen Eindruck auf ihre Sinne macht, ist bekannt;

eben so bekannt ist aber auch, daß sie auf solche Fragen in der Regel keine Antwort erhalten, weil diejenigen, an welche sie gerichtet sind, über die wissenswerthesten Gegenstände selbst nichts wissen; nicht etwa, weil dieses Wissen von einer eifersüchtigen Gelehrtenkaste geheim gehalten wird, sondern weil man es bei der höchsten Zugänglichkeit aller Schätze der Wissenschaft, bei den täglich sich vermehrenden und häufenden Entdeckungen im unermeßlichen Gebiete der Natur, für anständiger und weiser hält, sich ausschließlich mit einer abgestorbenen Vergangenheit zu beschäftigen, zu deren Wiederbelebung und Fruchtbarmachung ein ganz anderes Maß von Kräften als das des gewöhnlichen Menschen erfordert wird.

Oder läßt sich von der Mehrzahl unserer erziehenden Philologen und Humanisten behaupten, daß in ihnen das Alterthum lebe? Und was bei den Lehrern nicht der Fall ist, wird das bei den Schülern seyn? Man behauptet wohl, es gebe nichts Lebendigeres als die Schriften der Alten; aber um in dieses Leben einzudringen, in einer fremden Welt heimisch zu werden, und in sich die Vergangenheit wieder zu erwecken, dazu gehört eine Fülle von schöpferischer Kraft und eine Reife des Geistes und der Einsichten, wie sie bei der Jugend nimmermehr zu finden ist. Ueber dem Exponiren der alten Schriftsteller, wie man es in den Schulen treibt, geht nur der Sinn für das wirkliche Leben verloren,

ohne daß man das der Vergangenheit sich aneignet. Die Alten haben aus ihrer Zeit geschöpft und darum waren sie so lebendig: denn

das Antike war neu, als jene
Glücklichen lebten.

Bei uns hingegen werden zwölf Jahre des jugendlichen Lebens dem Studium einer todten Sprache geopfert, die man zuletzt doch weder sprechen, noch schreiben lernt und dann schnell genug wieder vergißt, indem die Gelegenheiten, mit diesem unfruchtbaren Schatz zu prunken, immer seltener werden. Daß aus der Schule der Alten, wie man zu sprechen pflegt, treffliche Männer hervorgegangen sind, beweist nichts für die ausschließliche Vortrefflichkeit des Lateinischlernens, des ewigen Uebersetzens, des Versemachens und der Phrasendrechslerei. Nicht aus der Schule der Alten, sondern aus der Hand der Natur sind jene Männer hervorgegangen, und die Erlernung des Arabischen oder Persischen würde ihnen ungefähr die gleichen Dienste geleistet haben. Der schlechteste Stoff muß für einen fähigen Geist, der sich daran übt, ein Mittel der Bildung werden. Aber welchen Gewinn bietet die nothdürftige, so theuer erkaufte Kenntniß des Lateinischen der Masse der Jetzlebenden dar? Ist es etwa der antike Geist, den sie eingesogen, der classische Schönheitssinn, den sie sich zu eigen gemacht haben? Es wäre in der That schlimm für uns, wenn die Denk- und Sinnesart der Alten aus ihren

Schriften auf uns überginge: das gäbe nur im Leben unbrauchbare, mit der jetzigen Welt unzufriedene Menschen. Auf jeder Seite des Livius steht zu lesen, daß Fürstenhaß das Lebensprincip des römischen Freistaats, und daß ein König das Gehässigste war, was ein Römer sich denken konnte. Nachgerade erfährt man, daß die Griechen ungefähr eben so dachten; aber kann und muß deßwegen der Republicanismus unter unserer classisch gebildeten Beamtenwelt vorherrschen?

Gesetzt jedoch, wir könnten uns durch das Studium der Classiker alle die eigenthümlichen Vorzüge und Trefflichkeiten des Alterthums aneignen, was wäre denn damit gewonnen? In Beziehung auf den Gehalt, den materiellen Reichthum an Gedanken und an Kenntnissen, sind wir doch den Alten entschieden überlegen; aber auch die antike Geistesform, so einzig und vortrefflich sie ist, entspricht nicht den Bedürfnissen unserer Zeit und wird eben deßwegen bei uns zur todten Form. Alle Erzeugnisse der Rede, Schrift und Kunst, die sich streng an die antike Form und Weise halten, sind nur todtgeborne Kinder, denn wir schreiben und dichten ja nicht für Griechen oder Römer, sondern für unsre Zeitgenossen.

Bei alle dem ist meine Meinung nicht, das Studinm der Alten aus unsern gelehrten Schulen zu verbannen. Dieß wäre schon darum ganz unthunlich, weil beinahe alle Wissenschaften in ihrer jetzigen Gestalt und Form die Kenntniß des Lateinischen und Griechischen voraussetzen

und weil insbesondre das Lateinische den Schlüssel zu den für uns unentbehrlichen romanischen Sprachen enthält. Sodann ist, wie alle Geschichte, so vorzüglich die Alterthumskunde, die man nothwendig aus den Quellen schöpfen muß, ein höchst wichtiges Bildungsmittel des menschlichen Geistes, und die Kenntniß des in so vielen Beziehungen einen Gegensatz mit der neuern Zeit bildenden Alterthums bewahrt am sichersten vor Einseitigkeit und übertriebener Selbstschätzung. Endlich bildet der Sprachunterricht nothwendig die Grundlage alles übrigen Wissens, denn ohne der Sprache mächtig zu seyn, ist man auch des Gedankens nicht mächtig; das Wesen der Sprache lernt man aber viel besser kennen und durchdringen, wenn man sich mit mehreren, und zwar einander nicht ganz analogen und nahe verwandten Sprachen (wie das Lateinische, das Griechische und das Deutsche), vertraut macht.

Aber alle diese höchst wichtigen Zwecke lassen sich erreichen, ohne daß der jugendliche Geist und seine natürliche Lernbegierde abgestumpft wird, indem man ihn mit Dingen quält, die schlechthin keine Interesse für ihn haben und die selbst demjenigen, der den Zweck begreift und will, noch schwer genug fallen. Die nothwendige Uebung des Gedächtnisses würde gewiß auf eine zweckmäßigere Weise an den realen Naturgegenständen, durch Einprägung ihrer Namen, Arten, Gattungen und Eigenschaften, als durch das Auswendiglernen von Wör-

tern und von Redensarten erreicht, und es wäre für den Anfang gewiß ersprießlicher, damit fortgesetzte Uebungen im Denken und im Darstellen des Gedachten zu verbinden, das Lateinische aber erst dann anzufangen, wenn einiger Sinn für den Werth der classischen Studien einmal vorausgesetzt werden darf. Auch dürfte man sich füglich auf das Verstehenlernen der Classiker beschränken, ohne selbst „ciceronianisch" schreiben zu wollen, gesetzt sogar, daß alsdann Pedanten, welche überall das Mittel zum Zweck machen, über den Verfall einer Zeit klagen werden, wo man das Lateinische nicht mehr so gut schreibt, als sie es in ihrer Jugend geschrieben zu haben glauben.

Meine Meinung ist auch nicht, daß man den Kindern Alles spielend beibringen müsse: der jugendliche Geist soll früh genug an Anstrengung gewöhnt werden, aber er soll sich mit Lust und Eifer, mit Neigung und Ueberzeugung anstrengen, nicht mit unnützen und mechanischen Arbeiten gemartert werden, während es des Nothwendigen und Nützlichen so viel zu lernen gibt. Denn während man Knaben und Jünglinge mit lateinischen Phrasen quält, wird die Erlernung der Muttersprache, die Bildung des Geschmacks und der Phantasie, die Gabe der freien Rede, meist dem Zufall überlassen, weil die Lehrer, wenn nicht zu beschränkt, doch zum größten Theile zu bequem und zu gedankenlos sind, um auf etwas zu dringen, was Nachdenken und lebendiges Auf-

regen von ihrer Seite erfordern würde und nicht, wie der mechanische Betrieb des Lateinischen, mit dem Stock sich erzwingen läßt. Daß richtig denken, fertig sprechen und geläufig schreiben das erste Bedürfniß des unter Menschen lebenden Menschen ist, scheint etwas ganz Unbekanntes zu seyn, und doch muß sich diese Wahrheit auf den ersten Blick aufdringen. Uebung im richtigen und fertigen Gebrauch der Muttersprache zu Rede und Schrift sollte daher das Erste und das Letzte seyn; besonders stellt sich die Uebung im Sprechen, welche bei Griechen und Römern trotz dem angebornen Sprechtalent der südlichen Völker immer einen Haupttheil der Erziehung bildete, als das einzige Mittel dar, der unnatürlichen Verdrängung der lebendigen Rede durch den todten Buchstaben, wodurch unser Zeitalter sich den Namen des papiernen erworben hat, entgegen zu arbeiten, und da diese Uebung Richtigkeit und Ordnung im Denken voraussetzt, so wären Logik und Psychologie natürliche Hülfswissenschaften, wogegen von praktischer und theoretischer Philosophie auf den allgemeinen Bildungsschulen nicht mehr gelehrt werden sollte, als mit dem Religionsunterricht und der Erklärung der heiligen Schriften sich verbinden läßt. Mit dem Lesen griechischer und römischer Schriftsteller, deren Studium zugleich Studium der Muttersprache seyn könnte, sollte aber immer auch das Studium der deutschen Literatur, und zwar der ältern, wie der neuern, Hand in Hand gehen, indem es doch

in Wahrheit eine Schande ist, daß der Deutsche die reichen Schätze seiner Literatur, des Einzigen, was seine Ehre vor dem Ausland rettet, so gut wie gar nicht kennen lernt, und so eines der wirksamsten Mittel zu Belebung und Stärkung vaterländischer Gesinnung ganz verloren geht.

Daneben wäre zu Weckung des wissenschaftlichen Sinnes, besonders was die Form betrifft, Mathematik, und zu Weckung des praktischen Sinnes Geschichte zu empfehlen, denn die Geschichte ist die lebendige Philosophie, das Weltgericht, und gewiß ist nichts geeigneter als das mit Sinn getriebene Studium dieser Wissenschaft, ein richtiges Verständniß der Welt und des Lebens einzuleiten, müßigen Träumereien und überspannten Idealen, übertriebenen Ansprüchen und kraftloser Sentimentalität entgegenzuwirken. Aber die sogenannte Lehrerin der Menschheit spielt in unsern Schulen eine höchst unwürdige Rolle, indem sie bloß zur Unterhaltung und Erholung nebenher nothdürftig abgehandelt wird und alle Anwendung aufs Leben unterbleibt. Was überhaupt fast ganz vergessen wird und wohl absichtlich ausgeschlossen bleibt, das ist das Vaterland, der Staat und seine Verfassung, Natur- und Völkerrecht, wovon die ersten Anfangsgründe und allgemeinsten Begriffe selbst in den Landschulen um so mehr gelehrt werden sollten, als das Verhältniß zum Staat und zur Obrigkeit das erste ist, was sich dem nur einigermaßen nachdenkenden

und mit Bewußtseyn lebenden Menschen überall aufdringt. Allein davon wissen in der Regel unsre Schulmänner selbst gar wenig.

Als Stapf in Schönbrunn den bekannten Mordversuch auf Napoleon gewagt hatte, glaubte dieser, eine solche Gesinnung sey unter der deutschen Jugend allgemein und werde in jeder Schule gelehrt, ohne Zweifel, weil er fühlte und von Spanien her auch wußte, daß einer Nation nichts natürlicher ist, als Haß gegen den Feind und Zerstörer ihrer Nationalität. Wie beruhigt hätte er aber in dieser Beziehung seyn können, wenn er unser humanistischphilologisches Erziehungssystem gekannt hätte. Gerade die Zurückziehung und Absonderung vom Leben und jedem praktischen Interesse ist ihr oberstes Gesetz, daher ich auch bei meiner Behauptung bleibe, daß die Marklosigkeit, Hohlheit und Schlaffheit unserer Zeitgenossen weit weniger von der Philosophie herkommt, die als etwas Werdendes und Wachsendes, mithin Lebendiges, am Ende nothwendig selbst ins Leben eingehen muß, als von dem Studium der alten Sprachen, welches den Geist an das unwiederbringlich Todte fesselt. Dadurch ist die Seele des Jünglings schon lange leblos, matt und träumerisch geworden, bevor er etwas von speculativer Philosophie erfährt. Erst auf der Hochschule erscheint ihm diese, und zwar nicht selten als ein Engel des Lebens, um ihn in die wirkliche Welt der Gegenwart einzuführen, von welcher er in sei-

nen Autoren noch nichts kennen gelernt hat. Ich werde es nie vergessen, wie schmerzlich ich beim ersten Durchblättern von Okens Schrift über das Universum es empfunden habe, statt der zu ihrem Verständniß nothwendigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse und statt einer Ausrüstung zum Leben nur einen todten Schulsack mitgebracht zu haben, wie mir Schelling in seiner Schrift über die Freiheit als ein rettender Gott entgegenkam. Was an uns noch zu retten ist, das wird auf der Universität gerettet, wo neben einer Schule aller Wissenschaften zugleich eine Schule für die Bildung des Charakters und der Selbstständigkeit allen denjenigen aufgethan ist, welche sie nicht unreif und verderbt beziehen. Hier lernt man das geistige Leben des Vaterlands kennen, und die Universitäten sind die einzige, den Deutschen noch gebliebene, nationale Einrichtung. Hätte Deutschland mehrere Einrichtungen, wo Kosmopolitismus und Nationalität eben so glücklich wie in der eigenthümlichen Gestaltung seiner Hochschulen vereinigt wären, so würde die Klage über Mangel an deutscher Nationalität bald ein Ende haben.

Aber auch dieses letzte Eigenthum droht man uns zu entreißen und will unsre Universitäten, mit Verkennung ihres universellen und doch nationalen Charakters, zu Recrutirungsanstalten für den Provinzialstaatsdienst und zu Specialschulen für die Brodwissen-

schaften herabsetzen. Auch hier gilt es Rettung und Vertheidigung unseres Eigenthums, der Kampf hiefür ist nicht minder rühmlich, als der für die physischen Gränzen des Vaterlands, aber er wird mit geistigen Waffen geführt, und in diesem Kampfe können wir nur durch eigene Schuld unterliegen.

Neunzehnter Brief.

Wilhelm an Friederich.

Ich habe an deinen Vorschlägen das hauptsächlich, daß sie allzu deutsch sind, auszusetzen. In unsrer Demuth ist uns nichts zu groß, wenn wir nur die Ausführung auf die lange Bank hinausschieben und in eine unbestimmte Ferne rücken können. Je weniger wir selbst thun, um so weniger greifen wir ja unsern Nachkommen vor, je kleiner wir selbst sind, um so mehr können sie sich einst noch ausbreiten.

Aber nicht bloß unsre Kinder und Kindeskinder sollen einst leben, wir selbst werden doch auch leben und nicht bloß das Opfer für die ungewisse Zukunft seyn wollen; auch muß ich bezweifeln, ob wir das heranwachsende Geschlecht zu dem erziehen können, was wir selbst nicht sind: der Sclave ist ein schlechter Lehrmeister für den Freigebornen, und um gehen zu lernen, muß man sich

nicht beim Lahmen in die Schule begeben. Wenn wir überall nur abwarten wollen, was die Ereignisse mit sich bringen, so bringen sie uns kein Heil. Wir müssen selbst etwas wollen, sogleich wollen und entschieden wollen. Für die Zukunft sind die Deutschen freilich zu Allem bereit; fordert man sie aber auf, zur Erreichung eines wünschenswerthen Zweckes Hand ans Werk zu legen, und einen Entschluß für die Gegenwart zu fassen, so ist der Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, der Ausflüchte und Einwendungen, der Rücksichten und Nebenrücksichten kein Ende.

So ist es denn auch, wenn man als nahe gerückt und möglich ihnen zeigen will, was Viele, als sie es sich noch in ferner Zukunft dachten, mit aller Sehnsucht der Seele herbeigewünscht, mit allen Gedanken gesucht, mit allen Gebeten herabgefleht zu haben versichern. Ich habe, was das künftige Supremat von Preußen betrifft, bisher freilich die auf kleinlicher Eigensucht, spießbürgerlichem Vorurtheil und antinationaler Stammeseitelkeit beruhenden Hindernisse nicht erwähnt, wodurch die Deutschen abgehalten werden, in Preußen das, wozu es durch seine Anstrengungen im Befreiungskriege geworden ist, nämlich den Repräsentanten und den Wortführer der deutschen Nation, zu erblicken und anzuerkennen.

Daß aber diese Hindernisse gerade die unüberwindlichsten sind, läßt sich leider nicht in Abrede stellen. Denn so groß ist unser Unglück, daß wir selbst den Glau-

ben

ben an Hülfe eine Thorheit nennen; so kläglich unsere Zersplitterung, daß wir selbst das Bedürfniß der Einigung nicht mehr empfinden; so absolut unsre Nichtigkeit, daß wir uns unsrer Schwäche freuen können, so tief unsre Entwürdigung, daß wir mit unsrer Schande prahlen; so heillos unsre Verblendung, daß wir die rettende Hand, die man uns bietet, mit Haß und Widerwillen von uns stoßen. Ja selbst die Wenigen, welche an der Idee der Einheit festhalten und deren Verwirklichung noch zu hoffen wagen, erwarten diese nicht durch eine naturgemäße Entwicklung der Dinge, sondern glauben, das neue, freie und einige Deutschland müsse wie ein Wunder der Offenbarung vom Himmel fallen, oder wie Minerva in voller Rüstung aus ihrem eigenen träumerischen Kopfe springen.

Will daher Preußen für Deutschlands Sache thätig seyn und in Lösung einer glorreichen Aufgabe keinen Dritten sich zuvorkommen lassen, so sind zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden. Doch ist das große Ziel, an der Wiedergeburt einer der edelsten und ältesten Nationen zu arbeiten und sie in ihre angestammten Rechte wieder einzusetzen, wohl auch eines Opfers werth, und einer Regierung, welche im Innern mit so vieler Weisheit und meist glücklicher Mäßigung die Mittelstraße zwischen dem, was die oft voreiligen Stimmen der Zeit fordern, und dem, was sie nach ihrer besondern Stellung nicht gewähren kann, zu streffen, den Bürgerstand em-

vorzubringen, den Landmann zu erleichtern, die collidirenden Ansprüche und Forderungen so höchst verschiedenartiger Provinzen zu berücksichtigen und zu schonen wußte, einer solchen Regierung dürfte es auch gelingen, mit gleicher Mäßigung, Behutsamkeit und Selbstverläugnung, die vielfachen widerstrebenden Interessen, welchen sie auf ihrer Bahn begegnen muß, auszugleichen und zu versöhnen, die Vorurtheile zu zerstreuen, Abneigung und Widerwillen zu besiegen, und zu rechter Zeit den Uebergang von unbeschränkter Selbstherrschaft zu einem zeitgemäßen constitutionellen System zu finden.

Fragst du mich aber, auf welchem Wege denn es möglich sey, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, ohne geheiligte Rechte zu verletzen und dem Widerstreben feindseliger Interessen zu unterliegen, so ist meine Antwort: es wäre eben so fruchtlos als thöricht und vermessen, dem Schicksal, auf dessen Wink und Stimme wir nur achtsam lauschen und ihm folgen, aber nicht es meistern sollen, den Gang, welchen es mit uns zu nehmen habe, im Einzelnen vorzeichnen zu wollen. Jenes Ziel zu erreichen, ist aber dadurch möglich, daß das Bedürfniß festerer Einigung klar erkannt, das Bewußtseyn des Nationalzusammenhangs immer lebendiger, die vaterländische Gesinnung immer kräftiger wird, daß besonders der denkende, gebildete, durch den Kampf mit dem physischen Bedürfniß nicht ausschließlich in Anspruch genommene Theil der Nation seiner Einheit stets eingedenk

bleibt und einem großen Zwecke die Rücksichten einer kleinlichen Eigensucht zum Opfer bringt. Vor Allen aber müssen unsre Schriftsteller, denen wir die Rettung unserer geistigen Einheit verdanken, nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern das Werk vollenden, indem sie der Nation zum Glauben an ihre Kraft, zur Einsicht in ihre Pflicht, zur Erkenntniß ihrer Rechte verhelfen.

So lange freilich, wie bisher, in Deutschland beinahe jeder Stamm den andern befeindet und beneidet, oder in vermeintlicher Ueberlegenheit verspottet und verlacht, und lieber verrätherisch einem Fremdling sich in die Arme wirft, als Seinesgleichen eine Ehre gönnt; so lange die Deutschen sich in ihrer Schmach und Zersplitterung gefallen und meinen, es müsse nun einmal so seyn und sey von Rechts wegen so — so lange ist auch an eine bessere Zukunft nicht zu denken. Wenn aber nur einmal die rechte Gesinnung gehörig durchgedrungen und verbreitet ist; wenn seinerseits auch Preußen seinen ehrenden Beruf in großartigem Sinne würdig auffaßt und die beschränktere preußische Nationaleitelkeit allmählich zu einem deutschen Nationalgefühl erweitert; wenn es bedenkt, daß sein Uebergewicht an materiellen Kräften weniger sein Verdienst, als eine Gunst des Himmels, ein Fingerzeig für seine künftige Bestimmung ist: alsdann wird, gleichzeitig mit dem oft wegwerfenden Stolz und jener thörichten Aufgeblasenheit der Preußen gegenüber von ihren

deutschen Volksgenossen, auch das Geschrei der Deutschen über „preußische Hungerleiderei und Windbeutelei" verstummen und das übrige Deutschland mehr und mehr geneigt seyn, in Preußen den Repräsentanten der Nation anzuerkennen, und sich in That und Leben immer inniger mit ihm befreunden.

Einige annähernde Schritte sind ja auch in neuester Zeit, und zwar durch deutsche Fürsten, bereits geschehen. Aber noch fehlt die rechte Einsicht im Volke. Ist diese einmal herrschend geworden, so ist das Schicksal zu gerecht, um das, was eine große Nation will, zu verweigern, oder vielmehr der Nationalwille wird selbst zum Schicksal, und der aller Berechnung spottende Reichthum an immer neuen Wegen und Hülfsmitteln, den das Leben und die Wirklichkeit entfalten, ist so unerschöpflich, daß wenn auch das Wie sich nicht voraussagen und bis ins Einzelne bestimmen läßt, wir doch der Erreichung des Zieles uns versichert halten dürfen.

Uebrigens kann es wohl kaum dein Ernst seyn, wenn du meinst, ein Protectorat Preußens könnte nur auf militärischer Grundlage beruhen, und diese Meinung auch mir aufbürdest. Nichts ist in der That leichter, als ein Project zu machen, wie ohne alle gewaltsame Umwälzung auf ganz naturgemäßem Wege eine freie und organische Vereinigung Deutschlands durch die Vermittlung Preußens schnell genug zu Stande kommen könnte. Es dürften ja nur z. B. die Landstände, welche

(mit Ausnahme Oestreichs) in allen deutschen Ländern eingeführt sind oder nach der Bundesacte eingeführt werden müssen, nach Verhältniß der Menschenzahl, die sie repräsentiren, aus der Mitte ihres Landes eine bestimmte Anzahl von Abgeordneten zu einem deutschen Bundestage wählen, der sich am Sitze der preußischen Regierung versammelte und die Bestimmung hätte, alle gemeinsamen Interessen Deutschlands zu vertreten und durch Gesetze, deren Initiative ihm zustände, festzustellen. Es bedürfte dann nur noch der weitern Bestimmung, daß dieser Bundesversammlung gegenüber die preußische Regierung die übrigen deutschen Fürsten in gleicher Art, wie die Bundesversammlung das deutsche Volk, repräsentirte und die Vollstreckung der für ganz Deutschland verbindlichen Bundesbeschlüsse garantirte und übernähme. So wäre ja auf einmal nicht nur Deutschland im Geiste des constitutionellen Systems, welches eine unabweisbare Forderung der Zeit und für die deutsche Nation, als solche, ein weit dringenderes Bedürfniß, als für die einzelnen Provinzen geworden ist, vereinigt, sondern auch die Individualität der verschiedenen Volksstämme für die Zukunft gerettet.

Allein ich wiederhole es: dieß ist im Augenblick noch keineswegs die Hauptfrage. Das Eine, was Noth thut, ist die noch fehlende, rechte Volksgesinnung, und ich behaupte, daß weniger die Fürsten als die Völker Deutschlands das große Hinderniß seiner Vereinigung

bleiben werden. Denn ich wage es, auf deine Frage, ob die Fürsten Deutschlands auf ihre Souveränetät, dieses unheilvolle Geschenk des gefährlichsten Feindes der Deutschen, jemals freiwillig und ohne einen Kampf auf Leben und Tod Verzicht leisten werden, mit Ja! zu antworten. Sie selbst müssen eine feste, bindende Vereinigung, sobald sie überzeugt seyn dürfen, daß ihr Opfer kein fruchtloses, sondern in Wahrheit der guten Sache gebracht sey, wünschen, wenn sie anders deutsche Fürsten, und nicht lieber die Speichellecker und Schleppträger von Frankreich sind. Denn nur dadurch sehen sie ihre, sonst früherem oder späterem Untergang geweihten, Kronen unter eine sichernde Garantie gestellt, und die Sache Deutschlands gegen den Verrath derjenigen, die es nicht redlich meinen sollten, gesichert. Alsdann hinge es zwar nicht mehr von der Gnade der einzelnen Souveräne ab, ob sie die Waffen für oder gegen Deutschland ergreifen wollen; der Patriotismus hörte auf, eine Waare zu seyn, die man sich bezahlen läßt; die Treue würde zur Pflicht und der Bürgerkrieg zum Verbrechen. Es erhält dann aber auch jeder Einzelne, der der großen Familie angehört, für seine Existenz und seine Rechte die Gewißheit eines mächtigen Schutzes.

Gäbe es jedoch immer noch deutsche Fürsten, die sich dieses Namens schämen, weil sie entweder lieber kleine Despoten auf eigene Hand, oder durch gewissenlose Schmeichler getäuscht und verblendet sind, so wer-

den die einen früher oder später die Stimme der Wahrheit vernehmen, die andern aber vor der Nothwendigkeit, welche zwischen Fürsten und Unterthanen keinen Unterschied macht, sich beugen müssen.

Fordern doch die Fürsten Deutschlands von ihren Unterthanen Treue und Gehorsam, weil sonst der Staat nicht bestehen könne. Darf denn nun nicht auch von ihnen selbst ein Eid der Treue gefordert werden, weil sonst Deutschland nicht bestehen kann? Und ist an der Selbstständigkeit Deutschlands nicht noch mehr gelegen, als an der Selbstständigkeit einzelner Provinzen? Es ist nicht mehr die Zeit, wo Deutschlands Fürsten, die bisher auf Kosten der Nation sich bereichert und vergrößert haben, von der zu einem Schattenbild herabgesunkenen Nation noch mehr verlangen und nach dem Preise, den man ihnen für deren Wiederherstellung biete, fragen können. Deutschland hat der Vielheit seiner Souveräne wenig oder nichts zu verdanken; man belügt sie, wenn man ihnen sagt, daß sie in ihrer, doch nur scheinbaren, Selbstständigkeit ein Glück und Segen, der Stolz und Ruhm ihrer Völker seyen. Das Wohl und die Ehre Deutschlands erfordern keine Selbstherrscher, die, sobald ein Krieg Europa bedroht, Söldnerhauptleuten gleich, ihre Unterthauen an den Meistbietenden zu vermiethen gezwungen sind, und denen keine andre Wahl gelassen ist, als dem nächsten Fremdling sich in die Arme zu werfen und Verräther an der Sache Deutsch-

lands zu werden, wenn sie ihre mit dem Fluch des Brudermords belastete Selbstständigkeit behaupten wollen.

Nur in der Unterordnung unter eine höhere Einheit können die deutschen Particularregierungen wahrhaft ein Segen ihrer Länder werden, indem sie dem Alles verschlingenden Wirbel einer unermeßlichen Hauptstadt einen heilsamen Damm entgegensetzen; indem sie verhindern, daß nicht alles Licht dorthin als in einen Brennpunkt zusammenströmt; indem sie Anmaßungen und Bedrückungen, die von dort ausgehen, stark durch die Liebe und Anhänglichkeit ihrer angestammten Unterthanen Widerstand leisten. Dazu bedarf es aber keiner anspruchsvollen, über die Beschränktheit der Landeskräfte täuschenden Herrschertitel mit dem Gefolge von unerschwinglichen Civillisten und Appanagen, keiner doppelten und in ihrer Doppelheit sich selbst vernichtenden Landesvertretung, nicht der markaussaugenden stehenden Heere, noch der Unzahl eigennütziger Beamten.

Der Alles verschlingenden Einheit eine lebendige, aber in ihr begriffene Vielheit entgegenzusetzen, dieß war der wohlthätige Zweck und die volksthümliche Bedeutung der alten deutschen Landeshoheit, und in diesem Sinne konnte sie einst für eine Stütze und Gewähr deutscher Freiheit gelten. Als aber in Folge der Reformation nicht Deutschland den Kaiser, sondern der Kaiser Deutschland aufgegeben hatte, mochten freilich Deutschlands Fürsten mit Recht den Ausspruch Alexanders auf

sich anwenden, daß der erledigte Thron dem Würdigsten gehöre. Es ist natürlich, daß in diesem großen Wettstreit, in welchem selbst ein Gustav Adolph vergebens seine Hand nach der Kaiserkrone streckte, keiner freiwillig vor seinen Mitbewerbern zurücktrat. So lange der würdigste Erbe nicht erschienen war, konnte man es keinem verargen, wenn er mit eintrat in die große Kampfbahn, wohin ein edles Selbstgefühl, ein rühmlicher Wetteifer ihn zu rufen schien.

Nach langem Schwanken hat sich aber endlich nun der Würdigste gezeigt: es ist Friederich der Große, der es wohl verdient, noch aus dem Grabe seinen Enkeln die Krone Deutschlands auf das Haupt zu setzen. Soll der Streit auch jetzt nicht als beendigt angesehen werden, so wäre im Namen der Gerechtigkeit nur die Anforderung zu machen, daß die Fürsten Deutschlands diesen Kampf, der immer erschöpfender und hoffnungsloser wird, je mehr einer bereits alle andern überragt, auf ihre eigenen Kosten, nicht auf Kosten ihrer Völker und zu deren offenbarem Nachtheil, fortsetzten, oder, wenn Letzteres unmöglich ist, davon abständen und der heiligen Pflichten, die sie als Söhne e i n e s Vaterlands gegen dieses zu erfüllen haben, sich erinnerten.

Ich glaube, es ist der Wille des Schicksals, daß in Deutschland bald ein neuer Mittelpunkt der Einigung sich hervorthue; und ist dem so, so kann keine menschliche Gewalt es verhindern. Aber so weit reicht auch

die Macht des menschlichen Eigenwillens, daß sie eine vollständige Erreichung dieses Ziels vereiteln kann. Wenn Preußen sich seiner Aufgabe entweder nicht würdig, oder nicht gewachsen zeigt, so erfüllt zuverlässig ein anderer deutscher Staat den Beruf, sich zu einem Centrum für die übrigen zu constituiren. Aber die Aufgabe kann dann nicht so schnell, nicht so wohlthätig, nicht in ihrem ganzen Umfange gelöst werden. Dann mag allerdings statt einer deutschen Nation das oft angekündigte süddeutsche Reich entstehen, das unter Frankreichs Flügeln demüthig hie und da ein Wort mitzusprechen sucht, und die Vereinigung Deutschlands wird ebenso auf halbem Wege stehen bleiben, wie früher die Reformation, bis endlich nach einer Reihe harter Prüfungen, Demüthigungen und Leiden die Deutschen insgesammt zur Besinnung kommen und einsehen lernen, daß ihre Selbstwegwerfung an das Ausland und ihr unzeitiger Bettelstolz auf ihre Zersplitterung nur die Früchte des Verraths tragen kann. Aber aufhören muß der Kampf um die Hegemonie früher oder später auf irgend eine Weise, da es physisch unmöglich ist, daß die Völker ihn in die Länge noch ertragen.

Zwanzigster Brief.

Friederich an Wilhelm.

Verliere die Geduld nicht, theurer Freund, wenn ich deinen auf den preußischen Staat gegründeten Hoffnungen für Deutschlands Zukunft noch einmal entgegentrete und nicht glauben kann, daß es mit der ersehnten Vereinigung Deutschlands so schnell, als du für möglich annimmst, gehen könne. Du sagst ja selbst, daß es im Volk noch an der rechten Einsicht und Gesinnung fehle, und diese läßt sich nicht innerhalb weniger Jahre oder Jahrzehnte erzwingen. Nichts geht langsamer und verfolgt hartnäckiger seinen eigenen Weg und Gang, als die Culturfortschritte und die großen Umgestaltungen in der Denk- und Sinnesart einer ganzen Nation. Wie viele Jahrhunderte haben Beispiels halber nur dazu gehört, um die Deutschen aus dem kriegerischen Geschlecht, das sie von Anbeginn gewesen, in eine Nation

von Stubensitzern und von Ofenhockern zu verwandeln! Einzelne finden sich zwar immer leicht in jedem Volke, die durch eine sorgfältige Erziehung vor der schädlichen Einwirkung nationaler Vorurtheile und Gebrechen bewahrt, von fehlerhaften Neigungen und Gewohnheiten rein erhalten und zur höchsten Bildung schnell empor gehoben werden können. Aber diese Wenigen bestimmen nicht die Entwicklung und den Charakter einer Nation im Ganzen, und es ist eine lange, lange Zeit erforderlich, bis gewisse Begriffe, Einsichten oder Kenntnisse die Masse einer Nation durchdringen.

So ist denn namentlich das deutsche Volk, welch ausgezeichneten Rang in der Reihe der Nationen es auch durch seine Gelehrten, seine Philosophen, seine Dichter einnehmen, wie gut in Deutschland gegenüber von andern Ländern der öffentliche Unterricht bis auf die Land- und Volksschulen herab bestellt seyn mag, in der politischen Bildung und Aufklärung noch gar weit zurück. Die gebildeten Stände sind zwar recht wohl fähig, das Wohlthätige einer festern, bindenden Vereinigung Deutschlands und die segensreichen Wirkungen, welche daraus für die Nation als solche hervorgehen müßten, einzusehen. Aber das Volk und besonders der Bauernstand, dessen Lage durch Verminderung der öffentlichen Lasten sich am meisten verbessern würde, ist über seinen wahren Vortheil keineswegs gehörig aufgeklärt; der Handelsstand, der im Ganzen gleichfalls nur gewinnen könnte,

und dieß auch wohl weiß, besitzt in Deutschland nicht Einfluß genug, und den übrigen gebildeten Ständen schmeichelt es, für ihre heimathliche Provinz, in der sie einmal etwas gelten und die Herren spielen, eine eigene Regierung, Hauptstadt, Volksrepräsentation und Nationaltheater, so gut wie Frankreich oder England zu besitzen; sie finden ihre Rechnung bei den vielen Hof-, Militär- und Staatsdienststellen und sind dem großen Cäsar wenigstens darin gleich, daß sie lieber in dem schlechtesten Dorf der Erste, als in Rom der Zweite seyn möchten. Wenn daher unter diesen Classen hie und da von der Vereinigung Deutschlands, als von etwas Wünschenswerthem, die Rede ist, so geschieht es in der sichern Ueberzeugung, daß man niemals in die grausame Nothwendigkeit kommen werde, zu Erreichung des angeblichen Wunsches selbst etwas beitragen zu müssen.

Was kann nun unter solchen Umständen der stille Wunsch des Einzelnen, was kann selbst die lauteste und dringendste Berufung an alle geistigen und socialen Notabilitäten Deutschlands helfen? Ist es nicht unnütze Selbstquälerei, wenn man sich Hoffnungen hingibt, zu deren Erfüllung für jetzt noch alle Voraussetzungen fehlen? Die Richtung zum Bessern ist vorhanden; aber laß nur auch die Zeit reif werden und vertraue unserm Schicksal. Unser Loos und unsere Bestimmung sind so gering und so verächtlich doch nicht, wie sie deiner Ungeduld erscheinen. Unter den am politischen Himmel sich zusammen-

ziehenden Gewittern, in dem herannahenden Sturm der äußern Weltbegebenheiten bleibt Deutschland und seinen Fürsten freilich keine selbstständige Wahl, kein freier Entschluß, keine Aussicht, als die auf Demüthigungen oder Verluste, gegen die der deutsche Bund so wenig, als der ehemalige Reichsverband uns sichern wird. Jener hat zwar eine Reihe von Jahren hindurch in tiefem Frieden sich zu erhalten gewußt, allein auf eine wirkliche Probe ist seine Kraft und Festigkeit noch nie gestellt worden; und da seine reale Einheit noch geringer, seine Kraft noch getheilter und zersplitterter ist, als die des weiland deutschen Reichs, so wird er auch dem ersten starken Anstoß unterliegen, und dann stehen die einzelnen deutschen Länder vollends wieder auf sich selbst angewiesen, und werden nicht genug eilen können, ihre selbstständigen Kräfte zu beliebiger Verwendung diesem oder jenem Nachbar anzubieten. Denn die neueste Ausgeburt der europäischen Diplomatie, die den Belgiern angekündigte und zugesicherte ewige Neutralität, taugt ja doch wohl für Deutschland schon seiner geographischen Lage wegen nicht, wenn auch irgend Jemand nach einem solchen Zwitterzustand lüstern seyn, oder das Schicksal eines Volks beneiden könnte, das zu ewigem Zusehen verdammt und in dem Augenblick, wo es selbst zu den Waffen greift, für rechtlos und vogelfrei erklärt, dem das Recht zu Krieg und Frieden, und mit demselben alle politische Persönlichkeit abgesprochen ist.

Du glaubst nun freilich, Preußen sey der gottgesandte Retter in der Noth; doch diesen seligmachenden Glauben kann ich nicht mit dir theilen. Preußen ist nicht stark genug, eine dauernde Schutzmauer gegen Frankreich zu bilden, oder nur den ersten Ansturm der Franzosen aufzuhalten, und deßwegen wäre es — hundert anderer Gründe, aus denen Preußen, so lange es nicht bedeutend größer wird, der natürliche Bundesgenosse Frankreichs ist, nicht zu gedenken — vor menschlichen Augen allerdings das Klügste, wenn es im jetzigen verhängnißvollen Zeitpunkt Freundschaft mit Frankreich hielte. Mit Frankreich nicht in Krieg verwickelt zu werden, ist ja ohnehin der Wunsch der deutschen Staaten, für deren natürlichen Führer und Beschützer dir Preußen gilt; und benimmt sich Preußen wirklich so, wie es die Deutschen wünschen müssen, so will ich Preußen die Palme der Deutschheit nicht mehr streitig machen. Dieß wäre ein nationaler Entschluß, der Deutschland vor tausendfacher Drangsal und Erniedrigung bewahren würde. Deutschland wünscht die Erhaltung des Friedens mit Frankreich, und sobald Preußen eine Freundschaft zwischen beiden Ländern unter ehrenvollen Bedingungen möglich macht, so hat es sich unsterbliches Verdienst erworben. Aber wird Preußen den Muth dazu haben, und kann eine Regierung, die in einem so entscheidenden Augenblick sich schwankend zeigt, einer Aufgabe, wie du sie ihr stellst, gewachsen erachtet werden? Es ist

mehr als wahrscheinlich, daß Preußen aus Furcht vor den liberalen Ideen hier straucheln und die Rolle des deutschen Kaisers spielen wird, der sich nicht offen für die Reformation zu erklären wagte, und dann müssen alle deine Wünsche in Bezug auf Preußen ewig fromme Wünsche bleiben.

Wenn aber einerseits Preußen, dem du mit Gewalt die Rolle eines Schutz- und Schirmherrn der deutschen Nation aufdringen möchtest, deinen Erwartungen nicht entsprechen dürfte, so kann andrerseits auch Oestreich nicht, wie du es annimmst, für Deutschland ganz verloren seyn. Ich wenigstens würde den Verlust eines so kraftvollen Menschenschlags, der an Naturell, Gemüthlichkeit, Mutterwitz die Preußen weit übertrifft und aus dem noch unendlich Vieles sich entwickeln kann, für einen unersetzlichen halten. Deine Vergleichung Oestreichs mit einer Colonie gefällt mir nicht übel; denn wie viele Colonien sind dem Mutterlande schon über den Kopf gewachsen. Halten wir aber diesen Gedanken nicht in einem feindseligen Sinne, sondern unter einem freundlicheren Bilde fest, und hoffen wir, daß wenn Preußen einst das Supremat im eigentlichen Deutschland erhalten sollte, Oestreich noch ein zweites Deutschland bilden werde.

Ich gestehe, dieses alte Reich scheint mir Alles zu besitzen oder erlangen zu können, was dem übrigen

Deutschland fehlt: Handel, Colonien, Schifffahrt, Weltverkehr; und seine Zusammensetzung aus Ländern der verschiedensten Himmelsstriche, seine uralten welthistorischen Städte, Wien, Prag, Venedig u. s. w., sein glänzender, reicher Hof und seine Armeen, wo ein sich drängendes und unter sich wetteiferndes Völkergewimmel von Deutschen, Italienern, Ungarn, Illyriern Böhmen u. s. w. alle Stufen der Civilisation repräsentirt — alles dieß zusammen übt einen romantischen Zauber aus, gegen den nur eine vorgefaßte Meinung dich ganz unempfänglich machen kann. Auch ohne Oestreich wäre Deutschland allerdings mit Preußen groß genug, um jedem Staat der Welt die Spitze bieten zu können; aber das Bestehen eines zweiten deutschen Reichs in Oestreich würde dazu dienen, durch den Gegensatz, den letzteres in kirchlicher, politischer und literarischer Beziehung bildet, die für das innere Leben Deutschlands nothwendige Spannung zu erhalten; und da man sich diesen Gegensatz, einzelne vorübergehende Reibungen etwa abgerechnet, nicht als einen feindseligen zu denken hat, so würden beide deutsche Reiche doch auch wiederum eine Einheit bilden und in ihrer Einheit Deutschland auf eine Stufe von Macht und Ansehen emporheben, wo es stark genug wäre, Rußland für sich allein schon in den gehörigen Schranken zu erhalten.

Aber auch in dem sehr möglichen Falle, daß diese Hoffnungen nie, oder erst nach vielen Menschenaltern sich

erfüllen, sollen wir nicht verzagen, sondern glauben, daß das Schicksal Recht hat.

Nach meiner Ansicht zerfällt das heutige Deutschland, dessen Trennung von Oestreich mir, wie gesagt, noch gar nicht so entschieden ist, als du sie voraussetzest, in drei große, von einander sehr bestimmt gesonderte Länder- und Völkermassen, nämlich in Oestreich, Preußen und die übrigen Staaten des sogenannten deutschen Bundes, insoweit diese nicht unter dem vorherrschenden Einfluß einer der beiden Hauptmächte Deutschlands stehen. Diese drei Länderkreise, wovon der erste Stoff und Körper, der zweite die Bewegung, der dritte den Geist der deutschen Nation darstellt, und deren Verbindung zu einem organischen Ganzen der Triumph der deutschen Staatskunst wäre, sind zwar dem Namen nach und äußerlich durch den deutschen Bund vereinigt; eine wahre innerliche Einheit durch gemeinschaftliche Interessen und Bestrebungen findet dagegen nur unter den die dritte Hauptmasse bildenden deutschen Ländern statt. Denn ein Staatenbund, bei welchem die Theilnahme bloße Gewissenspflicht und der Austritt durch kein ausdrückliches Gesetz verpönt ist, dem es an jeder Executivgewalt gegen die mächtigern Bundesglieder fehlt und in welchem eben jene mächtigern Mitglieder, in ihrer Eigenschaft als europäische Mächte, gerade das Gegentheil von dem zu beschließen befugt sind, was der Bund

beabsichtigt, ist beinahe weniger als eine einfache Allianz unter sich fremden Völkern, die, wenn gleich dem Namen nach auf ewige Zeiten geschlossen, doch in demselben Augenblick, wo der Rücktritt dem einen Theil einige Vortheile verspricht, unbedenklich wieder aufgelöst wird. Bei solchen Bündnissen liegt doch immer ein gemeinschaftliches Interesse zum Grund, welches bei den verschiedenen Regierungen des deutschen Bundes fehlt. Derselbe taugt daher auch nur für eine Zeit der vollkommensten Ruhe und des tiefsten Friedens und ist selbst da nicht gegen willkürlichen Abfall gesichert, muß sich aber nothwendig auflösen bei der ersten großen europäischen Bewegung, welche die ursprüngliche Verschiedenheit der Interessen seiner Theilhaber in Aufregung bringt. Auch ist schon vielfach bemerkt worden, daß der Zweck des deutschen Bundes ganz verfehlt worden ist, wenn derselbe darin bestand, die Verfassung Deutschlands als europäischer Macht so zu ordnen, daß durch dieselbe dem französischen Unternehmungsgeist kein fernerer Vorschub geleistet werde, und demnach der deutschen Vielherrschaft eine solche Wendung zu geben, daß sie nicht länger ein eben so großes Hinderniß für Deutschlands Selbstvertheidigung wie für Europa's Ruhe wäre.

An gutem Willen von Seiten Oestreichs und Preußens hat es in dieser Beziehung nicht gefehlt, aber die Natur war stärker als die menschliche Berechnung, und

der Widerspruch und Widerstand ging eben von jener dritten Ländermasse, deren Mittelpunkt im südlichen Deutschland liegt, von Bayern und von Würtemberg aus. Diese Staaten haben auf ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit nicht verzichten wollen, um der preußischen Militärherrschaft oder Oestreichs einschläferndem Stabilitätssystem anheimzufallen, und man darf wohl behaupten, daß in dieser Beziehung die deutschen Fürsten nicht bloß ihr und ihrer Familien persönliches Interesse gewahrt, sondern ganz im Sinne ihrer Unterthanen gehandelt haben. Auch hat es ohne Zweifel das Schicksal darin gut mit uns gemeint, daß eine Unterwerfung der rein deutschen Staaten unter die europäischen Mächte Oestreich und Preußen nicht zu Stande kam. Denn der Sitz unseres eigentlichen Lebens ist doch weder in Oestreich noch in Preußen: nicht in Oestreich, weil dort gegenwärtig alles Leben zurückgedrängt scheint; nicht in Preußen, weil daselbst kein deutsches Leben, sondern die hohle Lebensfratze eines aufgeblasenen Preußenthums zu Hause ist. So lange Oestreich schlummert und Preußen unter Rußlands Einfluß steht, so lange dort gegen die freisinnigen Ideen ein offener und förmlicher Krieg geführt wird, hier eine entschieden anticonstitutionelle Gesinnung unter sonst liberalen Formen und theilweise trefflichen Einrichtungen sich verbirgt, ist es ein wahres Glück für die künftige deutsche Nation, daß noch ein bedeutendes Gebiet von deutschen

Ländern übrig ist, wohin die vor dem Todeshauch des Nordens fliehende deutsche Freiheit sich zurückziehen und einige Lebenskeime retten konnte, die sich, wenn gleich kümmerlich genug, doch so weit entwickeln werden, daß der Geist der neuen Zeit in Deutschland nicht erstirbt. Diese deutschen Länder bilden doch noch eine geistige Opposition gegen die nordischen Anmaßungen, eine — wenn gleich schwache — Schutzwehr für deutsches Volksleben und geistige Eigenthümlichkeit; und wenn sie gleich zu schwach sind, um der Gewalt der auf sie eindringenden Massen durch eigene Kraft zu widerstehen und eine selbstständige Rolle durchzuführen, so sind sie doch auch noch zu stark, um ganz vernichtet zu werden, und können wenigstens ein Gewicht in die Wagschale des Bessern legen.

In diesen Ländern wohnt die eigentliche deutsche Geistesbildung, die, wenn man politische Aufklärung, Weltklugheit und gesellige Abgeschliffenheit nicht für das höchste Ziel menschlicher Bestrebungen hält, für die allgemeinste, vollendetste und gründlichste erklärt werden muß, und die, wenn ihre Zeit des Blühens und des Früchtetragens einst gekommen ist, gewiß die überraschendsten Ergebnisse gewährt, gewiß selbst auf die äußere Volksthümlichkeit unerwartet günstig zurückwirkt. Denn auch die deutsche Geistesbildung wird sich noch zum Leben erweitern, auch die deutsche Innerlichkeit wird sich zu einer äußern Welt gestalten, und nicht ohne

Grund hat Oken sein System der Naturphilosophie mit dem Satz beschlossen:

Der Deutsche handelt noch nach dem Verstand und ruht noch in der Philosophie.

Wie aber Frankreich und England im thätigen handelnden Leben an der Spitze der europäischen Civilisation stehen; wie dort Landwirthschaft, Handel und Gewerbe, das äußere Staatsleben, die Kriegskunst und die praktischen Wissenschaften, zu einer nie gesehenen Höhe der Entwicklung gesteigert sind: so darf auch ein Volk nicht fehlen, das die höhere Menschheit nach ihren geistigen Richtungen und sittlichen Beziehungen repräsentirt, dessen Kraft sich in der intellectuellen und moralischen Sphäre zusammendrängt. Und dieser Ruhm gebührt dem deutschen Volk, welches neben seiner Nationalität, und vermöge eines Hauptcharakterzugs derselben, alle kosmopolitischen Richtungen und Bestrebungen des höhern Geisteslebens darzustellen berufen ist. Sein Geschäft ist es, aus den zerstreuten Zügen des Göttlichen auf Erden die reine Urgestalt der Menschheit wiederherzustellen, die ewigen Gesetze der Welt und des Lebens, wie die stumme Sternenschrift des Himmels deutend zu entziffern und das heilige Feuer der Wahrheit auf dem Weltaltar mit priesterlichen reinen Händen ewig brennend zu erhalten. Es muß bei der entschieden kosmopolitischen Tendenz der Zeit ein Volk geben, bei dem das kosmopolitische Princip rein und vollständig um jeden Preis

zur Entwicklung kommt, ein Volk, das dem unruhigen Getriebe irdischer Interessen möglichst fremd, in den Strom und Strudel egoistischer Weltbestrebungen nicht mit hineingezogen wird, um die vielfach getrübten und gebrochenen Strahlen der Humanität durch innere Läuterung und Bildung zu einer Lichtblüthe und Farbenkrone zu vereinigen, und nichts Menschliches, bei welchem Volk der Erde es sich finden mag, verloren gehen zu lassen, sondern in seine Pflege zu nehmen, und alles geistige Eigenthum der Menschheit zu sammeln und zum Gemeingut für das ganze Geschlecht in wahrhaft weltbürgerlichem Sinn zu weihen.

So erwächst bei uns in tiefer Stille und Zurückgezogenheit eine Pflanze, deren Zweige den Erdkreis einst ebenso überschatten werden, wie bereits jetzt deutsche Art und Sitte, deutscher Sinn und Geist, durch Millionen Ansiedler leise und allmählich über den ganzen Erdball sich verbreiten.

Schmerzlich bleibt es bei alle dem freilich immer für den Deutschen, daß die Fürsten, aus deren Gebieten das eigentliche Deutschland jetzt besteht, beinahe gezwungen sind, wenn sie sich nicht an Oestreich, Preußen oder Rußland auf Discretion ergeben wollen, sich an Frankreich anzulehnen. Denn Frankreich wird es nie mit Deutschland ganz ehrlich meinen; die Zeit, wo Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit das erste Gesetz der Politik seyn soll, liegt selbst für Frankreich noch in weiter Ferne;

und so gern sich die Franzosen eine edle und großmüthige Nation nennen und nennen lassen, Deutschland möge ja auf diesen Edelmuth, von dem es bis jetzt keine Proben erlebt hat, nicht zu viel bauen. Es ist das Interesse Frankreichs, Deutschland schwach und getheilt zu erhalten, Frankreich wird jede wirkliche und kraftvolle Vereinigung, die in Deutschland zu Stande kommen könnte, stets mit eifersüchtigen Augen beobachten. Wahrscheinlich ist es allerdings, daß die Demüthigung Oestreichs und Preußens und die Wiederherstellung Deutschlands die Lockspeise seyn wird, womit Frankreich die leichtgläubigen Deutschen zu ködern sucht, insbesondre wird den Süddeutschen geschmeichelt und vielleicht eine Verwirklichung der Ideen des Manuscripts aus Süddeutschland versprochen werden. Dabei wird man jedoch Allem aufbieten, daß in Deutschland keine neue Macht entstehe, welche stark genug wäre, sich von Frankreichs Vormundschaft zu befreien. Frankreich will kein anderes Deutschland, als das von seinem Wink abhängt und das es mit einem Hauch umstoßen kann: Frankreich würde Deutschland wiederherstellen, wie Rußland Polen wiederhergestellt hat.

Aber es kommt ja in dem möglichen Fall einer Vereinigung deutscher Fürsten mit Frankreich nicht allein darauf an, welche Absichten Frankreich hat, sondern auch darauf, was Deutschland will, und vor Allem, was die Natur der Dinge mit sich bringt. Die Vereini=

gung, zu welcher Frankreich uns den Weg bahnen dürfte, könnte auch weiter führen, als Frankreich wünscht und beabsichtigt; es wäre möglich, daß wenn im Süden Deutschlands sich ein Kern zu neuer Einheit bildete, auch der Norden Deutschlands nach und nach dem lebenskräftigeren Süden folgen müßte, vermöge des Naturgesetzes von ihm nachgezogen würde und sich mit ihm verbände. Auf jeden Fall darfst du versichert seyn, daß die kleinern deutschen Länder nur so lange zu Frankreich halten können, als die gute Sache dort die Oberhand hat und Deutschlands geistige Interessen Anerkennung und Berücksichtigung finden. Sobald dagegen Frankreich das deutsche Leben anzutasten wagt, so wird auch die Freundschaft mit Frankreich ein Ende haben, und die Deutschen werden sich nur um so fester an ihre Bluts- und Stammsverwandten in Preußen und Oestreich anschließen. Denn zuletzt sind Fürsten und Unterthanen doch noch Deutsche, und es liegt immer noch zu viel wirkliche, wenn auch unbewußte Deutschheit in unserem Volk, als daß nicht die Meisten es vorzögen, Deutsche zu bleiben, anstatt Franzosen zu werden.

Erfreulich ist nun wohl die Rolle, zu welcher wir auf diese Art verurtheilt sind, keineswegs; allein sie kann uns doch zu einer Schule der reichsten Erfahrung und der vielseitigsten, wenn auch theuer erkauften Bildung werden und ist eben als eine nothwendige Uebergangsperiode zu betrachten, die, weil sich der Entwicklung

der Dinge keine Gewalt anthun läßt und die Vereinigung Deutschlands nur durch die Kraft der Ueberzeugung gelingen kann, einstweilen wenigstens verhindert, daß Deutschland weder von Frankreich verschlungen, noch von Oestreich oder Preußen unterworfen und das eigenthümlich deutsche Leben, seine geistige Freiheit, nicht in einem allgemeinen europäischen Getrieb zerstört und vernichtet werde. Und betrachte nun dagegen auch, welch reges Leben der beständige Kampf um die eigene Existenz, der Wetteifer so vieler Hauptstädte, Höfe und Regierungen, so vieler Lichtherde für Kunst und Literatur, die Menge und Verschiedenheit der im Princip doch gleichen Landesverfassungen hervorruft, und du wirst gestehen, daß gerade diese Länder, welche mit geringen Mitteln so Vieles leisten, deren Anstrengungen die der größten Reiche oft bei Weitem übertreffen, die Aufgabe des Lebens, insofern diese in vielseitigster Uebung und vollester Entwicklung aller Kräfte und Fähigkeiten besteht, auf keine unwürdige Art lösen, wenn gleich das, was die jetzige Zeit vorzugsweise begehrt, die Anhäufung von Reichthümern durch weitumfassende Handelsspeculationen und Gewerbsunternehmungen, überhaupt bügerlicher Wohlstand und ruhiges Behagen, den Anstrengungen der physischen und geistigen Selbsterhaltung weichen muß.

Aber der materielle Maßstab ist nicht derjenige, womit das Leben eines Volks gemessen werden muß, und

weder die so häufig beklagte Verarmung der deutschen Länder, noch der Verlust einiger Gebietstheile, die Frankreich von Deutschland vielleicht an sich reißt, kann, wie ich glaube, gegen die Erhaltung unserer Deutschheit als Völkerindividualität und gegen den Sieg der freisinnigen Ideen in Betracht kommen. Oder sähest du lieber das eigentliche Deutschland zwischen Preußen und Rußland einerseits, und zwischen Oestreich andrerseits getheilt, als daß du einige Provinzen, die am Ende doch auch unter französischer Herrschaft, dem Geiste nach deutsch und mit ein Asyl der deutschen Freiheit bleiben können und bleiben werden, an Frankreich verloren gäbest? Wird doch in der ganzen Welt ohne Opfer kein Preis errungen, ohne Verlust kein Sieg erkämpft. Aber auch du scheinst mir, so wenig du dir es bewußt seyn magst, von der allgemeinen Krankheit des Zeitalters ergriffen, mit der Schöpfung, wie sie aus Gottes Hand hervorgegangen, nicht zufrieden zu seyn, und den Schöpfer meistern zu wollen; auch bei dir bemerke ich den Mangel an Vertrauen in die Fügungen und Wege des Schicksals; auch bei dir herrscht das ängstliche Bestreben vor, an dem Weltplan zu bessern, zu ändern und mit menschlicher Weisheit in die göttliche Ordnung der Dinge einzugreifen, statt im Sinn und Geist des Schicksals mit kraftvoller Entschiedenheit mitzuhandeln, wenn man darüber auch mit den unfreien Ansichten einer beschränkten Moralphilosophie in Widerspruch gerathen, oder auf gewisse Lieblingsträume von

allgemeiner Weltbeglückung und Ausgleichung aller Rechte und Lebensgüter Verzicht leisten müßte.

Vielleicht daß eine freiere Anschauung der Welt und ihrer Gesetze im Großen dich mit dem gegenwärtigen Schicksal Deutschlands und mit der unscheinbaren Rolle, die uns in dem großen Drama angewiesen ist, versöhnen kann. Es ist ein ewiges Gesetz der Welt, daß überall der Theil dem Ganzen weichen und in dem Ganzen oder für das Ganze untergehen, daß überall die Idee auf Kosten eines Theils der Wirklichkeit gerettet werden muß. Laß den langen Fest- und Trauerzug der Weltgeschichte aufmerksam an dir vorübergehen! Denke an so viele Generationen, die der fortschreitenden Weltentwicklung zum Opfer gefallen sind, denke an die ganze, von den Römern geschlachtete Völkerwelt des Alterthums; denke an die von den Spaniern aufgeriebenen Urbewohner des südlichen America's, an die Heldenstämme des nördlichen, welche den heroischen Kampf gegen die Civilisation noch täglich mit dem Tod und der Vernichtung bezahlen; denke an die Millionen Sclaven, die aus Afrika weggeführt worden sind, um einen fremden Welttheil zu bevölkern und für die Schöpfungen der Cultur den Boden zuzubereiten. Damit der Menschheit ganze Fülle in den Auserwählten sich entfalten kann, werden überall nicht bloß Einzelne, sondern ganze Geschlechter und Nationen aufgeopfert; so war es von jeher und so wird es bleiben, denn es ist Nothwendigkeit, daß, wo der Eine steigt, der Andre

sinken muß: die republicanische Freiheit des Alterthums konnte nicht bestehen ohne die Sclaverei; die höchste Bildung und Verfeinerung der neuen Zeit kann nicht gedeihen ohne den Druck der bevorrechteten Stände auf das Volk. Mit der völligen Emancipation des Bürger- und Bauernstandes wäre es um die ganze Größe und Erhabenheit Europa's geschehen, und keine Macht der Welt reicht hin, jede Ungleichheit aufzuheben, alle Ansprüche gleichmäßig zu befriedigen, alle Höhen flach und eben zu machen. Aber je mehr die Kräfte der Einzelnen angestrengt werden, und sollte es bis zum Reißen seyn, desto voller ist das Leben der Menschheit, vorausgesetzt, daß solche Anstrengungen einem allgemeinen und wahrhaft menschlichen Zweck, keinem willkürlichen oder bloß persönlichen Interesse gelten.

Gerathe man daher nicht in so ausschweifenden Jammer über irdisches Mißgeschick, gebärde man sich nicht so trostlos über das Elend der Welt, das sich nun einmal nicht abstellen läßt, weil es zum Daseyn dieser Welt gehört, sondern erhebe man sich zur philosophischen Betrachtung, in welcher jeder Verlust des Einzelnen zu einem Gewinn für's Ganze wird. Der Wagen des Verhängnisses rollt unaufhaltsam weiter, gleichviel, wer auf seinem Wege sich befinden und durch seinen Lauf zermalmt werden mag, und den erhabensten, großartigsten Naturen, einem Alexander, Cäsar, Karl dem Großen, Napoleon, allen denjenigen, welche in ihrer eige-

nen Brust die Stimme des Schicksals vernehmen, ist auch jene Ueberzeugung angeboren, daß der Untergang des Einzelnen für nichts zu achten, wenn nur der Zweck des Ganzen erreicht wird. Alle diese starken Geister haben das Todtenopfer ganzer Heere und Völker kalt und ruhig feiern können, sie haben nie daran gedacht, mit dem Blut der Individuen, wo es große Resultate galt, zu geizen; keiner von ihnen hat Gewissensbisse darüber gefühlt, und gleichwohl sind sie von der gesunden Masse der Völker, welche fühlt, daß nicht der Dichter oder Künstler, wie die Deutschen meinen, sondern der Held der Gott der Menschheit ist, angebetet und vergöttert worden.

Dagegen ist es ein sicheres Kennzeichen eines unfreien Geistes und eines schwächlichen Gewissens, in kraftloser Empfindsamkeit über das Unabwendbare zu jammern und aus mißverstandener Philanthropie denjenigen zu verdammen, der dasselbe Mittel zum Zweck nicht scheut, das die Natur wählt. Und gerade diese Gesinnung wird jetzt immer häufiger und allgemeiner: man hat nur Augen für das Unglück dürftiger Persönlichkeit, man hat ein Ohr nur für den Klageruf der Individuen, Mitleid nur für die egoistischen Schmerzen und für kleinliche Bedrängniß; aber man bleibt ungerührt bei dem geistigen Verfall der Massen, bei der sittlichen Entartung ganzer Geschlechter, bei den tiefsten Wunden, welche der Gesammtheit der Lebendigen ge-

schlagen werden. Um Bewegungen zu unterdrücken, welche die behagliche Ruhe und die träge Sicherheit der Einzelnen gefährden könnten, sollen ganze Generationen verdumpfen und verkrüppeln; um einen Krieg zu verhüten, in welchem Menschenblut vergossen würde, hält man es für billig, jede Schmach zu dulden. Und doch, wer will den Krieg verbieten oder für Sünde erklären, da die Natur in der Zerstörung schwelgt, da Gott selbst den Tod und die Vernichtung in Strömen über seine Schöpfung leitet und ewige Triumphe über das Leben feiern läßt? Die Wirklichkeit spottet der kurzsichtigen Versuche einer allgemeinen Völkerbeglückung, eines Universalausgleichungsprocesses, einer Weltversicherungsanstalt, wodurch die schwache Gutmüthigkeit einst noch Allen Alles recht zu machen hofft. Hüte man sich, die Nothwendigkeit aus Mitleid hemmen zu wollen, wenn man nicht auf alle Wirksamkeit Verzicht leisten oder selbst ihr Opfer werden will; trübe man sich Genuß und Betrachtung der Welt nicht durch unzeitige Weichheit. Um solche Forderungen zu befriedigen, müßte jedes einzelne Volk, ja sogar jeder einzelne Mensch für sich allein Alles seyn und Alles haben, und dieß wäre dann gerade der Tod einer Welt, welcher jene dünkelhafte Weisheit erst zum rechten Leben verhelfen will.

So gewiß überall der Theil dem Ganzen, der geringere Zweck dem höhern weichen muß, eben so gewiß ist es auch ein Gesetz der Welt: nicht Einem Alles! Was

der Eine besitzt, das muß der Andere entbehren, und es ist nichts sinnloser und zeugt von größerer Unfähigkeit die Natur, die Weltgeschichte und das Leben zu verstehen, als das Streben nach der absoluten leeren Gleichheit, nach der gänzlichen Vernichtung aller und jeder Vorrechte und Unterschiede. Gott allein ist Alles in Allem, aber Gott selbst wäre nichts ohne die Welt, ohne die gesonderte Erscheinung dessen, was in ihm zur ewigen Einheit verschlungen ist; die Welt besteht nur in der Entzweiung, in der Auseinanderhaltung und Vertheilung der Pole und Gegensätze; und wir haben keinen Grund zu klagen, wenn uns nach diesem Gesetze für jetzt nun eben innerer Reichthum bei äußerlicher Armuth zugefallen ist, wenn unser geistiges Leben eine Zeit lang sich auf Kosten unseres physischen entwickelt.

Nicht umsonst sind Nationen und Individuen von Natur schon so verschieden erschaffen. Der weltverständige Engländer, der glänzende Franzose, der feierliche Spanier, der kunstsinnige Italiener, der phlegmatische Holländer, der philosophische Deutsche, der kriegerische Pole, der lebendige Grieche, der träumerische Türke, der glühende Araber, der feurige Perser, der weiche Hindu — jeder fordert in der Reihe der Nationen mit Recht seine Stelle. Das stolze Selbstvertrauen des großen Cäsar, wie die tiefe, nur in Gott ruhende Demuth des Heiligen, der Ehrgeiz des Politikers und der lasttragende Fleiß des Geschäftsmanns, die Wiß-

be-

begierde des Gelehrten, die Sorglosigkeit des Dichters, die ewige Geschäftigkeit des Speculanten, die Betriebsamkeit des Bürgers, die glückliche Beschränktheit des Bauern in dem gleichen, an den Lauf der Jahreszeiten gefesselten Kreis von Thätigkeit, — alle gehören zur Vollständigkeit der göttlichen Erscheinung, alle müssen ihr abgesondertes Daseyn erlangen, und die Verschmelzung dieser verschiedenartigen Eigenschaften in einem Volk oder Individuum wäre dessen Vernichtung; denn wo kein Gegensatz, keine Ungleichheit, keine Spannung mehr ist, da ist auch kein Leben mehr. Nur alle Völker- und Menschen-Individualitäten zusammen machen die Menschheit, nur alle Zustände zusammen das Leben aus, und der Wille Gottes ist, daß seine Schöpfung in den verschiedensten Gestalten, Richtungen und Zuständen, in Lust und Leid, in Glanz und Demuth, in Kampf und Ruhe, Armuth und Verschwendung, durch Triumph und Niederlage sich bewährt, nicht daß eine allgemeine Gleichheit die Welt verflache.

Statt dessen begehrt man jetzt — und so allgemein ist diese Krankheit, daß man sich nicht entblödet, sie Philosophie zu nennen — daß jede Nation der andern gleich werde, jede genau denselben Antheil an den Weltgeschicken und Weltangelegenheiten nehme; ja man ist sogar genöthigt, für jeden Menschen gleiche Geistesanlagen und Fähigkeiten zu postuliren, indem man für jeden gleiche Freiheit, gleiche Rechte, zuletzt gar gleiches Eigen-

thum verlangt und so sich bestrebt, Alles einer allgemeinen Auflösung und dem Tod der Flachheit entgegenzuführen.

Aber die auf Erden nöthige Ausgleichung, welche die Gerechtigkeit fordert, weiß Gott auf ganz andere Weise herzustellen. Denn die Ungleichheit, der wir mit unsern schwachen Kräften abhelfen möchten, besteht, wenn man die Sache recht betrachtet, gar nicht in der Art, wie wir uns vorstellen. Mag auch die Verschiedenheit, welche der äußere Anschein darbietet, noch so groß seyn, für die wirkliche Erfahrung und die innere Empfindung ist doch die Vertheilung von Glück und Unglück, von Schmerz und Freude, eine ganz andere, und die göttliche Gerechtigkeit bedarf weder der menschlichen Nachhülfe, noch einer Rechtfertigung durch die auf Jenseits lautenden Anweisungen. Sorge, Kummer, Angst und Schmerz steigen keineswegs in geradem Verhältnisse mit der Größe der Bedrängniß, des Uebels, der Gefahr und des Verlusts. Es gibt einen höchsten Grad des Leidens und einen höchsten Grad der Freude, über welche hinaus keine Steigerung möglich ist, und welcher nach der Verschiedenheit der Organisationen und der Verhältnisse für den Einen schon bei vergleichungsweise geringfügigen Anlässen, für den Andern dagegen erst in Folge der gewaltigsten Erschütterungen eintritt, wie auch Zufriedenheit und Wohlbehagen keineswegs sich nach der Menge der Genüsse richtet, deren Uebermaß vielmehr

in eben dem Grade abstumpft, in welchem öftere Entbehrung die Empfänglichkeit schärft und erhöht.

Im Ganzen ist nach allen von mir angestellten Beobachtungen der gesammte Vorrath freudiger und schmerzlicher Empfindungen, den jede Menschenbrust als Ausstattung für ihren irdischen Beruf erhält und wovon der ganze Lebensaufwand zu bestreiten ist, die Jeder aus- und durchlebt, um sein Maß zu füllen, gleich, nur die Art des Verbrauchs und des Ausgebens ist verschieden. Nach einem allgemeinen Weltgesetz, nach dem Gesetz der Compensation, der Vertheilung, der Polarität, müssen Lust und Schmerz sich ausgleichen, und ein im Ganzen gleiches Maß von Glück und Unglück ist Jedem zugetheilt, indem sonst das Individuum entweder aus Seligkeit in seiner eigenen Fülle unterginge oder, bei einem Uebergewicht der Schmerzen, als bloße Negation gar nicht bestehen könnte. Die Empfindung ist, mit ihren beiden Elementen, Lust und Schmerz, der eigentliche Grund der menschlichen Seele, und ein fortdauerndes + oder — des einen jener beiden Elemente ist mit dem Leben und der Existenz der Seele unverträglich. Das Gesetz der Compensation, wornach jedes Glied eines Gegensatzes mit Nothwendigkeit das andere fordert und sich indifferenzirt, zeigt sich in dieser Sphäre ganz besonders wirksam: auf jeden Sturm kommt Stille, nach Anstrengung ist Ruhe doppelt süß, und die gleiche Vertheilung des Wohlbefindens, die schon

die blutigsten Staatsumwälzungen erzeugt hat, die mancher gute Mensch so ängstlich herzustellen bemüht ist, daß er darüber oft den wenigen Genuß, den er selbst haben könnte, sich versagt, ist in einer ewigen Weltordnung gegründet und nur dem gemeinen Blick nicht sichtbar. Auf Leid folgt Freud' und umgekehrt; dieß ist so gewiß, als daß auf das Einathmen das Ausathmen folgt.

Nur die Art, wie diese Ausgleichung bewirkt und das immergestörte Gleichgewicht wieder hergestellt wird, ist bei den Einzelnen unendlich verschieden. Der Sanguiniker scheint sein Leben in einem beständigen frohen Rausch zu verträumen, der Melancholische in einer immerwährenden Trauer zu verschwimmen; dem Einen scheint das Glück, dem Andern das Unglück an die Ferse gefesselt, dem Einen ewige Fülle, dem Andern ewige Entbehrung beschieden. Aber es scheint nur so, und eine aufmerksame Beobachtung an uns selbst und Andern kann uns Alle lehren, daß die scheinbaren Günstlinge des Glücks auch ihre Bürde tragen; daß manchem seine Freiheit eine Plage und die Knechtschaft eine Wohlthat ist; daß eingebildete und künstliche Leiden oft die wirklichen ersetzen müssen; daß jede Stimmung und Empfindung ihren Gegensatz fordert und hervorruft; daß auf jede Steigerung Erschlaffung, auf jede gewaltsame Aufregung die tiefste Ruhe, auf die Reue Beseligung, auf die Entsagung Wonne, auf den Genuß Uebersättigung und Oede folgt; daß ein langer Schmerz am Ende zur

Gewohnheit, ein langes Glück zur Pein und zum Ekel wird; daß der Traum den hungrigen Armen auf seinem Strohlager mit goldenen Hoffnungen sättigt, während er den reichen Schwelger auf seinem üppigen Polster martert; daß Lebensüberdruß weit häufiger bei Wohlleben und bei Ueberfluß, als bei Dürftigkeit und Mangel sich einstellt; daß, während bei dem Einen sich Freude und Schmerz mehr concentrirt und stoßweise entladen oder im schroffen Wechsel schneller Uebergänge ablösen und in großen Massen gleichsam gegenüberstellen, bei dem Andern beide sich gleichmäßig über die ganze Stimmung dauernd verbreiten, sich ruhiger verschmelzen oder stetig in einander übergehen.

Es gibt nur zwei Wege, mit der Welt in Frieden und in Uebereinstimmung zu leben. Der Held vollbringt, der Weise erträgt das Nothwendige; aber es gehört mehr Philosophie dazu, die Göttlichkeit des Weltplans zu erkennen, als dessen vermeintliche Mängel und Gebrechen anzuklagen. Glaube mir indessen nur, daß Gottes Schickungen gerecht und Glück und Unglück nicht so ungleich ausgetheilt sind, als die materiellen Güter dieser Erde. Im Grunde ist kein Mensch und auch kein Volk glücklicher als die andern. Aber während sich mit mathematischer Gewißheit zeigen läßt, daß alle menschlichen Bemühungen nicht vermögend sind, an dem Weltlauf etwas zu ändern oder das Gewicht eines einzigen Atoms in die

Wagschale des Geschicks zu legen, daß Sparen und Entbehren Andern im Ganzen gar nichts hilft, da es am Ende doch wieder die Bedürftigen sind, welchen der Aufwand und die Verschwendung der Reichen zu gut kommt, glauben viele in trübseliger Entsagung auf jede Freude verzichten zu müssen, um sich freiwillig den Dürftigen und Mittellosen gleichzustellen und dem armen Leben vollends jeden Schmuck zu rauben. Wer dagegen mit unverwandtem Blick auf jene ewigen, allwaltenden Gesetze durch die Schöpfung wandelt und die Weltgeschichte befragt, der wird die Zufriedenheit mit seinem eigenen Loos als Ausbeute zurückbringen; er wird in der Welt Alles gut und recht finden, und sein ganzes Denken und Empfinden wird allmählich sich zur Theodicee verklären.

Dieß zu deiner Beruhigung, wenn das Schicksal Deutschlands dir zu Herzen geht und du es allzu hart finden möchtest, daß Bildung und Humanität unser einziges Erbtheil bleiben und alle äußere Ehre von uns weichen soll. Murre nicht und gräme dich nicht über die gegenwärtige Erniedrigung des Vaterlands, und sey überzeugt, daß wenn die rechte Stunde einst geschlagen hat, auch hier die Todten auferstehen, die Getrennten sich wiederfinden und vereinigen werden. Mög' einstweilen immerhin das stolze England alle Meere beherrschen, möge Frankreich die Welt zum zweitenmal erobern, oder Rußland seine gewaltthätigen Arme noch

weiter über Asien und Europa strecken; die wahre Geistesbildung wird ihren Sitz und Mittelpunkt in Deutschland doch behalten und immer fester begründen; ja die Zeit wird kommen, wo die Schutzgöttin der Deutschen, die Philosophie, aufhört, eine bloße Schulmeisterin zu seyn, die auf Kathedern thront, die Zeit wird kommen, wo sie handelt und vollbringt, wo sie zur That wird und die Welt beherrscht.

Einundzwanzigster Brief.

Wilhelm an Friederich.

Wenn ich dich um etwas bitten dürfte, so wäre es das, mir nie wieder von dem Weltbürgerthum der Deutschen, diesem armseligsten Trost der Armseligkeit, zu reden. Was helfen alle schönen Worte, wenn sie nicht hinreichen, unsre Schande zu bedecken? Was hilft uns die Ueberzeugung, der Ausbund der Menschheit zu seyn, wenn außerhalb Deutschland Niemand daran glaubt?

Und was ist es denn so Großes, wenn eine sich selbst zur Last gewordene Nation, die zum Selbsthandeln zu träg oder zu unentschlossen, zum Selbstschaffen zu erschlafft und abgestorben ist, jeden Winkel der Erde, jedoch freilich nur auf dem Papier, durchsucht, mit ihrem Ueberdruß und ihrer innern Langeweile nach allen Weltgegenden sich ausbreitet, und, arm an allem positiven

Eigenthum, nur mit einem unfruchtbaren Gedankenüberfluß, wie mit einem beständigen Schnupfen behaftet, in Ermanglung eigener Lebensfülle gierig auf die Ueberbleibsel fremden Lebens stürzt, um methodisch den Geist darin zu tödten und das caput mortuum als eine Seltenheit in unsre Sammlungen einzunumeriren? Was ist es denn Großes, wenn unsere Auswanderer, die der Hunger über unsre Gränzen treibt, die halbe Welt bevölkern und doch nicht im Stande sind, deutsche Sprache, deutschen Geist und deutsche Art und Weise auf irgend einem Punkt der Erde einheimisch zu machen? In dieser Art von Weltbürgerthum können wir es nicht einmal den Juden gleich thun, die, wie wir, überall und nirgends zu Haus, doch insofern unsre stets überlegenen Nebenbuhler bleiben, als sie die Grundzüge ihres Nationalcharakters Jahrtausende lang kenntlich zu erhalten wissen, während der ausgewanderte Deutsche schon in der zweiten Generation nichts Deutsches mehr an sich hat.

Zugegeben übrigens, daß die Deutschen wirklich ein kosmopolitisches Volk darstellen, und daß der kosmopolitische Trieb bei ihnen nicht zu vertilgen, sondern nur in die rechte Bahn zu leiten sey, so wirst du dagegen auch zugeben müssen, daß nicht einmal für die Entwicklung und Belebung des weltbürgerlichen Charakters der gegenwärtige Zustand der Dinge ein günstiger ist.

Für eine Nation von philosophirenden Kosmopoliten wäre unbeschränkte Freiheit ihres geistigen Verkehrs das

erste Bedürfniß; die wahre Freiheit besteht für sie in der Freiheit des Gedankens und der Mittheilung. Die Preßfreiheit sollte also, wenn irgendwo, in Deutschland vorzugsweise heimisch seyn und könnte es auch an sich um so eher seyn, als durchaus keine die Kräfte kleiner Staaten übersteigenden Ausgaben damit verbunden sind, und die Freiheit der Presse sogar den ganzen Aufwand der Volksrepräsentation in Ländern, wo über diesen Aufwand bittere Klage geführt wird und der den Volksvertretern gereichte Gehalt oft das Einzige ist, was die Ständeversammlungen nicht leer werden läßt, ersparen könnte. Allein selbst in denjenigen Staaten des deutschen Bundes, wo die Preßfreiheit schon eingeführt gewesen, mußte sie ja wieder aufgehoben werden, weil mächtigere Staaten sie nicht duldeten und es für überflüssig hielten, daß das deutsche Volk über seine eigenen Angelegenheiten sich bespreche und verständige.

Daß nun aber Manches, was in dem einen Staat nicht ausgesprochen werden darf, die Oeffentlichkeit vielleicht in einem andern nicht zu scheuen hat, und daß auch dem Verfolgten immer irgend eine Zuflucht offen bleibt, ist zwar für den Einzelnen, der ohne Gefahr seinem Unmuth Luft zu machen wünscht, bequem genug, hingegen für das Ganze ein um so größerer Schaden. Denn nicht durch das Aufgeben eines angegriffenen Postens und durch die Flucht in einen sichern Hinterhalt wird der rechte Sieg gewonnen, sondern durch das Be-

harren und Bleiben, und in diesem Sinne ist es überall, wo der erwachte Geist der neuen Zeit hinreichend erstarkt ist, um durch Verfolgung und Widerstand nicht ganz erstickt und unterdrückt werden zu können, für das Ganze immer ein wahres Glück, wenn ein Rückzug nicht so leicht zu bewerkstelligen ist, wie in unserm hundertfach getheilten Deutschland. Und leider ist ja doch der Freiheitssinn der Deutschen nur noch darin sichtbar, daß sie nirgends mehr zusammen halten, keiner sich in Andre schicken will. Bei der geringsten Kränkung eines falschen Ehrgefühls durch Seinesgleichen ist der Deutsche gleich entschlossen, jedes Band der Vereinigung mit Stamms- und Volksgenossen aufzulösen; sobald nicht Alles nach seinem Sinne geht, oder seine Eitelkeit und Eigenliebe nicht ihre Rechnung findet, zieht er sich auf sich selbst zurück oder wirft sich durch einen verrätherischen Bund mit Fremden der offenbaren Schande in die Arme.

Man sagt nun freilich: als Weltbürger brauchen die Deutschen kein besonderes Vaterland; ihr Vaterland sey überall, wo sie einen Platz finden, mit ihren Besitzthümern zu ruhen, ein Feld, sich zu nähren, ein Haus, sie zu decken. Deßwegen seyen auch die Deutschen auf der ganzen Erde gern gesehen, man begegne ihnen in allen Welttheilen, und überall wisse ihr Fleiß, ihre Treue, ihr genügsamer Sinn, ihre Ausdauer sich Anerkennung zu verschaffen.

Ich gebe dieses Alles zu, frage aber dagegen: wenn

eine kosmopolitische Nation, wie die Deutschen meinetwegen seyn mögen, ihrem Beruf auch wirklich Ehre machen und, indem das reine Urlicht der Menschheit sich in ihr verkörpert, als verbindendes Mittelglied die verschiedenartigen Völker durch allmähliche Verschmelzung einander menschlich näher bringen und zuletzt zu einer Familie verbrüdern soll: wird dann der Zweck ihres Daseyns nicht um so vollständiger erreicht, je weiter ihr Einfluß sich erstreckt, je weiter ihre Sprache, Denk- und Sinnesart in der Welt sich verbreitet? Oder erfüllt sie ihre Bestimmung etwa dadurch, daß sie immer mehr an Selbstständigkeit verliert, in fremden Nationen untergeht und überall Sprache, Sitten und Gewohnheiten anderer Völker annimmt? Es ist wahr, der Ueberfluß unserer Bevölkerung verbreitet sich über die ganze Erde und ist überall willkommen, so lange er noch etwas von den deutschen Eigenschaften an sich hat; aber diese gehen auch schnell genug verloren, und der deutsche Auswanderer verschwindet gar bald völlig unter den die Welt beherrschenden mächtigeren Nationen von mehr ausgesprochener Volksindividualität, so daß die kosmopolitische Bedeutung unserer Auswanderer als ein leerer Traum erscheint.

Gerade wenn die Deutschen zu kosmopolitischer Wirksamkeit berufen sind, ist es um so nothwendiger, daß sie nicht aufhören, eine Nation zu seyn, weil sonst ihr ganzes Weltbürgerthum nichts Andres ist, als das Uebergehen und Zerfließen in fremde Nationen. Noch

ist bis jetzt in keinem Land der Erde deutsche Sprache, Sitte und Bildung herrschend geworden, obschon aus Deutschland vielleicht mehr Auswanderer die weite Welt durchziehen, als aus den übrigen Länder Europa's zusammen genommen, und auch in dieser Beziehung zeigt es sich wieder, daß nicht einmal das Weltbürgerthum der Deutschen bestehen kann ohne Nationalität und äußere Geltung.

Allerdings scheinen die Deutschen recht eigentlich dazu geschaffen, fremde Welttheile zu bevölkern oder zu civilisiren; und was könnte aus deutschen Colonien unter einem glücklichern Himmelsstreich, in reichern schönern, Ländern sich entwickeln! Aber Deutschlands Stimme zählt ja nicht im Rath der Nationen, Deutschland geht ja leer aus bei der Theilung der Welt, und der Deutsche darf den Fuß nur unter der Bedingung über seine Gränze setzen, daß er aufhört, Deutscher zu seyn, und auf alle eigene Geltung Verzicht leistet. Und so bleibt uns denn nichts übrig, als der Ruhm eines rein negativen Weltbürgerthums oder der Charakterlosigkeit. Der wahre Kosmopolitismus ist aber keine leere Negation (wie man bei uns zu glauben scheint, wenn man den Mangel an Nationalität als Weltbürgerthum anpreist), sondern etwas durchaus Positives. Eine Nation, die ihre Persönlichkeit nirgends zu behaupten und geltend zu machen weiß, kann auch keinen kosmopolitischen oder universalhistorischen Zweck erfüllen. Leben=

dige Wirksamkeit ist überhaupt nirgends durch charakterloses Wesen zu erreichen, sondern einzig durch die Kraft und Intensität der Persönlichkeit, die allerdings um so gediegener und voller ist, je mehr sie reinmenschliche Züge in sich vereinigt und von individuellen Gebrechen rein und frei erscheint.

Die ächten, praktischen Kosmopoliten zeigt uns jene wandernde Völkerwelt der Germanen, welche ganz Europa regenerirt, deutsches Leben und deutsche Einrichtungen in alle Länder gebracht und allen Völkern des Occidents eine gewisse Familienähnlichkeit aufgedrückt haben. Und praktische Kosmopoliten müssen auch wir wieder werden, wenn wir unseres Weltbürgerthums mit Recht uns rühmen wollen.

Aus der weltbürgerlichen Bestimmung der Deutschen folgt also nicht die Nothwendigkeit des gegenwärtigen Zustandes, und die Natur- und Weltgesetze, auf welche du dich außerdem berufst, können mir die Grundlosigkeit meiner Anforderungen eben so wenig beweisen.

Fürs Erste läugne ich geradezu den von so Vielen, nicht allein von dir, dem Süden angemaßten Vorzug vor dem Norden. Die Natur hat das Menschengeschlecht nicht, wie Bonstetten, in den Menschen des Südens und in den Menschen des Nordens abgetheilt, sondern sie behauptet in der Hervorbringung ihres vollendetsten und freiesten Geschöpfs selbst auch eine höhere Freiheit, als bei der Erzeugung der niedern Organisa-

tionen. Das Genie ist im Norden so gut zu finden, als im Süden, und das trübe neblichte England hat in Shakespear einen Dichtergeist hervorgebracht, der selbst unter Italiens und Griechenlands glänzendem Himmel seines Gleichen nicht gefunden. Nur die äußerliche Ausstattung des Menschen ist nach den Ländern und den Himmelsstrichen verschieden, aber der Kern der Menschheit ist sich überall gleich. Die Volksverschiedenheiten beruhen auf minder wesentlichen Modificationen, und wenn dem Süden gewisse Vorzüge nicht abgesprochen werden können, so sind dagegen dem Norden die seinigen eben so wenig zu bestreiten. Schon vor vielen Jahrhunderten ist der Norden die fabrica humani generis genannt worden, und den zahlreichen Bewunderern des lockenden Südens genügt es wohl, den einzigen Montesquieu entgegenzusetzen, der, was die wesentlichen, höchsten Eigenschaften des Menschen anbelangt, überall dem Nordländer den Vorzug vor dem Südländer zuerkennt.

Ohne dieser Ansicht unbedingt beizutreten, behaupte ich nun doch, daß wenigstens jetzt das Uebergewicht entschieden auf der Seite des Nordens sich befindet. Der glänzende, sinnliche Süden hat sein Leben ausgelebt, und die Reihe ist an den geistigeren, starken Norden jetzt gekommen. Die alte Geschichte stellt die Lebensentwicklung des Südens dar, die neue von der Völkerwanderung an, die des Nordens. Die einst so hoch

gestandene Cultur von Hindostan, Arabien, Persien, Nordafrica ist erloschen, das üppige Kleinasien, das herrliche Griechenland, Italien, Spanien haben England, Frankreich, Deutschland und selbst Rußland weichen müssen, und sogar in diesen Ländern zeigt sich theilweise noch die Ueberlegenheit des Nordens, indem z. B. die Cultur des nördlichen Frankreichs die des südlichen bei Weitem übertrifft.

Es versteht sich jedoch, daß ich damit nicht behaupten will, die Weltherrschaft müsse demnächst an die Lappen und die Samojeden übergehen, so wenig als du unter den Südländern Neger oder Kaffern verstehst; auch will ich durchaus keinen absoluten Vorzug des Nordens vor dem Süden behaupten; ich glaube vielmehr eher das Umgekehrte. Aber auch hier finde ich den früher angedeuteten Entwicklungsgang der Natur bestätigt. Die Natur erhebt sich stufenweise zu immer höhern Bildungen, und sobald die Vollendung in einer gewissen Richtung einmal erreicht ist, wie dieß ohne Zweifel in vielen Beziehungen bei den Griechen und den Römern der Fall gewesen, so eilt sie zu einer neuen, noch höhern Schöpfung, die sie wieder von der tiefsten Wurzel aus beginnt. Nachdem im Süden vollendet war, was sie dort zunächst erstrebte, hat sich ihre Schöpferkraft dem Norden zugewendet, und ist nun hier mit neuen Bildungen beschäftigt. Und so scheint jetzt in Deutschland, nachdem dessen südliche Hälfte unter den schwäbischen

und östreichischen Kaisern längst die Oberherrschaft ausgeübt und auch der nordwestliche Theil durch die Welfen, die Hansestädte u. s. w. seine Rolle gespielt hat, die Reihe an den Osten von Norddeutschland gekommen zu seyn.

Am Schlusse deines Briefs endlich bist du noch einmal auf das alte Lied zurückgekommen, daß man im Leben nichts zu ungestüm verlangen und erzwingen wollen, sondern eben das Schicksal walten lassen müsse, welches Alles wohl und am besten zu machen wisse, wenn man nur in seine Fügungen gehöriges Vertrauen setze. Könnte ich dich doch dazu vermögen, diese heidnische Weisheit für das, was sie ist, zu erkennen! Ein solcher Glaube ziemt dem Alterthum und dem bewegungslosen Islam, nicht der neuen Zeit. Das alte Sprüchwort: Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen! ist tausendmal mehr werth als der starre Fatalismus, wenn er sich auch als Optimismus noch so schön herausputzt. Jenes Sprüchwort ist nämlich keine Verspottung des Glaubens an eine göttliche Vorsehung, sondern die tiefste, lebendigste Wahrheit und der ächte Glaube. Denn der ächte Glaube und das wahre Vertrauen auf Gott muß immer zugleich Glaube an sich und Vertrauen auf sich selbst, auf die von Gott verliehene Kraft und Freiheit seyn. Gott oder das Schicksal gibt überall nur den nothwendigen Impuls, die erste Richtung; die Fortsetzung, Fruchtbarmachung und Vollendung bleibt unser eigenes

Werk, weil sich Welt und Menschheit aus sich selbst entwickelt und eben hierin ihre Göttlichkeit besteht.

Mit dem blinden Vertrauen auf die Wege des Schicksals kommen wir zu nichts. Das ist ja eben der Jammer, daß wir Deutsche immer nur über Alles philosophiren und die schale Brühe unsrer Theorien und Abstractionen über Alles ausgießen, höchstens zu einem Wunsch, wie es gehen könnte oder möchte, uns versteigen, im Uebrigen aber die Hände in den Schoß legen, um es am Ende gehn zu lassen, wie's Gott gefällt. Wir müssen etwas wollen, und nur dann dürfen wir hoffen, daß das Glück uns beistehen und das Schicksal selbst den rechten Weg zeigen werde. Aber besser ist selbst ein irrendes Streben als eine völlige Unthätigkeit; das verirrte Streben, wenn es nur mit redlicher Absicht verbunden ist, findet sich am Ende doch zurecht, und nur dem entschiedenen Willen, nicht der thatlosen Trägheit wird, wie der Verzweiflung Alles zur Waffe, so Alles Mittel zur Erreichung seines Zwecks.

Ich weiß wohl, daß wenig Geist dazu gehört, Unvollkommenheiten in der Schöpfung zu entdecken, und daß es der Philosophie mehr Ehre macht, statt den Weltplan zu meistern oder anzuklagen, die ewige Vernunft darin zu erkennen und zu begreifen. Aber so wenig bezweifelt werden kann, daß der Weltlauf nicht so schlimm ist, als er dem erscheint, der die eigenmächtigen Forderungen eines von Oben herein construirenden Systems

als Maßstab daran hält, so verderblich und widersprechend ist es doch, wenn man auf der andern Seite so weit geht, das Bestehende als das einzig Aechte und allein Gute anzupreisen und jeder Verbesserung, als einer unverständigen Anmaßung, feindselig entgegenzutreten. Denn dieß heißt jede Selbstbestimmung läugnen und alle menschliche Freiheit für ein Hirngespinnst erklären. Auch das jetzt Bestehende ist ja ein Gewordenes, und es besteht überall nichts in der Welt als der stete Wechsel, als die Thätigkeit und die Bewegung, und an der Thätigkeit hat die Freiheit wenigstens so gut ihren Antheil als die Nothwendigkeit.

Ich lehne mich keineswegs gegen das auf, was in der Welteinrichtung sich als göttliche Nothwendigkeit erweist; ich schätze mich glücklich ein Deutscher zu seyn, so lang ich bloß ins Auge fasse, wozu die Deutschen von Natur bestimmt und erschaffen sind; aber mit dem, was die Deutschen aus sich selbst gemacht haben, kann ich mich nicht eben so zufrieden geben. Und hier gerade tritt die wesentliche Verschiedenheit der alten und der neuen Zeit, des Heidenthums und des Christenthums, am deutlichsten hervor.

Das Alterthum, an dem Begriff des Fatums hängend, wußte nichts von einem selbstständigen, freien Fortschreiten des ganzen menschlichen Geschlechts zum Bessern, Jeder dachte nur an die Machtvergrößerung des einzelnen Staates, dem er angehörte, war aber

um das Loos der übrigen Erde unbekümmert; und wenn demungeachtet die Menschheit im Ganzen weiterrückte, so geschah es unbewußt und ohne Willen. Dagegen hat unter dem erweckenden Einflusse des Christenthums die neuere Zeit zu der Idee eines allgemeinen Fortschreitens sich erhoben, überall zeigt sich ein bewußtes Weiterstreben, eine lebendige Erkenntniß des Zusammenhangs der ganzen Menschheit, ein Gefühl der freien Kraft der Völker, wodurch es in unsre eigene Hand gelegt ist, immer vollkommener und dadurch glücklicher zu werden.

Wie nun in Princip und Tendenz das christliche Völkerleben von dem heidnischen verschieden ist, so hat ersteres auch eine ganz andere Grundlage als das letztere, und besonders in dieser Beziehung hat die starre heidnische Ansicht dich zu einem groben Irrthum verführt. Griechen und Römer, überhaupt die Heidenvölker, schauten und empfanden überall nur das starre Gesetz und die Nothwendigkeit, nicht auch die Freiheit der Natur, und so konnte es ihnen nicht einfallen, etwas Unrechtes darin zu finden, wenn auch im Staats- und Völkerleben der Menschen Alles nach diesem Gesetz sich gestaltete. Es galt für natürlich und für nothwendig, daß ein Staat auf Kosten des andern bestehe; daß der stärkere den schwächern unterdrücke, beraube und von diesem Raube sich erhalte: es galt für natürlich und für nothwendig, daß im Staate selbst die Freiheit ihr Daseyn nur der härtesten Sclaverei verdanke, und von Griechen und Römern wur-

den ihre Sclaven mit einer Grausamkeit behandelt, die hinlänglich zeigt, daß sie sich der Möglichkeit eines Unrechts gegen sie gar nicht bewußt gewesen sind.

Princip des Christenthums ist es dagegen, daß kein Staat dem andern, kein Stand dem andern, kein Mensch dem andern aufgeopfert werden soll, sondern das Gesetz der Liebe verlangt, daß keiner verloren gehe. Nach diesem Princip sieht denn auch jeder einzelne Staat sich genöthigt, die Mittel zu seiner Erhaltung aus sich selbst zu schöpfen. Unsre ganze heutige Cultur und Existenz ruht auf einer natürlichern und humanern Grundlage, auf dem Ertrag und der Benutzung des eigenen mütterlichen Bodens, nicht auf Raub an fremdem, und während man im Alterthum und in der rohern Zeit des Mittelalters, um die Früchte eines Baums zu pflücken, diesen niederhieb, ist man auf das Bedürfniß einer wirthschaftlichern Benutzung aller productiven Kräfte bei uns aufmerksam geworden.

Dadurch hat man den Werth und die Wichtigkeit des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaus mehr und mehr einsehen gelernt, ohne jedoch einen Fehler zu vermeiden, der von der bloßen Verstandesansicht, die in der Welt nur Begriffe realisirt wissen will, statt daß das Erste und Letzte der Mensch und das Leben seyn sollte, sey nun diese Ansicht theoretisch oder praktisch, unzertrennlich scheint. Ueber dem Bestreben, den Ackerbau emporzubringen, Manufacturen und Gewerbe zu beför-

dern, vergißt man nämlich den damit beschäftigten Menschen, da doch dieser stets die Hauptsache seyn und bleiben sollte. Denn die Menschen sind ja doch nicht um des Bodens und seiner Cultur willen vorhanden, sondern der Boden wird angebaut um der Menschen willen, und es genügt nicht, daß durch Vervollkommnung des Ackerbaus einige reiche Grundbesitzer sich noch mehr bereichern, sondern dem das Feld bauenden Landmann muß geholfen werden; es genügt nicht, daß Maschinenbesitzer und Fabrikherren Millionen anhäufen, während ihre armen Arbeiter halb verhungern. Zwar haben Einzelne die Wichtigkeit, welche die Classe der Gewerbtreibenden und der Handelsstand bei uns erlangt hat, bereits in vollem Maße geltend zu machen und zu nützen gewußt; aber häufig wird noch immer den Maschinen und Fabriken der dabei arbeitende Mensch aufgeopfert, und noch übler ist der Bauernstand daran, der bei einem weit geringern Grade von Intelligenz vollends ganz vernachlässigt und hintangesetzt wird; und auch du stimmst in den allgemeinen Chor mit ein, daß dieser Stand eben nach dem Gesetz der Nothwendigkeit zu behandeln sey und den begünstigtern Ständen zur Unterlage dienen müsse. Die Leiden dieser geplagten Menschenclasse, welche in Deutschland zahlreicher und daher bedeutender ist als anderswo, rühren dich nicht, weil du sie bloß vom philosophischen Standpunkte, wo Reichthum und Armuth, Druck und Uebermuth, Glanz und Elend, Glück und Unglück eben

nothwendige Unterschiede sind, betrachtest, und mit Hülfe eines unsichtbar wirkenden Compensationssystems am Ende Alles wieder ausgleichst. Allein ich möchte doch Niemand rathen, dein Compensationssystem für eine ganz ausgemachte Sache zu halten und sich zu sehr darauf zu verlassen; auf jeden Fall gehören Wohlthätigkeit und Menschenliebe auch unter diejenigen Kräfte, wodurch die große Ausgleichung, falls solche auf Erden stattfindet, verwirklicht wird. Und gerade jene, mit dem Christenthum und mit dem ganzen Geist der neuen Zeit im Widerspruch stehende, Ansicht, die eine Quelle unsäglichen Elends in allen Ländern Europa's ist, wird sich noch vor dem Ablauf der nächsten Jahrzehnte als ein furchtbarer, gefährlicher Irrthum — um keinen härtern Ausdruck zu gebrauchen — ausweisen.

Es liegt nicht in meiner Art, den egoistischen Bestrebungen der Zeit das Wort zu reden oder die materiellen Interessen den geistigen unterzuordnen; ich weiß auch wohl, daß nicht die Unvernunft und die Gemeinheit, sondern die Intelligenz und die Tüchtigkeit die Welt regieren müssen, und daß es nichts Schlimmeres gibt als einen frechen Pöbel, der seinen Willen zum Gesetze macht und überall nur Seinesgleichen anerkennt. Aber Gott verhüte, daß ich je von jener falschen Weisheit mich verblenden lasse, die ihr Ohr den Klagen eines Mitgeschöpfs verschließt und für den Jammer der Menschheit keine Thräne hat, sondern sich sogar darüber freuen

kann, weil dadurch der Begriff der Welt nur um so vollständiger verwirklicht wird, ihre Gegensätze sich um so gediegener entwickeln.

Nur auf der Grundlage einer gesicherten physischen Existenz gedeiht auch das höhere geistige Leben, und darum begehrt jeder Staatsbürger mit Recht den nöthigen Spielraum zur Arbeit, die erforderliche Freiheit zum Wirken, Lohn und Gewinn für seine Anstrengungen, Sicherung und Schutz seines Erwerbs und Eigenthums, Vermehrung desselben durch rechtliche Mittel, um sich und den Seinigen eine höhere Bildung und an den Annehmlichkeiten des menschlichen Daseyns Antheil zu verschaffen. Und hiemit hätte ich nun wieder einen Hauptpunkt berührt, der die Nothwendigkeit einer festern Vereinigung Deutschlands in das klarste Licht zu setzen geeignet ist.

Bis jetzt war unter uns bloß davon die Rede, inwiefern um höherer Interessen willen eine Veränderung des politischen Zustands der Deutschen zu wünschen sey. Der eigentlich zwingende Grund aber, die absolute, prosaische Nothwendigkeit (die manche Leute allein als Nothwendigkeit anerkennen und gelten lassen) blieb unerwähnt, und dieß ist der trostlose Zustand der großen Masse der Bewohner Deutschlands, ihres Stamms und Kerns, des ackerbauenden Volks, das sich von allen Seiten bedrückt, eingeengt, verkümmert und ausgesogen fühlt, ohne bei der immer allgemeiner werdenden

Höflichkeit und Philanthropie der Verwaltungsformen und dem liberalen Anstrich unserer Einrichtungen zu wissen, was denn die eigentliche Ursache der schleichenden Krankheit ist, die seinen Wohlstand langsam untergräbt, seine Lebensquellen austrocknet, seine Existenz vergiftet und unterhöhlt.

Der Grund dieses Verderbens ist kein anderer, als daß dreißig Familien sich bis jetzt nicht überzeugen konnten, daß für dreißig Millionen Menschen dreißig Könige zu viel sind, weil die meisten ihrer Unterthanen dieß selbst noch nicht einsehen, diejenigen aber, welche es wissen, der Hof, der Adel und die Beamten, ihre Rechnung dabei finden, wenn eine Unzahl kleiner Fürsten mit allen Ansprüchen mächtiger Monarchen auftritt, ohne als Ersatz ihren Unterthanen einen der Vortheile bieten zu können, welche der Beherrscher eines großen selbstständigen Reichs den seinigen zu sichern vermag. So verzichtet man auf alle Wohlthaten, die eine beschränkte patriarchalische Einrichtung einem kleinen Staate zuwenden müßte, um den täuschenden und kostspieligen Schimmer einer Größe hervorzubringen, der nur den Spott der Mächtigern zu reizen taugt.

Daß der gegenwärtige Zustand seit der Auflösung des deutschen Reichs sich erhalten hat und bestehen konnte, ist kein Beweis dafür, daß er immerfort bestehen kann, und die Zukunft wird es, vielleicht spät

und nach langer Schmach und Drangsal, aber unausbleiblich lehren, daß Deutschlands Fürsten entweder von ihrer jetzigen Scheinhöhe freiwillig und selbst unaufgefordert herabsteigen, oder mit ihren Unterthanen zu Grunde gehen müssen. Wenn nämlich die meisten deutschen Fürsten fernerhin wie unverträgliche Geschwister nichts Gemeinschaftliches haben wollen, sondern jeder den andern zu überbieten oder ihm einen Vortheil abzugewinnen sucht, und jedes kleine Ländchen die ungeheuern Anforderungen, welche man bei dem jetzigen Culturstand an den Staat in Gesetzgebung und Verwaltung, Kriegswesen, öffentlichen Anstalten und Pflege von Kunst und Wissenschaft zu machen berechtigt ist, aus eigenen Mitteln ganz allein bestreiten soll; wenn daneben noch ein maßloser Fürstenprunk den angenommenen Schein der Größe unterstützen und die falsche Ehre retten soll, so muß der Druck der Abgaben und öffentlichen Lasten alle Lebenskraft des Volks erschöpfen. Vergebens, daß man das Uebel, das man zu fühlen anfängt, durch ängstliche Sparsamkeit im Einzelnen, durch eine aufmerksame Rechtspflege, strenge Ordnung und verbesserte Gesetzgebung zu verringern, das Gewicht der Staatslasten durch gleichere Vertheilung und durch mildere Verwaltungsformen zu erleichtern sucht. Es wäre undankbar und ungerecht, die Gutmüthigkeit deutscher Regierungen verkennen zu wollen, und daß muthwillige Bedrückungen, schreiende

Ungerechtigkeiten und höhnischer Uebermuth ohnehin zu den höchst seltenen Ausnahmen gehören, wird kein Billigdenkender zu läugnen begehren.

Der Fehler liegt im System, und ohne daß dieses von Grund aus geändert wird, ist keine Abhülfe möglich. Weil viele von den deutschen Fürsten in dem bisherigen eifersüchtigen Wettstreit glücklich gewesen sind, so glauben sie und ihre Rathgeber, es könne immer so fortgehen, wiewohl die Unmöglichkeit, daß alle groß werden, am Tage liegt und wirklich groß nur Einer werden kann. Statt dieses einzusehen ist es als ob absichtlich auf einem die Kräfte der Länder übersteigenden Aufwande bestanden, als ob geflissentlich ein mit der Beschränktheit der Mittel in keinem Verhältniß stehender Maßstab angelegt und der Staatseinrichtung der Zuschnitt großer Reiche gegeben würde, um Fürsten und Unterthanen zu fortwährenden Vergrößerungsanstrengungen zu nöthigen und den vermeintlichen Ansprüchen auf Zuwachs an Macht und auf Gebietserweiterung nichts zu vergeben.

Man hört in allen öffentlichen Verhandlungen so viel von den Wohlthaten, welche die deutschen Völker ihren Fürstenhäusern zu verdanken haben, von dem zunehmenden Wohlstande und der allgemeinen Glückseligkeit in den zum Range von unabhängigen Fürstenthümern und Königreichen erhobenen Ländern, und gutherzige Fürsten, die ihr Land nur aus den Beschreibungen ihrer Höflinge

und Beamten kennen lernen, mögen diese treulosen Schmeicheleien gerne glauben. Aber worin bestehen denn die Segnungen, von deren Lobpreis unsre Ständehäuser widerhallen, womit in Thronreden geprunkt und in Dankadressen lügnerisch geschmeichelt wird? Läuft nicht die ganze Antwort darauf hinaus: Es gibt kein Deutschland, aber viele deutsche Länder, und unter diesen allen ist kein einziges, das nicht in irgend einer Beziehung seit der Auflösung des deutschen Reichs gewonnen hätte? — Das mag nun wohl wahr seyn, denn der Genius der neuen Zeit hat nothwendig in allen Ländern einige Spuren zurücklassen müssen. Aber die Leiden und Verluste werden bei dieser Betrachtungsweise nicht in Gegenrechnung gebracht. Und nun betrachte man auch, wie die Wirklichkeit mit jenen Schilderungen übereinstimmt, welche die herrschende Volksstimmung mit den daraus hervorgegangenen Ereignissen der neuesten Zeit so furchtbar Lügen straft.

In die tiefern Kreise der Gesellschaft muß man hinabsteigen, in der Hütte des Landmanns muß man sich umsehen, wenn man das Elend, welches eine unselige Zerstücklung über Deutschland gebracht hat, in seinem ganzen Umfang ermessen will. Dort ist zu sehen, wie das fleißigste Volk der Erde kaum so viel erwirbt, um gegen Hunger und Kälte nothdürftig geschützt zu seyn, wie die kräftigsten Naturen durch harte Entbehrungen und unnatürliche Anstrengung vor der Zeit

altern und in stündlichem Kampf und Ringen um die elendeste physische Existenz sich aufreiben, wie Tausende von Vätern den Tod ihrer verkrüppelten Kinder als eine Gunst des Himmels, ihren eigenen aber mit der stumpfen Fühllosigkeit des Leibeigenen ansehen, wie die Tröstungen des Glaubens nicht mehr hinreichen, ihre Verzweiflung zu dämpfen, wie ein thierischer Rausch ihre einzige Erholung und manches der gemeinsten Lebensbedürfnisse für sie ein unerschwinglicher Luxus geworden ist.

Warum tritt denn nun in den Versammlungen der Stände Niemand auf, der den Fürstenschmeichlern zuruft, dieses Schauspiel zu betrachten und zu erröthen, wenn sie es vermögen und nicht das Entsetzen ihre Wangen bleich färbt? Warum fragt keiner, ob denn dieser Jammer ewig dauern und Millionen Menschen wie das Ackervieh sich quälen sollen, nur damit die herrschenden und bevorrechteten Familien von dem gemeinen Loos der Sterblichkeit nie etwas erfahren und irdische Speise den ekeln, an Nektar und Ambrosia gewöhnten Gaumen der Erdengötter nicht beleidige? Warum verlangt man nicht von den allzeit fertigen Dienern und Werkzeugen der Gewalt, daß sie aufhören, es als ein Gesetz göttlicher Weltordnung zu verkünden, daß der saure Schweiß des Armen von den Vornehmen muthwillig verpraßt werde, daß sie dem erdrückten Landmann die versiegten Lebensquellen wieder öffnen, seinem rastlosen Fleiß einen lohnenden Gegen=

stand verschaffen und sein Elend länger nicht mit dem Lügengerede von Völkerglück und Landeswohlfahrt verhöhnen?

Statt dem Blick der Fürsten einen Abgrund, welchem sie entgegen gehen, zu verhüllen, sollten jene, deren Rath die Fürsten lauschen, mit tausend Zungen ihnen zurufen, den bisherigen Weg zu verlassen, ihrem Volke sein heiligstes Eigenthum, seine Nationalität zurückzugeben und das zum Lastthier herabgestoßene Geschlecht der Landbewohner wieder zu Menschen zu machen.

Denn auch diese unglücklichen Heloten harren der Erlösung, und auch ihre Stunde muß noch kommen. Wie jetzt der dritte Stand die Hauptrolle in der Tagsgeschichte spielt und die Interessen des Handels und der Gewerbe die erste Berücksichtigung finden, so wird einst, wenn der gesuchte Rückweg aus der Unnatur zu der Natur wieder gefunden ist, eine Zeit kommen, wo eine bereitwillige Anerkennung dem Stande der jetzt mit Füßen getretenen Landbewohner zu Theil wird und die höchste Beachtung ihren Rechten und Bedürfnissen gewidmet ist.

Führe man sie behutsam und mit Klugheit der bessern Zukunft, die ihnen werden muß, entgegen, wecke man sie nicht durch fortgesetzten Druck gewaltsam aus ihrem Seelenschlummer, zerstöre man nicht muthwillig in ihnen die letzten Reste frommen Glaubens und treuer Anhänglichkeit. Denn noch lebt in diesen mißhandelten Menschen jene Religion der Treue, die in aufopfernder Anhänglichkeit an das angestammte

Fürstenhaus einen Gottesdienst begeht. Noch würden Tausende von ihnen auf den ersten Ruf den Fahnen ihres bedrohten Landesherrn zueilen und Blut und Leben für ihn einsetzen. Aber diese Pietät schwindet täglich mehr und wird bald ganz verschwinden, wenn es fortgeht, wie bisher. Die ersten, halbverstandenen Laute von den Rechten, die man ihnen vorenthalte, haben schon den Weg zu ihrem Ohr gefunden; sie sind aufmerksam und mißtrauisch geworden, tausend Uebelwollende sind geschäftig, das Feuer zu schüren und anzublasen. Sie haben gehört, daß die Nationen nicht zum Vergnügen der Fürsten da seyen; sie beginnen zu ahnen, daß die erworbenen und verjährten Rechte von dreißig Familien nicht heiliger seyn können, als die unveräußerlichen Urrechte von dreißig Millionen Menschen: ihre Ansprüche sind unabweisbar; und wenn auch die Philosophie es in der Ordnung findet, daß der Bauernstand den höhern Ständen zur Unterlage diene und geopfert werde, so ist dieß doch nicht die Lehre des Christenthums, und neben dem Gesetze der Nothwendigkeit, welches die Philosophie erkennt und ausspricht, und das keiner menschlichen Nachhülfe, um sich geltend zu machen, bedarf, gilt in der Welt, welche der gemeinsame Inbegriff aller Gegensätze ist, auch das höhere Gesetz der Liebe, das nur durch Freiheit ins Leben tritt, nur durch die Kraft der sittlichen That erfüllt werden kann.

Wollen wir dieses Gesetz nicht ehren und soll auch in Zukunft für den Stand der Bauern nichts geschehen, derselbe vielmehr, wie bisher, bei den meisten Verbesserungen und Fortschritten der Gesellschaft leer ausgehen oder gar die Kosten davon allein tragen: so werden sie am Ende mit der Wuth gereizter Tiger sich auf Städter, Fürsten und Beamte stürzen und die Gräuel eines Bauernkriegs, bei vielen schon das tägliche Gespräch und stündlicher Gedanke, sich erneuern.

Dieß zu verhüten und den Uebergang zum Bessern einzuleiten, scheint nur dadurch möglich, daß Deutschlands Fürsten sich um eine Stufe tiefer und ihren Unterthanen wieder näher stellen, indem sie unter einer gemeinschaftlichen Bundesfahne zum Wiederaufbau des gemeinsamen Vaterlands sich brüderlich die Hand reichen. Und ich sehe nicht ein, warum der Widerwille hiegegen so unüberwindlich seyn sollte; warum deutsche Fürsten es niemals begreifen sollten, daß sie nicht bloß gegen ihre Provinz, sondern auch gegen die Nation Verpflichtungen zu erfüllen haben; daß es Verrath an der Nation wäre, um ein paar Ruthen Landes, die sie für sich und ihre Familien gewinnen können, das gesammte Deutschland den Ausländern Preis zu geben, und daß die Ehre ihres Hauses es nicht fordern kann, eine Selbstständigkeit zu erhalten, die nur um den Preis der Schande, des beständigen Bürgerkriegs und des Ruins ihrer Völker in die Länge noch gefristet werden mag.

A n h a n g.

I.

Demagogen.

Die ganze Woche tranken wir, vom Abend bis zum
Morgen,
Die Sonne trunken untersank und trunken kam der
Morgen;
Und als der Samstag Abschied nahm mit glühendrothen
Wangen,
Ging's um und um: der süße Wein war noch nicht aus-
gegangen.
So fing der Sonntag wieder an und schloß, bei neuen
Bechern,
Wie einen Ring der Ewigkeit der Woche Kreis den Zechern.
Da war ein voller Frühling uns im Winter angebrochen,
Der karge Norden blühte warm, vom Jugendtraum be-
stochen;
Wie junge Götter flammten wir in Muth und Kraft zu-
sammen,
Die Erde voller Sonnenschein, am Himmel Funken
schwammen.

Die Vögel sangen allzumal, die Bäume streuten Blüthen
Betäubend nieder voll und schwer, darunter Küsse glühten;
Und jedes Mädchen ward uns hold, wir kosten um die Wette:
Gar nirgends eine Spröde war, die sich vertheidigt hätte.
Dann that sich auf ein weites Feld von Ruhm nnd Sieg und Wunden,
Es riefen die Trompeten laut zu noch viel reichern Stunden;
Die Wunden alle schmerzten nicht, kein Leben war zu theuer,
Und heller flog's von Angesicht zu Angesicht wie Feuer;
Und nach den Schlägern griffen wir und jauchzten Freiheitslieder
Die ganze lange wilde Nacht: so kam der Morgen wieder.
Da stand erbaut die Republik beim Schein der letzten Sterne,
Und kühnauffordernd unser Ruf durchklang die stille Ferne:
„Nun laßt die Kaiserheere ziehn, laßt alle Fürsten kommen,
Unüberwindlich stehen wir der Sterblichkeit entnommen!“

II.

Der Rhein und seine Töchter.

Die Sehnsucht trieb mich einst zum Rhein,
Bei seinem Rauschen nickt' ich ein,
Die Sterne leis am Himmel zogen,
Sie glänzten auf den breiten Wogen;
Da flog mit triefendem Gewand
Ein Schwarm von Mädchen an den Strand.

Mir däuchten sie gar fremd von Art,
Muthwillig, lustig, leicht und zart,
Sie tanzten, kicherten und sangen;
Drauf kam ein ernster Greis gegangen,
Der trank aus mächt'ger Urne Wein,
Es mochte wohl der Flußgeist seyn.

Ein Lieblingskind trat vor ihn hin,
Nahm sanft den alten Herrn am Kinn:
„Du, Vater, kannst seit alten Tagen
So schön die Wasserorgel schlagen,
Und diese warme Mondennacht
Ist wie zum Tanz für uns gemacht."

„Erlkönig uns schon lange plagt:
Wir hätten's ihm ja zugesagt,
Auch hab' er jetzt viel hübsche Knaben,
Die bringt er und noch andre Gaben!
Dann unser Liebling, Ariel, —
Ich sorge wahrlich, daß er schmähl'."

„Denn auch sein König Oberon
Vergißt bei uns der Lüfte Thron;
Du selber sagst, der möge werben,
Du dürfest's nicht mit ihm verderben,
Weil seine Frau, Titania,
Dich immer gern bei Mondlicht sah."

„Doch ist dir unser Lärm zu viel,
So laß uns nur allein zum Spiel!
Und kommt der Puck mit plumpen Spässen,
Dem wollen wir das Hemd durchnässen;
Ein Stündchen unter uns allein
Kann ja nicht so gefährlich seyn."

„Ach! mit den Menschen ist's doch aus,
Die finden nicht mehr unser Haus:
Denn wir sind jung und froh geblieben,
Sie wissen nur den Strom zu trüben,
Und rudern auf und ab den Rhein,
Als könnt' nichts drinn wie Fische seyn."

„Zwar die Franzosen wären recht,
Seitdem die Deutschen gar so schlecht;
Wenn sie nur besser deutsch verständen,
Längst hielt ich sie mit beiden Händen:
Ach, lieber Vater, geht's wohl an,
Daß ich Französisch lernen kann?"

Da schnaubt der Alte, zornentbrannt:
„Was plapperst du für Unverstand!
Das fehlte noch, bei meiner Ehre,
Daß ich mein Kind Französisch lehre!
Ich schwör's, daß ich ein Deutscher bin,
Und will's auch bleiben immerhin."

„Meint ihr, ich hätte, felsgezwängt,
Sonst meine Bahn im Sturz gesprengt,
Und triebe, nie vermischt, die Wellen,
Durch Wasserschlünde, tief wie Höllen,
Ja, stürbe lieber Durst im Sand,
Als daß ich ließ mein theures Land?"

„Jetzt freilich sind die Deutschen schlecht!
Drum, wo sonst Männer froh gezecht,
Soll auch mein Wein zur Erde laufen,
Den jetzt die Diplomaten saufen!
Und ihr seyd ganz den Deutschen gleich!
Nur fort in's Haus! Gott besser' euch!"

Am Boden floß der edle Wein;
Doch drang der ganze Schwarm schon ein
Mit Schmeichelbitten auf den Alten,
Da half kein Zank, kein Stirnefalten;
Der Leichtsinn jauchzt, indeß er grollt
Und trauernd fern die Wogen rollt.

III.

Die Burgen.

Ich wußt' ein Schloß am deutschen Rhein, —
Soll jetzt verkauft an Juden seyn, — *)
Draus wollt', ins schöne Land zu schauen,
Ein Junker sich ein Lusthaus bauen:
Da ward gehämmert und gepocht,
Was seiner Fröhner Arm vermocht.

Doch mancher gute Stahl zersprang,
Und wie, wenn sonst die Axt erklang,
Dryaden wimmerten im Haine,
So lösten klagend sich die Steine;
Der Bauherr kam schon in der Nacht,
Das Werk zu fördern früh bedacht.

Und wie der Mond aus Wolken quillt,
Sieht er ein mächtig Ritterbild,
Das schwebt, in Stahl die dunst'gen Glieder,
Mit luft'gem Schritt den Wallgang nieder,
Starrt an die Mauern, feucht und grau,
Spricht dann: „Nicht wahr, ein fester Bau?"

*) Dieses Schicksal soll nach öffentlichen Blättern die Burg Franz von Sickingens in Rheinbayern gehabt haben.

„Was meinst du, die solch Adlernest
Geschmiedet an der Klippe fest,
Sie waren doch auch keine Wichte?
Ihr kennt sie ja aus der Geschichte,
Die wir in Erz mit Eisenhand
Für euch zum Zeitvertreib gebrannt?“

„Von diesen Burgen, die ihr brecht,
Stieg kämpfend einst ein kühn Geschlecht:
Wir traten Welschland auf den Rücken,
Uns mußte Frankreichs Stolz sich bücken,
Und in der Welt der Christenheit
Galt unser Name weit und breit.“

„Da war ein König uns genug,
Daß er der Erde Scepter trug,
Und eure Fürsten armer Bauern —
Sie hausten noch in solchen Mauern;
Jetzt meßt ihr Kronen schäffelweis,
Und Volk und Ehre fällt im Preis.“

„Gesetz und Freibrief schrieben wir,
Und brauchten doch nicht viel Papier;
Ihr Bettler, denen nichts geblieben,
Habt Tintenmeere schon verschrieben;
Ihr tappt nach Allem, was nicht sticht,
Kehrt nur an eigner Schwelle nicht.“

„Statt daß ihr seyd das Herz der Welt,
Wie's Gott in seiner Huld gefällt,
Darf jeder Fremdling sich vermessen,
Wie nassen Schwamm euch auszupressen;
Im Rath der Völker sitzt ihr stumm,
Enterbt von Ruhm und Eigenthum.“

„Was Noth thut, fragt die Knaben doch! —
Vielleicht sie wissen's besser noch,
Da sie die Zügel fassen wollten,
Die kraftlos eurer Hand entrollten, —
Die ihr in dumpfe Kerker steckt,
Weil eine Kinderfaust euch schreckt.“

„Ihr prahlt von Treue — schlimmster Wahn!
Zwar hackt ihr, wie der Pelikan,
Die Brust euch auf, seyd eure Schinder,
Nur freilich nicht für eure Kinder,
Und eure Treu', im Frohndienst stark,
Ist hohl von Knochen, faul im Mark.“

„Sieh! das ist Treue, wenn dieß Herz,
Gepanzert einst in starres Erz,
Im Leichentuch für Deutschlands Ehre
Noch schlägt, wie wenn's im Harnisch wäre,
Und, von der Heimath Schmach gekränkt,
Des Grabes rost'ge Pforten sprengt.“

„Denn schon seit manchem Hundert Jahr'
Die Burg hier meine Warte war:
In Thälern wohnt das Volk der Zwerge,
Doch stehen fest noch unsre Berge!
Sie dämmern schon — o lenktet ihr
Nach Ost den Blick und folgtet mir!"

„Der Sonne, wie der Nacht, verwandt,
Habt ihr ein doppelt Vaterland,
Und seyd ihr, Götter einst dem Norden,
Jetzt feig und jämmerlich geworden,
So geht und wärmt euch wieder dort!
Des Eismeers Hunde treibet fort!"

„Wie ihr, im Herz der Sonne Gluth,
Das Land einst suchtet, wo sie ruht,
So breitet jetzt auf neuen Wegen
Der alten Heimath euch entgegen
Und holet aus der Sonne Land
Die Gluth zu frischem Opferbrand."

„Doch sieh! das Tagroth färbt die Luft,
Der Tod ist streng, es gähnt die Gruft,
Und ich vergaß, zu wem ich rede,
Geh, Wurm, daß nicht die Angst dich tödte!
Noch eins, willst du mich nimmer sehn,
So laß die alte Mauer stehn!"

IV.

Einst und Jetzt.

Meiner Heimath Berge dunkeln,
Fluthend in der Wälder Grün,
Und gleich Heldenaugen funkeln
Sterne die darüber glühn.
Dämmernd Licht umfließt die Wipfel,
Wo das hehre Schweigen thront;
Hohenstaufens schlanken Gipfel
Krönt, ein Geisterfürst, der Mond.

Hohenstaufen, sel'ge Sterne!
Beide Friedrich, Konradin!
Schaut ihr aus verhüllter Ferne
Jetzt nach eurer Wiege hin?
Schweb' herab aus ihrer Wolke,
Liederfrühling! Waffenklang!
Ueber dem verwaisten Volke
Tönt erweckender Gesang!

Kühner Rothbart! nicht gestorben
Bist ja du, du schlummerst nur,
Wo um Heil das Schwert geworben,
Suchend des Erlösers Spur;
Aber in der Zauberhöhle
Hält dich harter Schlaf gebannt;
Wann erwachst du, Heldenseele,
Fliegst, ein Sturm, verjüngt durch's Land?

Kaiser Karl! von dem sie sagen,
Daß noch oft dein Banner rauscht,
Wenn du fliegst im Wolkenwagen
Und dein Volk dem Siegsruf lauscht,
Wo bist du? Den Ruf zum Siege
Freilich hört kein Deutscher mehr,
Und der Glaube ward zur Lüge,
Harrt umsonst der Wiederkehr.

Und du, heiligster der Schatten,
Herrmann! der als Opfer fiel,
Deutschlands sterbendes Ermatten
Treibt dich's nicht vom blut'gen Pfühl?
Sagt man doch, Erschlagne kehren
Wieder, bis ihr Geist versöhnt; —
Kannst du ruhen, statt zu wehren,
Wo man deinen Schatten höhnt?

Doch die Helden sind geschieden,
Die Vergangenheit ist todt!
Seele, von des Grabes Frieden
Wende dich zum Morgenroth,
Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entlegnen Ostmeers trug.

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlass'nen, Heimathlosen,
Mit der goldnen Schwinge zu!
Und mit mächt'gem Flügelschlage
Triff die Eulen, Raab' und Weih!
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!

V.

Die Eiche.

Es war ein glühender schwüler Mittag,
Als sinnend im Schatten des Waldes ich lag;
Ich hörte die Wellen dicht unter mir rauschen,
Es war so geruhig und heimlich, zu lauschen,
Ich fragte die Eiche schon halb im Traum:
„Bist du denn noch immer der deutsche Baum?“

„Du greifst in den Aether mit mächtigem Arm;
Der Deutsche wird jetzt nur am Ofen noch warm!
Du wurzelst fester in Sturmes Wehen;
Der Deutsche kann bald nicht mehr aufrecht stehen!“
Und wiederum fragt' ich im nahenden Traum:
„Bist, Eiche, du immer noch Deutschlands Baum?“

Ich schlummerte schon, da erblickt' ich ein Bild,
Wie Mondenlicht zart, wie die Abendluft mild;
Es glitt wie ein Schatten der Wehmuth hernieder,
Gebadet im Thau die verschwimmenden Glieder,
So schmachtend das Auge, so lieblich im Gram,
Daß ich mit Erbeben die Worte vernahm:

„Bist

„Bist du's, der redet zu meinem Baum?
Was willst du? ich bin ja mir selber ein Traum!
Wie soll die Verlassene Kunde dir geben?
Kaum glimmt noch am Docht das ermattete Leben,
Und lang ist vorüber die glückliche Zeit,
Wo ich der Gespielen im Wald mich erfreut."

„Einst war ich die erste beim lustigen Reihn;
Jetzt steh' ich in ihrem Getümmel allein!
Sonst ward ich nie satt, die Verirrten zu necken,
Und spukend die Jäger, die Schiffer zu schrecken;
Jetzt fragen die Lüfte, die flüsternd mir nahn:
Wer hat Schönliebchen ein Leids gethan?"

„Ach, hohl ist ihr Busen und eitel ihr Scherz!
Mich drängt's an ein volleres schlagendes Herz!
Ja, wenn ich im Spiegel der Fluth mich beschaue,
Und hinter mir lauschend das Wolkenlosblaue —
Ich möchte zerfließen im Glanze der Höhn,
Ich möchte verschwimmend im Strome vergehn."

„Zwar sterb' ich einst, aber ich werde nicht alt;
O käme der Tod und erlöste mich bald!
Mir sagen's die Winde mit luftigen Zungen,
Mir haben's die ahnenden Vögel gesungen:
Nicht immer in Waldesnacht bleib' ich gebannt,
Einst leuchtet mir Liebe zum sonnigen Land."

„Und so ist die Eiche noch Deutschlands Baum:
Sie schweigt, wie das Volk, im geduldigen Traum.
Komm wieder, so will ich dir mehr noch entdecken!
Mein Völkchen ist friedlich, und darfst nicht erschrecken,
Erblickst du gelagert, den Rasen zum Pfühl,
Im nächtlichen Bade der Nymphen Gewühl."

Ein Lächeln verklärte den Mund, wie sie schied,
Doch wußte sie nicht, was ihr Auge verrieth:
Die quellenden Augen, zwei schlummernde Seelen,
Sie konnten die Fülle der Brust nicht verhehlen,
Und als ich erwachte, da blinkte schon fern
Vom schauernden Wipfel ein doppelter Stern.

Dann hört' ich im Gehn noch ein Flüstern und Wehen,
Und sah die Gestalten der Bäume sich drehen;
Der Mond stand hoch in verschwommenem Glanze,
Leis spielte der Wind zu dem seltsamen Tanze,
Und starr und düster die Eiche nur blieb,
In ihrem Wipfel der Stern schien trüb.

VI.

König Artus.

Der Schiffer hört bei stillem Meer
Die Glocken der versunknen Stadt,
Tief schwebt die Möve drüber her,
Die Nixe leis gerufen hat.

Mit schwarzer Locke, Blüthenmund,
Ihr dunkles Aug' in feuchter Gluth,
Ist sie emporgetaucht vom Grund,
Ragt bis zum Gürtel aus der Fluth.

Sie hat den Schiffmann angeblickt
Und mit dem Blick sein Herz bethört;
Schnell ist zur Fahrt sein Kahn beschickt,
Wie er den dritten Ruf gehört.

Er folgt der Zauberstimme Laut,
Sie rudern vor dem Sturme hin;
Er weiß, daß er dem Tod vertraut,
Nicht Demantketten hielten ihn.

Und einer zweiten Glocke Ton
Antwortet aus der Wolkenstadt,
Wo König Artus seinen Thron
Den Sternen nah errichtet hat;

Wo er des Schiffers Geist empfängt,
Wenn ihn der Nixe List betrog,
Die stromab seinen Kahn verlenkt,
Sein sterblich Theil zur Tiefe zog.

Denn als in grauer alter Zeit
Das deutsche Volk im Heldendrang,
Nach Beute wandernd, Ruhm und Streit,
Im Siegesrausch die Welt bezwang;

Da hielten bang die Geister Rath
Aus Deutschlands Bergen und vom Meer,
Erlkönig aus der Waldnacht trat,
Aus Seen und Grotten stieg ein Heer.

„Wenn Alles wandert, Alles eilt,
Zu suchen das entfernte Glück:
Wer ist's, der unsre Sorgen theilt?
Wer bleibt zum Trost für uns zurück?“

„Auf! nehmen wir ein Unterpfand
Für unsrer Helden Wiederkehr!
Ihr Nixen, vom Britannenland
Bringt uns den König Artus her!“

Und Artus, dem an Ruhm und Macht
Kein Fürst der Erde damals gleich,
Verlor in einer großen Schlacht
Der Kronen zwölf und Heer und Reich.

Da warf er in den Strom sein Schwert,
Das eine Geisterhand ergriff;
Die Nixen, die ihn lang begehrt,
Entführten ihn auf schnellem Schiff.

Nach Deutschlands Küste ging sein Lauf;
Dort harrten seine Ritter schon,
Die Tafelrunde nahm ihn auf,
Aus Abendwolken glüht sein Thron.

Und in der Meerstadt auf dem Grund
Thront Königin Ginevra flott,
Manch Lächeln von dem holden Mund
Grüßt noch den trauten Lanzelot.

Doch sehnend oft der König blickt
Zurück nach seiner Heimath Strand;
Wie viel der Boten Deutschland schickt,
Vor ihm noch keiner Gnade fand.

Er denkt der Seinen immerdar
Und ebnet ihrem Kiel das Meer:
Gewartet hat wohl tausend Jahr'
Das Volk auf seine Wiederkehr.

So oft der Thurm im Meere dröhnt,
Bevölkert Sturm das stille Reich;
So oft die Wolkenglocke tönt,
Wird eine Königswange bleich.

Dann mischen Wolken sich und Fluth,
Das Meer im tiefsten Grunde gährt:
Doch von dem ächten Stamm und Blut
Der Helden keiner wiederkehrt.

VII.

Fragen.

Saget, Winde!
Wo ich finde
Noch vom ächten deutschen Blut?
Redet ihr, die ewig schweifend,
Berg und Meer im Fluge streifend,
Nimmer weilt und nirgends ruht!

Was ich sehe
In der Nähe,
Scheint gemeiner Wegwurf nur,
Stumm unwürd'ge Lasten tragend,
Sich auf fremder Fährte plagend:
Drum, wo geht die rechte Spur?

Sind's die Franken?
Auch im Schwanken
Läßt ihr Eifer nicht vom Streit,
Und aus unserm Kranze pflücken
Blatt für Blatt sie und zerstücken
Unsres Ruhmes Ehrenkleid.

Hat die Müden
Nach dem Süden
Heißer Sehnsucht Drang geführt?
Hat ein Heimathstrieb zur Sonne,
Nach des Aufgangs Strahlenwonne,
Tief das alte Herz gerührt?

Ist's Britannien,
Oder Spanien?
Ist's vielleicht in Afrika?
Decken Welschland ihre Heere?
Weht ihr Banner auf dem Meere?
Denn ich weiß, sie waren da.

Die sich drücken
Hier und bücken,
Wie's die Wetterfahne lehrt,
Stumpf ihr Heiligthum zerstören
Und bei fremden Götzen schwören,
Fremde selbst am eignen Herd;

Die sich brüsten,
Daß sie wüßten
Alles bis auf Eins, was Noth,
Träumer ohne Mark und Ehre,
Sind nicht Enkel jener Heere,
Deren Schwert der Welt gebot.

Doch die Zungen,
Die erklungen
Einst im Völkerwalde sind,
Ruft ihr Klang nicht uns noch immer?
Wärmt der alten Sonne Schimmer
Nicht der Helden spätstes Kind?

Heischt nicht Rache
Unsrer Sprache
Schwächster Laut, der uns ein Pfand,
Daß nicht jede Spur vergangen,
Wenn wir einst zurück verlangen,
Was der Fremden List entwandt?

Wohl zur Stunde
Wird euch Kunde,
Winde, die ihr Alles seht,
Daß die Wälder zürnend stöhnen
Und die deutschen Berge dröhnen,
Durch die Fluthen Aufruhr geht!

Schon im Düstern
Hört ihr's flüstern,
Wenn ihr stürmt in heil'ger Nacht!
Drohend hallen dumpfe Stimmen,
Und zerstoßne Fackeln glimmen,
Bald zu Flammen angefacht!

Redet, redet!
Wie verödet
Deutschlands Eichenhaine sind,
Soll kein Morgen drüber tagen?
Alles schweigt, und meine Fragen
Sind wohl Reden in den Wind?

VIII.

Die beiden Schwerter.

Zwei Schwerter hat der Herr der Welt
Zu Wehr und Regiment bestellt:
Er thront im Himmel, ewig Sieger,
Und wer ihm dient, ist Gottes Krieger:
Das eine Schwert der Kaiser nahm,
Auf Petri Stuhl das andre kam.

Die beiden Schwerter, blank und schwer,
Durchblitzten Erde, Luft und Meer;
Wie Sonn' und Mond den Erdkreis hüten,
Im Doppelschirm die Reiche blühten;
Doch beide wurden endlich kalt
Und mit dem Papst und Kaiser alt.

Das eine war vom Hauen stumpf,
Das andre fiel in einen Sumpf,
Seit Habsburg's Adler, der's getragen,
Verzagt und träg, statt frisch zu wagen,
Am Tag der Auferstehung schlief,
Der ihn mit tausend Stimmen rief.

Denn als des deutschen Mönches Hand
Das stumpfe Schwert dem Papst entwand,
Wollt' er's geschärft dem Kaiser bringen,
Der aber floh sein helles Klingen;
Da wurden ihm die Jungen gram,
Und Zank und Streit kein Ende nahm.

In Strömen rann das deutsche Blut;
Mit ihm verflog der beste Muth;
Kein neuer Aar, trotz Blut und Wunden,
Hat das verlorne Schwert gefunden,
Und Oestreichs Adler träumt ja doch
Und bläht sich auf, als hätt' er's noch.

Zwar einer ward so wohl erprobt,
Daß man als ächt die Gattung lobt:
Die Fänge stark, die Schwingen sicher —
Sie heißen Friederich und Blücher;
Er sey's, der Alles wieder bringt,
Dem bräutlich Luthers Tochter winkt!

Der Jungfrau Züge seht ihr nicht,
Wie ich sie schaut' im Traumgesicht:
Schon trat in's Auge die Verklärung,
Der Sehnsucht lächelte Gewährung,
Wenn gleich ihr Alter jetzt noch zart,
Ihr Blut noch winterlicher Art.

Denn langsam reift das deutsche Kind,
So himmlisch Wuchs und Bildung sind;
Doch einst wird sie ihr Fest bereiten
Und durch die Länder siegend schreiten;
Glückselig, wer den Tag erlebt,
Der auf der Erde Thron sie hebt!

IX.

Des Deutschen Vaterland.

O Deutscher ohne Vaterland!
O Vogel ohne Nest!
O Träumer an der Klippe Rand,
Wie ist dein Schlaf so fest!

Woher du kommst, wohin du gehst,
Du weißt es längst nicht mehr,
Treibst, wie dich Sturm und Woge stößt,
Auf leckem Schiff umher.

Einst flog dein Name, Siegsgeschrei,
Mit allen Winden aus;
Blieb denn als Satz nur ekler Brei
Statt Heldenbluts zu Haus?

Verlassen hat dein Kaiser dich,
Den du dir stolz erkorst;
Ein Schutzgott um den andern wich,
Bis du dich selbst verlorst.

Ein einzig Banner hält noch Stand,
Ein Schirm aus Norden winkt,
Ein Leuchtthurm an der Ostsee Strand
Vom letzten Hafen blinkt.

Die Sonne lauscht am Morgenthor,
Das Nordlicht dämmert fern,
Ein junger Eichwald steigt empor,
Und drüber schwebt ein Stern.

So hell, wie Friedrichs Auge war,
Durchglänzt der Stern den Wald;
Da schauert leis der Bäume Haar
Und Frühlingsruf erschallt.

Und ist's kein Nachtigallenschlag,
So ist's ein frischer Klang,
Und was der Neidhart sagen mag,
'S ist doch kein Leichensang.

Der Wind, der aus dem Norden weht,
Er ist kein eitler Hauch,
Und wem der Wein zur Neige geht,
Schmeckt oft der Hefen auch.

Schilt nicht den Hunger, den der Ruhm,
Den Durst, den Größe stillt!
Blieb doch das wind'ge Preußenthum
Der Ehre letzter Schild.

Such nur das neue Vaterland!
Was blendet dein Gesicht?
Ach! wie Ulyß erwacht am Strand,
Weinst du und kennst es nicht.

X.

X.

Blücher.

Sprach's Luther in den guten Zeiten,
Als wir noch etwas zu bedeuten:
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang;
So ist uns noch der Ruhm geblieben,
Daß wir wie sonst den Becher lieben.

Doch bleibt auch wohl ein Narr sein Leben,
Wer rückwärts schiebt, um sich zu heben,
Wer am verdorrten Baume Frucht,
Im welken Kranze Blüthen sucht;
Denn rastlos vorwärts gilt's zu dringen,
Soll sich die kranke Zeit verjüngen.

Und beides hat ein Held verstanden,
Den sie der Wahlstatt Fürsten nannten;
Drum glaub' ich, wem die Art gefällt,
Der ist der ächte deutsche Held:
Der früh gleich wildem Wein gegohren,
Ward spät zum Rächer uns erkoren.

Und nächst dem Säbel blieb dem Zecher
Sein liebster Adjutant der Becher;
Er war's, mit dem er oft gespielt,
Dann wieder ernsten Kriegsrath hielt;
Und galt es, Schlachten zu gewinnen,
So mußt' auch Blut der Rebe rinnen.

Besonders aber half dem Alten
Ein Wort, das wir so schlecht behalten:
Wenn Vater Blücher: vorwärts! rief,
Klang's nach aus jeder Seele tief,
Die Rache schwang sich in den Bügeln,
Und vorwärts ging's auf Sturmes Flügeln.

Dieß Wort — o könnt' er's Alle lehren,
Die stets noch alten Götzen schwören,
Aus Schutt und Moder Schlösser bau'n,
Von allen Gipfeln rückwärts schau'n,
Statt nach den seligen Gestalten,
Die vorwärts deutend Kronen halten!

XI.

Graf von Schaumburg-Lippe.

Am Meer, von Tajo's Hauch umspielt,
Der fremde Feldherr Tafel hielt;
Die Regimenter musizirten,
Constabler das Geschütz probirten,
Bis eine Kugel hoch im Flug
Vom Feldherrnzelt die Fahne schlug.

Und Mancher ward beim Mahle blaß,
Indeß der Gastherr ruhig saß;
Da schlug — die Lunten blitzten wieder —
Im Zelt die zweite Kugel nieder;
Der Kühne scherzt bei gutem Muth:
„Nicht wahr, die Schützen zielen gut?"

Und endlich rollt, noch dampfend frisch,
Die dritte Kugel auf den Tisch;
Der Feldherr lacht: „Das ist die letzte!
Verzeiht den Schreck, der mich ergötzte!
Die Kugeln kennen ihren Herrn,
Und meine Schützen prüft' ich gern."

Ein Deutscher war's, der so dem Tod,
Dem Donner und dem Blitz gebot,
Zum höchsten Heldenruhm erlesen,
Wenn er kein deutscher Fürst gewesen,
Seit seiner mächt'gen Stimme Ruf
Aus Sclavenhorden Sieger schuf.

Doch bald in seinem Fürstenthum
Theilt' er so manches andern Ruhm,
Mit Steuern Leut' und Land zu plagen
Und wenig um sein Volk zu fragen,
So lang noch im Soldatenspiel
Der Schattenfeldherr sich gefiel.

Sein letzter Schutzgeist blieb ein Weib,
Ein Engel an Gemüth und Leib;
Wie nun auch die von ihm gewichen
Und seines Lebens Stern verblichen,
Da war's in heißer Sehnsucht Schmerz,
Daß sich bewährt das deutsche Herz.

Im den Fürstensaal verwaist
Sah stets er den geli[illegible]ten Geist,
Und trug auch länger kein zermessen.
Dort seinem Engel nachzueilen,
Wo erst das rechte Vaterland
Des Helden freie Seele fand.

XII.

Schill.

Was schreit der Leichenvogel dort
Im späten Flug am düstern Ort?
Der Nebel dampft, der Donner rollt,
Das Meer aus dunkler Ferne grollt;
Indeß im Sturm die Wälder rauschen,
Was mag der Krieger einsam lauschen?

Er nimmt den Mantel fester um,
Steht in dem Aufruhr kalt und stumm,
Den Schwertknauf an die Brust gedrückt,
Schaut nach den Sternen unverrückt;
Da bebt sein Roß, und Schüsse krachen,
Er scheint im halben Grimm zu lachen:

„Ha, brave Spürhund', schnüffelt nur!
Bald hättet ihr die rechte Spur!
Doch weid' in Ruh', mein armes Thier,
Die Kugeln gelten mir, nicht dir!
Bist schon seit Jahren mein Gefährte,
Wer sagt, daß ich dich zittern lehrte?"

„Ein wackres Roß, ein Reiter gut,
Verkauft so wohlfeil nicht sein Blut;
Und ist der Himmel welsch gesinnt,
Bleib' ich doch meiner Mutter Kind;
Der Tag kommt, wo die Schädel bleichen,
Die jetzt mit jedem Winde streichen."

So sprechend strengt der kühne Mann
Die Augen bis zum Reißen an;
Sein Blick die starre Nacht bezwingt
Und strahlengleich ins Dunkel dringt;
Er sieht die finstern Berge rauchen
Und aus dem Nebel Fackeln tauchen.

Da rauscht sein Mantel schwer im Wind,
Er ist im Sattel pfeilgeschwind:
„Franzosen, wer mich fangen will,
„Hier!" ruft er laut, „hier ist der Schill!"
Und jagt dahin im wilden Rennen; —
Ob ihn noch jetzt die Deutschen kennen?

XIII.

Melac.

Zerstreut ist Melac's Räuberschaar,
Der wilde Führer flieht allein;
Der sonst der Länder Geißel war,
Möcht' heute gern unsichtbar seyn,
Um aus des Schwarzwalds düstern Gründen
Die Bahn zum freien Rhein zu finden.

Er spornt sein Roß zum matten Trab,
Und nur der schwere Hufschlag schallt;
Die Nacht ist dunkel, wie ein Grab,
Nur seine Fackel glänzt im Wald;
Wie Geister fliehn die Riesenschatten
Der Tannen über finstre Matten.

Da hört er eines Glöckleins Ton,
Im Thal des Klausners Hütte steht;
Bei Lampenschein begann der schon
Um Mitternacht sein Frühgebet,
Und frommer Andacht Lieder steigen,
Als rauschten Engel in den Zweigen.

Mit sich und seinem Herrn allein
Sind ihm der Jahre viel entflohn;
In seine Dämm'rung fällt ein Schein
Der Ewigkeit von Gottes Thron:
Er singt Elias Feuerwagen,
Ihm scheint's in tiefer Nacht zu tagen.

Doch ehern bleibt des Fremdlings Sinn,
Im Busen kocht das wilde Blut,
Er schleudert grimm die Fackel hin,
Die Hütte flammt in heller Gluth:
„Land, das die Teufel Heimath nennen,
Laß sehn, wie deine Heil'gen brennen!"

Der Klausner starb, ihn trug ein Strahl
Von Gluth und Andacht hin zu Gott;
Noch brennt die Flamme Nachts im Thal,
Des Mörders Geist erneut den Spott,
Und ruft die Seinen, schwingt die Kerzen —
Kein Funke brennt in deutschen Herzen.

XIV.

Speckbacher.

Speckbacher ist ein deutscher Mann,
Kein Modeheld, der Welt zur Plage,
Des Kaisers schlichter Unterthan
Ist er noch ächt vom alten Schlage,
Und hat auch wenig sonst studirt,
Als wie man frei die Büchse führt.

Den Bären früh zum Ziel er nahm,
Er weiß der Kugel Flug zu lenken;
Doch seit das Heer der Franken kam,
Die seiner Väter Land verschenken,
Dünkt ihm verloren jeder Schuß,
Wo nicht ein Blaustrumpf stürzen muß.

Da trifft auch ihn das falsche Blei;
In einer Höhle, krank, verlassen,
Doch in der kühnen Seele frei,
Will ihn die List der Fremden fassen;
Er hört sie kommen, springt vom Grund,
Ruft: „jetzt, Speckbacher, sey gesund!“

Er tritt hervor und setzt den Hut
Sich ruhig auf der Stirn zurechte,
Im Wehrgehäng die Büchse ruht,
Speckbacher geht nicht zum Gefechte;
Doch schaut er sie mit Blicken an,
Daß Manchem drob das Blut gerann.

Kein Säbel blinkt, kein Schuß wird laut,
Sie weichen scheu zu beiden Seiten,
Und sehn den Mann, der sich vertraut,
Durch ihre Gasse langsam schreiten;
Doch bald tönt rings der Alpen Mund:
Speckbacher hält noch unsern Bund!

Und wollt ihr wissen, wie er's macht,
Daß selbst die Sieger vor ihm zagen?
Gethan ist's schwerer als gedacht,
Will's euch auf Treu' und Glauben sagen:
Kein Zwingherr und kein Heer besiegt
Den Mann, der lieber bricht als biegt.

XV.

Andreas Hofer.

Der Sandwirth, der's so gut verstanden,
Wie man das Wild auf Alpen hetzt,
Hat sich vom Streit mit Söldnerbanden
Zu Insbruck an den Tisch gesetzt,
Und seine kecken Schützen liegen,
Des Rufs gewärtig, müd vom Siegen.

Da regt sich's drängend in den Gassen,
Vermischte Stimmen werden laut,
Der Platz kann kaum die Menge fassen,
Und Jung und Alt erwartend schaut;
Sie wollen unter Sang und Klingen
Ein Lebehoch dem Sandwirth bringen.

Doch er, des Landes Schirm und Stütze,
Tritt mit entblößtem Haupt daher:
„Laßt das, ich bin ein schlichter Schütze,
Und wenn ich selbst der Kaiser wär',
Ihr solltet einen Höhern preisen,
Daß er uns beisteht — will's euch weisen."

Drauf faltet er die rauhen Hände,
Und jeder auf den Knien fleht,
Daß Gott des Sieges Engel sende,
Viel tausend Seelen ein Gebet!
Die Kämpfer ziehn — und wenig Stunden,
So strömt ihr Blut aus frischen Wunden.

Und soll ich weiter noch verkünden,
Wie er der Treue Lohn empfing?
Das ist der Fluch von unsern Sünden,
Daß er, der fest am Glauben hing,
Verlassen starb den Tod der Schächer,
Und fand nur droben einen Rächer.

Doch nun der Sandwirth ausgestritten,
Seit ihm die Kugel schlug durchs Herz,
Kränkt euch der Tod, den er gelitten,
Er aber schwang sich himmelwärts,
Und jagt wohl, wo die Sterne blitzen,
Den Steinbock mit des Himmels Schützen.

XVI.

Alarichs Grab.

In Welschland unter den Fluthen des Stroms,
Da schläft der Bezwinger des ewigen Roms.
Ein Adler des Sieges durchflog er die Welt,
Kein Schwächerer ist's, wie der Tod, der ihn hält.
Der sprach: Nun ruh' und erharre die Zeit,
Wo dein Volk einst wieder die Welt erneut!
Und er stieß den sträubenden Krieger hinab:
Bald rauschten die Fluthen auf Alarichs Grab.
Seitdem unter Fremdlingen fühlt er die Pein,
Im Grabe verbannt aus der Heimath zu seyn.
Und der heimischen Waffen und Stimmen Klang,
Wenn er naht aus der Ferne, durchzuckt ihn bang.
Dann schauert der Geist, ein hell Meteor
Steigt lauschend zur Höhe der Alpen empor.
Das letztemal war's, wie der letzte Zug
Aus Deutschlands Bergen Italien schlug.
Da kannt' er die Stimmen, da fragte der Held:
Ob hinter den Alpen erwache die Welt?
Doch einer der Söldner ihm Antwort gab:
„Man schickt uns, zu graben der Freiheit Grab.

Wir fechten für Ehre nicht, Gold oder Recht!
Ohne Vaterland sind wir ein ruhmlos Geschlecht!
Wir kämpfen für einen der Herrscher der Welt,
Der hat uns zu Hütern der Knechtschaft bestellt."
Und seufzend hörte der Geist den Bescheid,
Bleich zuckte der Schatten im eisernen Kleid.
Wehklagend stieg er die Fluthen hinab,
Und es klagten die Wogen auf Alarichs Grab.

XVII.

Kaiser Joseph. *)

Kaiser Joseph, wenn die Sage, daß du lebest, Wahrheit spricht,
Bleib im Ungarland verborgen, fluche deinem Kerker nicht!
Was du schautest, wenn du kämest — bitterer als Kerkernoth
Wäre dir das lange Sterben, deines Volks lebend'ger Tod.
Wohl die Stürme sähst du wehen über dein erstarrtes Reich,
Doch sie wecken nicht die Schläfer, selbst die Sonne lodert bleich.
Ruhe, Deutschlands letzter Kaiser! komm nicht wieder, und im Traum.
Horch, wie deine Saaten rauschen, steigend in des Himmels Raum.
Oder hat vielleicht ein Fremdling arge Botschaft dir gebracht?
Sank vielleicht in deinem Thurme Ypsilanti's Haupt in Nacht?

*) Nach einer, freilich alles positiven Grundes ermangelnden, aber als Zeichen der Volksgesinnung bemerkenswerthen Sage wird in Oestreich noch immer an eine mögliche Wiederkunft des in einer Festung gefangen gehaltenen Kaisers Joseph II. geglaubt.

Hörtest du von ihm die Kunde, wie dein Land der Schande
fröhnt,
Und des Flüchtling's Hülferufen, des Verlass'nen Gastrecht
höhnt?
Wie sie dort, die frommen Christen, beteten für Mahom's
Sieg,
Wie sie Frieden furchtsam suchen, nur der Freiheit ew'gen
Krieg?
O dann schließe bald dein Auge, doch bevor's im Tode bricht,
Oeffne dem verjüngten Geiste sich das innere Gesicht,
Daß du noch mit Sehers Blicken wenn du heimwärts,
aufwärts fleh'st,
Schon den Stern, der Tag verkündet, groß im Osten stehen
siehst;
Und dann eile, Deutschlands Kaiser, Deutschlands Abend-
stern, zur Ruh',
Schwebe Deutschlands Morgensterne, dem verklärten Fried-
rich zu!
Die hienieden sich befehdet, wer des Reiches Sonne sey,
Droben seyd ihr eins und leuchtet, von dem Haß der Erde
frei!
Abendstern mit bleichem Schimmer, Morgenstern im hellen
Schein,
Lasset einst vereint auf immer Deutschlands neue Sonne
seyn!

XVIII.

XVIII.

Der Löwe der Wüste.*)

Von Osten jüngst ein Vogel sang: auf, deutsches Volk, erwache!
Der Tag der neuen Zeit bricht an, es reift die Saat der Rache!
Dein Name, der verschollen war, soll sich verklärt erheben
Und über Deutschlands Eichen frei auf Adlersfittig schweben!
Der Vogel sang die ganze Nacht bis in den lichten Morgen,
Wie wenn Kukuk den Blüthen lockt, im Frühlingswald verborgen;
Nachts sang er, bis er heiser war, und flog am Morgen weiter,
Dumpfbrausend hinter ihm ein Meer, ein Heer von Heeren Streiter.
Und heiß die wilde Jagd begann, den schwarzen Leu zu jagen:
O Wüsten-Leu Napoleon! Da galt's, den Sprung zu wagen,
Den Todessprung in Leipzigs Schlacht, durch blutgetränkte Felder,
Und fort zum Gränzenvater Rhein bis tief in Frankreichs Wälder.

*) „Löwe der Wüste" war eine Uebersetzung seines Namens, welcher Napoleon besonderes Gefallen fand.

Sind Hunde denn des Löwen Tod? — viel kecke Jäger hetzten,
Viel sichre Herrn, nach Fürstenbrauch, am Schießen sich ergötzten.
Sie theilten's Fell und ließen drauf die Beute sich belieben,
Doch, Lügenvogel, sprich, wo ist dein deutsches Volk geblieben?
Magst von den Alpen bis zum Belt, vom Rhein zur Donau wandern,
Du suchst umsonst, du rufst umsonst, denn Keiner kennt den Andern.
Frag' nicht die Hunde, die gerannt, die sind wohl gut zum Kläffen!
Frag' nicht die Jäger, die gehetzt, sie ließen nur sich äffen!
Die Fürsten vollends frage nicht! Und mußt du Antwort haben,
Flieg' lieber westwärts über's Meer, wo sie den Leu'n begraben;
Und wenn er auf dem Ocean, ein Riese, nächtlich schreitet,
Frag' seinen Geist, wann's denn auch uns zur Auferstehung läutet!

XIX.

Das Gewitter im Walde.

Horch, wie's in den Wäldern klagt,
Durch die Wolken zürnend jagt,
Wie des Sturmgeists Pfeife gellt,
Strömend Fluth und Flamme fällt!
Düstre Flügel droben rauschen,
Bange Seelen zagend lauschen.

Doch im Herzen hebt sich laut
Ingrimm mit dem Sturm vertraut,
Und des Unmuths Stimme spricht:
Herz, ertrag und schweige nicht!
Wo die starren Eichen ragen,
Hör' ich Heldengeister fragen:

„Dringt denn Schwert und Speer allein
In das Herz des Räubers ein?
Blut strömt auch der Kugel nach;
Müßt ihr dulden Raub und Schmach,
Statt den reichen Schatz der Ehren,
Den wir sammelten, zu mehren?"

„Stürze, stürze Wetternacht!
Thürme, Sturm, die Wolkenschlacht!
Auch wenn euch die Sonne scheint,
Tief im Grab der Unmuth weint.
Möge sie euch nimmer leuchten,
Steter Gram das Auge feuchten!“

Von dem Fluche bebt der Wald,
Und der Himmel, klar und kalt,
Tritt, vom dumpfen Ruf erweckt,
Aus den Nebeln, wie erschreckt,
Blinkt mit zitternden Gestirnen:
Fort und fort die Geister zürnen.

XX.

Der Vorgebirgskönig.

Der Vorgebirgskönig am Felsen lauscht
In Deutschlands äußerstem Norden:
Zwar Wind und Woge wie ehemals rauscht,
Das Land ist anders geworden;
Rings lagern die Wälder im Mondenschein,
Verwandelt in Geister- und Kriegerreihn.

Ein Fürst der Elfen, des Kaisers Feind,
Den er eifersüchtig befehdet,
Hat fern er an Rügens Küste vereint,
Was langer Kampf nicht getödtet;
Mit schnaubenden Rossen durchzieht er das Meer
Und fährt auf umnachteten Wogen einher.

„Wie lange schon, — seufzet er, — halt' ich fest,
Und kämpfe, das Land zu beschützen!
Umsonst! dem Volke, das selbst sich verläßt,
Kann Geisterhülfe nichts nützen!
Umsonst, daß ich außen dem Feinde gewehrt,
Wo das Gift im innersten Marke schon zehrt!"

„Von so viel Fürsten, die Deutschland trägt,
Erkennt denn keiner das Rechte?
Ist keiner, im dem noch ein Herz sich regt,
Daß er für sein Vaterland fechte?
Und soll ich, der einzige, wachen und spähn,
Und ringsum Träumer und Schläfer sehn?"

„Ach, gerne mein Herzblut gäb' ich darum,
Könnt' ich den Kaiser erwecken!
Kein Ausgang dämmert, das Grab ist stumm
Und chnell, seinen Raub zu verstecken!
Doch heute, zum Abend der Leipziger Schlacht,
Erhellt kein Feuer die zögernde Nacht?"

Und aus dem Walde die Antwort kam:
„Die Mächtigen löschten das Feuer,
Eh' noch mit dem Rausche gewechselt die Scham,
Und dem Volk die Freude zu theuer."
Der Vorgebirgskönig in Riesenwuchs stand
Und hielt eine Krone in jeder Hand.

Die eine, dem letzten Kaiser geraubt,
Aus funkelndem Golde gegossen,
Die andre hatte Napoleons Haupt
Mit glühenden Strahlen umflossen;
Und er warf die eine hoch über den Sund,
Die zweite versenkt' er im Meeresgrund:

„Wer's wagt, der nehme die erste hin!
Er mag sie behalten und wahren!
Doch trug kein Deutscher so hohen Sinn.
Wenn ich wieder forsche nach Jahren,
So hol' ich die Fremdlingskrone herauf
Und setze dem windigsten Bettler sie auf."

Fort rauscht' er im Sturm, wild brauste das Meer,
Wo die Krone versank, in den Tiefen;
Der anderen folgte von Schatten ein Heer,
Die Preußens Friederich riefen:
Er kam — doch indessen die Todten gewacht,
Umhüllte die Lebenden Schlummer und Nacht.

XXI.

Die Wolken.

Die Nacht lag stumm, und die Winde flogen,
Botschaft zu bestellen ins deutsche Land,
Vom Alpenkranz zu der Ostsee Wogen,
Vom Nordmeer bis zum italischen Strand.
Ein Nordschein brannte, geräuschlos schwammen
Zum Riesengebirge die Wolken hinan;
Dort hub, wie zum Rath sie nun alle beisammen,
Von Rübezahls Kanzel die Sprecherin an:

„Willkommen, Schwestern, da wäret ihr alle:
Vom Harz, vom Böhmer und Thüringer Wald,
Vom Erzgebirg und der Alpenhalle,
Vom Main und der Elbe in jeder Gestalt.
Willkommen, Töchter der deutschen Meere,
Vom fernen Sund, von Arkona's Höhn!
Willkommen, grollende, dunkle Heere!
Willkommen, lichte, geflügelte Feen!"

„Ihr, märkische Nymphen, waret die ersten,
Ihr seyd langathmig und leicht und schnell!
Bei euch, Rheinländische, hielt es am schwersten,
Doch mußtet ihr, wohl oder übel, zur Stell'!
Nur die Donaunixen sind ausgeblieben,
Weil sonst der Kaiser der Sonne nicht traut!
Sie mästen sich gern mit dem Volk im Trüben,
Auch fürchten sie wohl an der Gränze die Mauth."

„Doch nun zur Sache! Ihr wißt, wie lange
Den Berggeist, unseren König und Herrn,
Wir nicht mehr trafen auf unsrem Gange:
Er ist verschwunden und hält sich fern.
Sonst tummelt' er froh sich im deutschen Lande,
Jetzt flieht er die gottverlassenen Au'n;
Was fesselt denn uns wie mit ehernem Bande,
Nur immer denselbigen Jammer zu schaun?"

„Wir sehen, wie seit dreihundert Jahren
Das Land sich wandelt in modernden Sumpf;
Die Schwert und Posaune des Weltgerichts waren,
Die Deutschen, sind jetzt unerwecklich und stumpf;
Indeß sie theuer die Schande zahlen,
Weil keiner die Ehre dem anderen gönnt,
Mit Schimpf und Schwäche die Ersten prahlen,
Und jeder statt Kronen nach Flittergold rennt."

„Und sollen wir endlos schöpfen und gießen
Die nährende Fluth in das rinnende Faß,
Und Quellen tränkend, die nicht mehr fließen,
Verschwenden umsonst das erquickende Naß?
Wär's denn nicht besser, vereint zu ziehen,
Wie des Himmels Vögel, die Welt ist groß!
Wär's Schande denn, wenn wir die Schande fliehen?
Nicht theilen den Fluch, der Verworfenen Loos?"

Die Sprecherin schwieg; da entbrannte die Fehde,
Nicht allen stand nach der Fremde der Sinn,
Und die Erzgebirgischen schalten die Rede,
Wie die vom Brocken, vom Lech und vom Inn.
Doch anders dachte der Schwarm aus Norden,
Und anders die lachende Bande vom Rhein,
Die ganz durchsichtig und dünn geworden
In Frankreichs lustigem Sonnenschein.

Nach England wären sie gerne gezogen —
Die Nordseejungfern, sie lockte das Geld;
Die Rheinischen, die den Franzosen gewogen,
Sie hatten schon drüben Quartiere bestellt;
Die Schaar aus Schwabenland schwur, sie vermeine:
Auch Rußland wäre so übel nicht;
Die Aelplerin: wie in Italien scheine
Doch nirgends auf Erden der Sonne Licht.

Zuletzt rief laut eine kecke Wolke:
„Ihr möget nur immer die Deutschen schmähn:
Doch lernt ihr trefflich am deutschen Volke,
Wie ihr müßt sicher zu Grunde gehn.
Und wäret ihr nur, wie die Deutschen waren
Noch jüngst im letzten vergessenen Krieg;
Ihr würdet der Heimath die Treue bewahren,
Von Deutschlands Sterne noch hofftet ihr Sieg.“

„Schneemädchen, was möchtet ihr durstig fliegen
Um Welschlands Sonne, verzehrt und bleich?
Was lockt euch, unter der Knute zu liegen,
Des Schwarzwalds Töchter, im russischen Reich?
Doch muß ich vor allen die Rheinischen schelten:
Ein Land, das neidend die Sterne beschaun,
Zu fliehen, um für Franzosen zu gelten!
Dann die der Tyrannin der Meere vertraun.“

„Kein Eden fürwahr ist das Land, wo ich wohne,
Wir trinken die Oder, das Havv und die Spree;
Doch gäben wir nimmer die Bernsteinkrone
Für alle Perlen der indischen See.
Nie werd' ich das Land, das ich liebe, verlassen,
Und hoffen, so lang als der Himmel ihm blaut!
Erst müsse die Leuchte des Tags ihm erblassen,]
Dann scheltet mein Hoffen auf Sand gebaut!“

Indem ward's Tag, und die Felsen durchhallte
Des Berggeists Stimme: „die Preußin hat Recht!
Bleibt deutsch, ihr Kinder, ich bin noch der Alte
Und rüste verborgen ein Heer zum Gefecht!“
Und mählich erhub sich die Sonne nach oben,
In flammender Röthe das Wolkenheer stand,
Stumm waren die Uebelgesinnten zerstoben
Und glühende Strahlen erweckten das Land.

XXII.

Erlösung.

Was rauscht ihr Fichten hoch im Wind,
Und redet leis zusammen,
Wo Morgenlüfte trunken sind
Und rings die Höhen flammen?
Was steht ihr Eichen, frischbelaubt,
Ernstnickend mit den Wipfeln,
Und schüttelt das bemooste Haupt
Von des Gebirges Gipfeln?

Von Ast zu Ast der Vogel fliegt,
Ein ewig Lied zu singen,
Und ahnungsvoll der Falke wiegt
In heißer Luft die Schwingen;
Das scheue Wild am Boden lauscht,
Was denn die Bäume flüstern,
Der Wasserfall am Felsen rauscht,
Die Tropfen stäubend knistern.

Die Berge sind mit Leid und Lust
Versenkt in tiefes Träumen;
Doch muß auch in der starren Brust
Die alte Sehnsucht keimen,
Wenn tausend Sänger, aus dem Tod
Erweckt, den Aufgang grüßen,
Und ihre Gipfel sonnenroth
In Licht und Glanz zerfließen.

Von dem verlornen Paradies
Die unvergess'ne Kunde,
Die neu der Lenz erblühen ließ —
Sie tönt von Mund zu Munde.
Die Auferstehung ist das Wort,
Worauf die Felsen bauen;
Erlösung läßt noch immerfort
In Edens Himmel schauen.

Und du, o Seele, möchtest stumm
Den Tod der Feigen sterben,
Statt um dein himmlisch Eigenthum,
Das du verlorst, zu werben?
Was tief im Grund das All bewegt,
Soll nicht im Herzen klingen,
Und was im Puls der Schöpfung schlägt,
Nicht Menschenbrust durchdringen?

XXIII.

Die Bienen;

eine Parabel.

„Wie freundlich scheint die Sonne heut,„
Die sich der Festtagsstille freut!
Gott selber ruht und glänzend, schau!
Liegt hier sein Frieden auf der Au!
Drum statt das müde Vieh zu quälen,
Sitz her, und laß dir eins erzählen!"

So rief dem Enkel, der am Pflug
Des Vaters Stiere keuchend schlug, —
Gebückt am Stabe, silberweiß,
Von eines Kleefelds Rand ein Greis.
Und hastig, wie er kam im Sprunge,
Warf sich ins Gras der wilde Junge.

Da sprach der Alte: „siehst du, Kind,
Dein Vater und die Bienen sind
Allein zur Arbeit heut im Feld;
Doch weißt du, was die Bienen hält,
Die sonst aus jeder Blüthe schlürfen,
Daß sie den Klee nicht kosten dürfen?"

„Als noch vor manchem lieben Jahr
Das Paradies auf Erden war,
Das jetzt im Himmel ist — und bald,
Hoff' ich, sey dort mein Aufenthalt, —
Begehrten schon des Klees die Bienen,
Statt Gott am Tag des Herrn zu dienen."

„Da kam von droben der Bescheid:
So ihr nicht schwärmt zu jeder Zeit,
Und heilig haltet meinen Tag,
Was ihr begehrt, euch werden mag!
Doch war's zu viel den kargen Thieren,
Die Sonntagsernte zu verlieren."

„Und wie das süße Herrgottsbrot,
Den Bienen jetzt der Herr verbot,
Ist auch das Paradies verstellt
Dem Volk, das keinen Festtag hält:
Denn nicht mit Sorgen, Geizen, Dringen
Läßt sich der Segen Gottes zwingen."

Das hörte stumm der Ackersmann
Und trieb sein Vieh noch härter an,
Der Unmuth bald das Herz ihm brach,
Bis er die trotz'gen Worte sprach:
„Wenn wir nicht mehr für Andre säen,
Will ich zur Kirche beten gehen."

„Bis dahin noch hat's gute Weil',
Sorgt nicht für meiner Seele Heil;
Und wenn ihr meint, daß ich's verlor,
Sagt denen euer Mährlein vor,
Die uns den letzten Muth und Glauben,
Den letzten Trost und Heller rauben."

XXIV.

Der künftige Messias.

Aus dem Lieblingswalde meiner Kindheit tritt der Abendstern,
Und wie Silbertropfen rinnt es durch die Büsche nah und fern.
In die Wildniß zog der Täufer harrend einst des Herrn der Welt,
Der mit Himmelslicht der Erde dunkeln Traum uns aufgehellt.
Büßend, predigend und betend ward ihm keine Nacht zu lang,
Weil sein Geist auf Andachtsflügeln in die lichte Zukunft drang.
Und so weiß ich einen Klausner in des Waldes Einsamkeit,
Fern dem Volke, das mit Unwerth prahlt und sich der Schande freut.
Könnten die Verstockten hören, tönt' auch seine Stimme wohl,
Gleich dem Prediger der Wüste, von dem Reich, das kommen soll,
Von des Heilands Feuertaufe, vom Erlöser, der erscheint,
Wenn der Stern aus Morgen wieder blinkt, das irre Volk vereint.

Doch ob keines seiner Worte in den Herzen weiter klingt,
Weiß er doch, daß Gottes Auge durch die Nacht als Früh-
roth dringt.
Und so hat er in der Wildniß eine Warte sich erbaut,
Wo er gläubig der Verheißung lichtem Stern entgegenschaut.
Mag er oft vergebens spähen, ob kein Morgenroth erwacht,
Seiner trunknen Seele Flammen lodern doch die ganze Nacht.
Wenn der Strom sich hebt, der Adler fessellos im Sturme
braust,
Mahnt's ihn, daß der Geist der Jugend noch im Land der
Eichen haust;
Wenn früh Morgens alle Sterne zittern, wenn die Leyer klingt,
Hört er, wie der Schwan des Himmels scheidend von Be-
freiung singt;
Und er faltet still die Hände, legt sein Haupt getröstet hin —
Sagt' ich's, würdet ihr es glauben, daß ich selbst der Klaus-
ner bin?

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druckfehler.

S. 81 Lin. 2 statt: und geringerem l. oder geringerem
S. 84 Lin. 8 l. ist mir aber auch
S. 105 Lin. 19 statt: Einzelnes l. einzelnes
S. 122 Lin. 17 statt: im l. in
S. 123 Lin. 16 statt müßte l. mußte
S. 143 Lin. 2 von unt. ist das Comma nach gerade zu streichen.
S. 197 Lin. 5 statt: Preußen; l. Preußen ein;
S. 201 Lin. 4 von unt. statt: Schwächeren l. schwächeren
S. 227 Lin. 7 von unt. statt: beschränktere, l. beschränkte
S. 301 auf der letzten Linie statt: erweckender l. erweckenden.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pfizer, Paul Achatius,

Briefwechsel zweier Deutschen

Stuttgart 1831

Germ.g. 353 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10016787-9